Roel
Janssen
DIE EURO-
FÄLSCHER
Der Wirtschaftskrimi
zur neuen
Währung
campus

Roel Janssen

Die Euro-Fälscher

Der Wirtschaftskrimi zur neuen Währung

Aus dem Niederländischen von
Dieter Maenner

Campus Verlag Frankfurt / New York

Die niederländische Originalausgabe erschien 2000 bei
Uitgeverij Balans.
Copyright © 2000 by Roel Janssen and Uitgeverij Balans.
First published in the Netherlands
by Uitgeverij Balans, Amsterdam.

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme
Ein Titeldatensatz für diese Publikation ist bei
Der Deutschen Bibliothek erhältlich.
ISBN 3-593-36799-8
Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.
Copyright © 2001.
Alle deutschsprachigen Rechte bei Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main
Umschlaggestaltung: Guido Klütsch, Köln
Umschlagmotiv: © Bavaria Bildagentur, München
Satz: Publikations Atelier, Frankfurt am Main
Druck und Bindung: Wiener Verlag GmbH, Himberg
Printed in Austria

Vor der feierlichen Einführung des neuen Euro-Geldes tauchen bei der Amsterdamer Mercator Bank Fälschungen auf. Oscar Straver und Stephanie Horlick machen sich auf die Suche nach den Drahtziehern. Wer sind die finsteren Gestalten, die sich an der neuen Währung vergriffen haben und offensichtlich auch vor Mord nicht zurückschrecken? Die beiden Amateurdetektive kommen sich näher – und einem ungeheuerlichen Komplott auf die Spur. Zugleich wird im Laufe ihrer detektivischen Arbeit alles Wissenswerte über die neue Währung und ihre Einführung vermittelt.

Roel Janssen ist Autor und Wirtschaftsjournalist bei der niederländischen Zeitung NRC HANDELSBLAD.

Prolog

Das deutsche Nachrichtenmagazin *Focus* veröffentlichte in seiner Ausgabe vom 18. Mai 1998 einen äußerst brisanten Artikel. Dass nur wenige Leser ihn beachteten, lag vermutlich daran, dass er in der Rubrik Kurznachrichten erschienen war. Dabei war die Mitteilung alarmierend und peinlich zugleich.

Unter den Überschriften »Fälscher« und »Euro schon unsicher« konnte man lesen, dass ein Stempel, mit dem die neuen europäischen Banknoten fälschungssicher gemacht werden sollten, verschwunden war. Es handelte sich um einen so genannten Hologrammstempel, hergestellt von Hologramme Industries in Paris. Das Päckchen mit dem Stempel wurde am Dienstag, dem 12. Mai 1998 auf dem Flughafen Charles de Gaulle für einen Linienflug der Air France nach München abgegeben. Dort sollte es zur deutschen Banknotendruckerei Giesecke & Devrient gebracht werden. Als das Flugzeug in München ankam, war das Päckchen verschwunden. Es tauchte nicht wieder auf.

Zur gleichen Zeit führten die europäischen Banknotendruckereien Testläufe bei der Produktion der Euro-Banknoten durch. Diese Tests waren notwendig, um eine einheitliche Qualität zu gewährleisten und mit den hochwertigen Sicherheitsmerkmalen zu experimentieren.

Im Laufe des Jahres 1999 hatte man mit der Massenproduktion der Euros – 14 Milliarden Banknoten und 70 Milliarden Münzen – begonnen. Eine Herstellungszeit von zweieinhalb Jahren war erforderlich, um sicherzustellen, dass

am 1. Januar 2002 alle Banknoten und Münzen der zwölf Euroländer, die im Umlauf waren, reibungslos in Euros umgetauscht werden konnten.

Während der Testphase, gut sechs Monate nach dem Verschwinden des Hologrammstempels, gab es in der Papierfabrik Louisenthal GmbH, die in Deutschland das Papier für Banknoten herstellt, eine Störung. Die Druckbögen zeigten kleine Abweichungen, sodass sämtliche Bögen ausgemustert werden mussten. Man beschloss, mit diesem Papier zu testen, wie die nationalen Geldnoten, die 2002 aus dem Umlauf genommen werden würden, nach ihrer Vernichtung umweltfreundlich wieder verwendet werden könnten. An einem nebligen Herbstmorgen verließ ein LKW mit Banknotenpapier die Firma in Gmünd am Tegernsee.

Wenig später, am Dienstag, den 5. Januar 1999, fand in Frankfurt der Neujahrsempfang der Europäischen Zentralbank statt. EZB-Präsident Duisenberg hielt eine kurze Ansprache im stilvollen Hotel Frankfurter Hof. Unter Beisein der internationalen Presse dankte er seinen Mitarbeitern für alle Anstrengungen, die sie bei dem reibungslos verlaufenen Übergang zum bargeldlosen Euro unternommen hatten und erhob das Glas auf die Zukunft der europäischen Währung.

Nach dem Empfang standen zwei Gäste in einer Ecke des Saals und sprachen in vertraulichem Ton miteinander. Einem Journalisten der *Financial Times*, der sich ein letztes Gläschen Sekt genehmigte, gelang es, Bruchstücke ihres Gesprächs aufzufangen. Obwohl er keine Einzelheiten verstehen konnte, wurde ihm klar, dass es sich um eine ernste Angelegenheit handelte.

Am nächsten Tag beschloss er, der Sache auf den Grund zu gehen. Doch wo er sich auch erkundigte, nirgendwo war eine Bestätigung seiner Vermutung zu erhalten. Die Sprecherin der

Europäischen Zentralbank bemerkte nur, dass sie nichts sagen könne.

»Ist das die offizielle Reaktion?«, fragte der Journalist.

»Es gibt keine offizielle Reaktion«, antwortete die Sprecherin der EZB reserviert. »Von irgendeinem Verschwinden ist der EZB nichts bekannt.«

1. Mercator Bank

Der Tag war kurz gewesen und es versprach, eine lange Nacht zu werden. Mit einem Gefühl von Erleichterung schlug Oscar Straver das letzte Kalenderblatt um, blickte einen Augenblick auf die neue Jahreszahl und dachte an das neue Jahr, das so viel erwarten ließ. Nachdem er monatelang unter Hochspannung gearbeitet hatte, freute er sich auf ruhigere Zeiten. Er schaltete seinen Computer aus, packte seine Sachen zusammen und rief, – ohne eine bestimmte Person zu meinen: »Hiermit beenden wir dieses Jahr. Wir sehen uns im neuen!« Etwas später schwebte er durch den transparenten Aufzugsschacht an der Wand des Bürogebäudes nach unten. Draußen war es schon dunkel.

Im Innern des Gebäudes herrschte eine festliche Atmosphäre. Vom obersten Stockwerk des Atriums hingen lange goldgelbe, weihnachtsrote und himmelblaue Girlanden, die glänzend nach unten fielen, sie erreichten beinah den Marmorboden der großen Versammlungshalle. In der Ecke schräg gegenüber dem Aufzug stand ein Weihnachtsbaum, dessen Spitze bis zur Balustrade des dritten Stockwerks reichte. Der Baum war mit elektrischen Lichtern geschmückt und mit einer Schicht üppigen Engelshaars bedeckt. Durch das künstliche Haar verbreiteten die Kerzen ein wunderschönes, sternförmiges Licht.

Die Halle war voll Menschen, alles Beschäftigte der Mercator Bank: Finanzexperten, Bankiers, Händler aus dem Handelssaal, Computerspezialisten, Buchhalter, Kassierer, Schalterangestellte und Sekretärinnen. Oscar stieg aus dem Aufzug und mischte sich unter die Menge.

Die Mitarbeiter der Bank waren jung und modisch gekleidet. Entspannt unterhielten sie sich, locker mit einer Hand in der Tasche oder mit vor der Brust gekreuzten Armen. Lautstark erzählten sie von den Fun-Mails mit elektronischen Weihnachtsliedern, die sie verschickt hatten. Oder sie gaben einen Kommentar zu den Weihnachtspäckchen, deren Inhalt, wie jedes Jahr, schrecklich banal gewesen war.

Man wartete auf Olivier van Saxenburgh, den Vorstandsvorsitzenden der Mercator Bank. In einigen Minuten würde er den Mitarbeitern vom Geschäftsergebnis der Bank im vergangenen Jahr und den Perspektiven für 2002 berichten.

Es war beinah halb fünf nachmittags, am Silvestertag, Montag, den 31. Dezember 2001.

Begleitet von zwei anderen Mitgliedern des Vorstands betrat van Saxenburgh die Halle der Bank. Selbstsicher lief er zum Podium, das vor der Glaswand, von der aus man den beleuchteten Innengarten sehen konnte, aufgestellt worden war. Sobald er auf das Podest gestiegen war und mit seinem Finger an das Mikrofon geklopft hatte, verstummte das Stimmengewirr in der Halle und die Mitarbeiter der Bank drehten sich in die Richtung ihres Chefs.

»Es ist fantastisch, in Ihrer Mitte zu sein. Ich fühle eine gewaltige Energie in diesem Saal«, begann van Saxenburgh. »Silvester ist der Zeitpunkt, sich auf das vergangene Jahr zu besinnen, aber auch an das neue Jahr zu denken. Sie möchten natürlich alle so schnell wie möglich nach Hause, aber ich bitte Sie trotzdem, mir noch einige Augenblicke zuzuhören. Wie Sie wissen, erwartet uns heute Nacht ein großes Programm, hierüber gleich mehr. Zuerst möchte ich kurz vom Geschäftsergebnis des letzten Jahres berichten.«

Olivier van Saxenburgh war muskulös und hatte dickes, gewelltes graues Haar. Er war stolz darauf, dass er trotz seiner 61 Jahre körperlich und geistig in Topform war. Sein leicht

gebräuntes Gesicht war das eines Mannes, der wenig trinkt, nicht raucht und viel Zeit im Freien verbringt. Das Einzige, was auf sein Alter hinwies, war eine Lesebrille, die an einer Kette um seinen Hals hing.

Van Saxenburgh segelte gern. Als vor ungefähr fünf Jahren ein Name für die neue Bank gesucht wurde, hatte er »Mercator Bank« vorgeschlagen. Der Name Mercator, so hieß ein flämischer Kartograf Ende des 16. Jahrhunderts, wies subtil auf die Navigationskünste hin, die sich die Bank auf den Finanzmärkten zutraute. Segeln und Bankgeschäfte hatten viel Gemeinsames, fand van Saxenburgh: Situationen richtig einschätzen und optimal nutzen, Risiken eingehen, Gefahren widerstehen, auf Sicherheit achten und Kurs halten. Von ihm war auch der Vorschlag gekommen, eine stilisierte Windrose als Zeichen der Bank zu benutzen.

»Unsere Aktivitäten auf den europäischen Finanzmärkten machen uns viel Freude und bringen uns viel Geld«, sprach van Saxenburgh strahlend weiter. »Wir haben ein ausgezeichnetes Jahr hinter uns. Die genauen Zahlen kann ich natürlich noch nicht angeben, Sie können jedoch davon ausgehen, dass die Ergebnisse über den Erwartungen liegen. Die Jahresabschlussprämien können sich sicher sehen lassen.« Im Saal erklang Beifall.

»Und wenn ich über den Erfolg der Mercator Bank rede, dann bedeutet das, für die Anstrengungen zu danken…«, er machte eine kleine Pause, »für Ihre Anstrengungen, unsere gemeinsamen Anstrengungen.« Van Saxenburgh schaute sich in der Halle um und nahm sich die Zeit, einige Mitarbeiter der Bank persönlich anzusehen. »Wenn ich also einige Namen besonders hervorhebe«, so fuhr er fort, »dann soll das nicht bedeuten, dass die anderen keinen Beitrag zu unserem Erfolg geleistet hätten.«

Neben van Saxenburgh standen die beiden Direktoren der Bank, LoDo Boonzaayer und Cees Crommelin.

»Jetzt möchte ich zuerst unseren Direktor der Abteilung Investment Banking nennen, Herrn Boonzaayer…«

Aus dem Saal erklang Applaus. Nach einem Augenblick machte Boonzaayer eine lässige Bewegung mit seinen Händen, um den Applaus abklingen zu lassen.

Boonzaayer galt als Spezialist für Finanzmärkte. Mit seinen schwarzen, etwas zu langen, lässig nach hinten gekämmten Haaren, seinen bunten Hosenträgern, die man unter dem offen stehenden Sakko seines Nadelstreifenanzugs erkennen konnte, seinem hellblauen Hemd mit weißem Kragen und doppelten Manschetten und der auffälligen Ermenegildo-Zegna-Krawatte entsprach er der Vorstellung des arroganten Bankers. Seine markanten Kieferknochen, sein kräftiges Kinn und die ausgeprägte Form seiner Nase – das alles gab ihm die Erscheinung einer Person, die keine Widerworte und keinen Misserfolg duldete. Boonzaayer machte den Eindruck eines risikobereiten Bankers, der sich mit Mitte vierzig in der Blüte seines Lebens befand, und er strahlte aus, dass er sich dessen auch bewusst war.

»Herr Boonzaayer«, fuhr van Saxenburgh fort, »hat durch die Anleihe für den Euroville-Freizeitpark etwas Fantastisches geleistet.«

Für Mercator war Euroville der Triumph des vergangenen Jahres gewesen. Es handelte sich um eine zu 100 Prozent ausgegebene Obligation von einer Milliarde Euro zu einem attraktiven Kurs. Große, renommierte Finanzinstitute hatten sich durch das aggressive Vorgehen der kleinen Bank peinlich übergangen gefühlt.

»Und damit hat er einen substanziellen Beitrag zu unseren Gewinn geleistet. Vielen Dank, Herr Boonzaayer.« Van

Saxenburgh nickte in Boonzaayers Richtung; der Direktor streckte lächelnd beide Daumen in die Luft.

»Dann möchte ich Cees Crommelin nennen«, fuhr van Saxenburgh fort. »Herrn Crommelin ist es zu verdanken, dass unsere Privatkunden ein ausgezeichnetes Jahr hatten. Und wenn unsere Kunden zufrieden sind, wenn sie ihr Vermögen weiter bei uns anlegen, nun, dann sind wir natürlich auch zufrieden. Ich bin sicher, Herr Crommelin, dass Sie im nächsten Jahr wieder alles dafür tun werden, dass wir gute Gewinne machen.«

Crommelin lächelte etwas gezwungen. Er liebte es nicht, öffentlich gelobt zu werden. Er bevorzugte Diskretion – die Diskretion, die erforderlich war, um das Vertrauen vermögender Kunden zu gewinnen und zu behalten.

Vom Äußeren her war Crommelin, ein grundsolider Banker, das genaue Gegenteil Boonzaayers: er wirkte unauffällig und steif mit seinem grauen Anzug, seinem altmodischen weißen Hemd und der gestreiften Krawatte, die aussah wie die Krawatten, die in englischen Internaten getragen werden. Um seinen fortschreitenden Haarausfall zu verbergen, hatte er sein dünnes Haar glatt über den Kopf gekämmt, ein Versuch, der ohne größeren Erfolg blieb. Sein Alter lag zwischen van Saxenburghs und Boonzaayers. Doch seine Ausstrahlung ließ die Tatkraft des Letzteren und die sportliche Energie des Ersteren vermissen.

Van Saxenburgh bemerkte, wie die Aufmerksamkeit im Saal nachließ. Man redete miteinander, im Hintergrund waren die Mitarbeiter des Betriebsrestaurants dabei, die Schalen mit Vorspeisen, geräuchertem Lachs, Krebsen, Austern und Scampis und die Getränke auf Tische zu verteilen.

»Noch einige wenige Anmerkungen, dann können Sie zugreifen«, lächelte der Vorstandsvorsitzende. Das Wichtigste hatte er sich für den Schluss aufgehoben.

»Wie Sie wissen, werden heute um Mitternacht die neuen Banknoten in Umlauf gebracht…« Van Saxenburgh suchte mit seiner Hand kurz in seiner Innentasche und winkte dann seinen Mitarbeitern mit einem Päckchen Euro-Banknoten zu.

»Hier sind sie!«, rief er ausgelassen.

Der Saal jubelte, und Oscar jubelte mit. Es war ein gutes Gefühl, das Ergebnis seiner Arbeit so greifbar vor sich zu sehen.

»Und wir werden daraus ein Riesenfest machen. Ein Spektakel, das uns noch lange im Gedächtnis bleiben wird! Um Mitternacht geben wir als die erste Bank in Europa der Öffentlichkeit die Gelegenheit, Gulden in Euros umzutauschen. In diesem Zusammenhang möchte ich Oscar Straver, dem Manager für die Euro-Aktivitäten der Mercator Bank, für seine Anstrengungen danken.«

Erneut wurde geklatscht, diesmal lauter und länger als vorher, als van Saxenburgh die Verdienste von Crommelin und Boonzaayer erwähnt hatte. Oscar, der sich die ganze Zeit hinten im Saal an eine Marmorsäule angelehnt hatte, trat etwas zögernd nach vorn. Er überragte van Saxenburgh um einen halben Kopf, wirkte aber nicht so durchtrainiert und war nicht mehr so schlank wie früher. Er hatte ein schmales, gut geschnittenes Gesicht und seine blonden, glatten Haare waren etwas länger, als es augenblicklich in Mode war. An den Schläfen wurden sie langsam grau – im letzten Jahr war er vierzig geworden.

»Herr Straver… nein, ich sage nichts mehr. Am besten erzählen Sie selbst, was uns ab Mitternacht erwarten wird.«

Verlegen arbeitete sich Oscar durch die Menge zum Podium vor. Van Saxenburgh gab ihm das Mikrofon und bedeutete ihm mit einer Handbewegung, dass der Saal ihm zur Verfügung stünde.

»Der Europäischen Union ist es nach 45 Jahren noch nicht gelungen, in allen Mitgliedstaaten einheitliche elektrische Stecker herzustellen, aber zwölf Länder haben ab dieser Nacht gemeinsame Banknoten«, begann Oscar. Er strich flüchtig durch sein Haar. »Wenn das kein Erfolg ist!«

Das Lachen der Anwesenden half ihm, seine Schüchternheit zu überwinden.

»Deshalb haben wir gedacht, dass dieses Ereignis spektakulär begangen werden muss. So kamen wir auf die Idee des Eurodams, eines künstlichen Dorfs mit Pavillons, die die zwölf Euroländer repräsentieren. Und wo kann dieses Dorf anders stehen als auf dem nationalen Platz der Niederlande, auf dem Dam in Amsterdam? Wenn es heute Nacht zwölf Uhr geschlagen hat, ist der Euro gesetzliches Zahlungsmittel. In diesem Moment wird Herr van Saxenburgh als Erster seine Gulden umtauschen, danach ist Eurodam für das Publikum geöffnet. Und das ist nicht alles. Bloomfield Television wird das Ganze live senden. Und in den nächsten Tagen werden die Bilder mit Sicherheit in den Wirtschaftssendungen von Bloomfield wiederholt werden.«

Er machte eine kurze Pause und fuhr dann fort: »Als ich vor einem halben Jahr nach Amsterdam zur Mercator Bank kam, hatte ich nicht gedacht, dass es so motivierend sein würde, hier zu arbeiten. Ich möchte deshalb auch allen danken, besonders natürlich meinen Kollegen vom Euro-Team. Ich bin stolz darauf, dass wir das alles in so kurzer Zeit geschafft haben. Vielen Dank nochmals!«

Er wollte das Mikrofon zurückgeben, überlegte es sich dann jedoch anders.

»O ja, ich hoffe natürlich, dass Sie heute alle zum Dam kommen werden, um dem Fest beizuwohnen. Es wird ein unvergesslicher Jahreswechsel. Bis Mitternacht!«

Oscar stieg vom Podium. Van Saxenburgh begann demonstrativ zu klatschen und alle Anwesenden applaudierten mit.

Die Mitarbeiter der Bank eilten zu den Tischen mit den Getränken und kleinen Leckerbissen. Überall im Saal bildeten sich kleine Gruppen, die sich angeregt unterhielten.

Van Saxenburgh kam auf Oscar zu und berührte ihn lächelnd am Arm.

»Oscar, Sie haben das hervorragend gemacht.«

»Danke. Ich hoffe nur, dass es heute Nacht ebenso gut läuft.«

»Sie sind das Szenario doch noch einmal genau durchgegangen?«

»Natürlich. Alles war in Ordnung.«

»Sie hatten ja auch ganz schön viel Stress in der letzten Zeit. Jetzt müssen Sie sich endlich einmal etwas Ruhe gönnen.«

»Ja, das werde ich auch machen. Nächste Woche nehme ich Urlaub.«

»Sehr vernünftig. Wohin fahren Sie?«

»Mein Sohn kommt aus New York und wir wollen eine Woche in den französischen Alpen Ski laufen.«

»Da sind Sie zu beneiden. Sagen Sie mal, um wie viel Uhr erwarten Sie mich heute Abend genau? Ich muss zuerst noch mal zu Hause vorbei. Meine Frau kommt natürlich auch mit und ich möchte sie abholen.«

»Sie sollten spätestens um halb zwölf dort sein. Aber denken Sie daran, dass es sehr voll sein wird, Olivier. Die Innenstadt ist vollständig abgesperrt.«

Van Saxenburgh versicherte ihm, dass er pünktlich kommen würde und wandte sich dann einer Gruppe von Wertpapierhändlern zu. Oscar ging suchend durch den Saal. Er hielt Ausschau nach einem Gesicht, das er vor einigen Wochen

zum ersten Mal gesehen hatte, als er mit dem gläsernen Aufzug nach unten fuhr. Neben ihm war eine dunkelhaarige, fröhlich aussehende Frau mit dem anderen Aufzug auf dem Weg in die oberen Etagen. Sie hatten sich im Vorbeifahren flüchtig angeschaut. Einige Tage später hatte er sie beim Mittagessen in der Kantine gesehen. Mit einem leichten deutschen Akzent hatte sie sich als Stephanie Horlick vorgestellt und erzählt, dass sie als Verkäuferin von Euro-Obligationen im Handelssaal arbeitete.

Er traf sie, als sie gerade dabei war, das Gebäude zu verlassen.

»Du kommst doch heute Nacht auch zum Dam?«, fragte er hoffnungsvoll.

Stephanie schüttelte den Kopf. »Ich werde heute Abend brav zu Hause mit meiner kleinen Tochter Silvester feiern. Am Silvesterabend bekommt man sowieso keinen Babysitter.«

»Wie schade.« Oscar klang enttäuscht. »Du wirst ein fantastisches Fest versäumen.«

»Ja, ganz bestimmt. Aber den Riesenwirbel um die Einführung des Euros finde ich übertrieben. Im Handelssaal arbeiten wir schließlich schon seit drei Jahren mit Euros.«

»Lass uns dann im neuen Jahr etwas ausmachen.«

»Ja, tolle Idee!«, antwortete Stephanie spontan.

»Na ja, dann wünsche ich dir auf jeden Fall ein frohes neues Jahr«, sagte Oscar.

»Ja, dir auch. Frohes neues Jahr. Und, äh… viel Erfolg bei deinem Spektakel heute Nacht.«

Nachdem Stephanie sich umgedreht hatte und verschwunden war, ging Oscar zum Büfett, nahm sich ein Glas Saft, griff eine Riesengarnele und trank sein Glas in wenigen Zügen leer.

2. Eurodam

Der nationale Platz der Niederlande, der Dam, hatte sich in ein Festgelände verwandelt. Vor dem Königlichen Palast in Amsterdam hatte man ein kleines Dorf mit fünfzehn Holzpavillons aufgebaut. Zwölf dieser Pavillons repräsentierten die Länder, die am Euro teilnahmen. Der dreizehnte war mit der blauen Fahne mit gelben Sternen der Europäischen Kommission geschmückt, am vierzehnten hing die Windrose der Mercator Bank und am letzten stand die Parabolantenne von Bloomfield Europe TV.

Die mit Tannenzweigen geschmückten Pavillons stammten aus einem Gartenzentrum und ähnelten kleinen Schweizer Holzhütten. Neben den Türen hatte man Luken eingebaut, sodass sich halbhohe Stände ergaben. An jedem Pavillon hing die Fahne eines Eurolandes. An den Holzfassaden hatte man Symbole für das jeweilige Land aufgezeichnet, allesamt Klischees: eine Weinflasche für Frankreich, belgische Pommes frites, ein finnisches Rentier, ein Stück Käse für Holland, einen deutschen Bierkrug, einen Teller Spagetti für Italien, einen spanischen Stier, eine Dose Sardinen für Portugal, einen griechischen Tempel, irische Kleeblätter und etwas, was wie die österreichischen Alpen aussehen sollte. Nur zu Luxemburg war dem Zeichner nichts eingefallen. Dort hatte man etwas hilflos Bäume an die Wand gemalt.

Farbige Lichterketten verbanden die Pavillons miteinander. Es gab Weihnachtsbäume mit Festbeleuchtung und Pferdeschlitten, es gab Buden, wo man Kuchen und Erfrischungen kaufen konnte, und hier und dort hatte man

einfache Tische und Bänke hingestellt. Alles sah aus wie ein kitschiger Weihnachtsmarkt.

Über dem Eurodorf hingen bunte Luftballons mit den Namen der nationalen Währungen und dem Euro. Sie wurden von innen erleuchtet und spendeten einen sanften Lichtschein. Eine sich drehende Lichtkanone strahlte Euro-Zeichen in den Himmel, die an den Gebäuden der Umgebung reflektierten. Auf der Vorderfassade des Königlichen Palastes war eine elektronische Uhr angebracht, die die Stunden, Minuten und Sekunden bis Mitternacht und damit zur Einführung des neuen Geldes angaben. Darunter war ein großes Euro-Zeichen projiziert, mit dem Text:

Auf Kurs mit der Mercator Bank Der Euro gehört uns allen

Oscar Straver machte eine letzte Runde, um alles zu überprüfen. Aus den Lautsprechern erklang die Wassermusik von Händel; er hatte darauf bestanden, dass keine nichts sagende moderne Hintergrundmusik gespielt wurde. Zu einem historischen Augenblick, so fand er, gehörten historische Komponisten.

Es hatte angefangen zu schneien. Der Schnee gab dem idyllischen Bild des Eurodorfs eine besondere Note.

»Der Schnee ist märchenhaft. Habt ihr das auch arrangiert?«

Der Produzent von Bloomfield TV ging auf Oscar zu. Es war ein Amerikaner in Jeans und Skijacke mit einer Baseballkappe aus Wolle. »Natürlich! Wir haben an alles gedacht«, scherzte er zurück.

»Wann kommt Ihr Chef, der, äh, van Saxenburgh?« Er sprach den Namen wie *ven Sexberg* aus.

»Ich erwarte ihn spätestens um halb zwölf.«

»Okay, sagen Sie mir Bescheid, wenn er da ist. Wir sind mit den Vorbereitungen fertig. Wir möchten filmen, wie er über

das Gelände läuft. Dann warten wir den Glockenschlag um zwölf Uhr ab, das Feuerwerk, und dann, *woof*, kommen wir wieder mit der Kamera, wenn er dort sein Geld wechselt.« Er zeigte auf den Pavillon mit der spanischen Fahne. »Dort hat man den besten Hintergrund. Es wird ein fantastischer Shot.«

»Ihr stellt ihm doch auch ein paar Fragen?«

»Klar. Wir haben unsere Starreporterin ja nicht umsonst aus London eingeflogen. Sie werden staunen, wenn Sie sie in natura sehen.«

Oscar war sich nicht sicher, ob das ironisch gemeint war.

Sie wünschten einander viel Erfolg und jeder ging seiner Wege.

Die Polizei hatte die Zufahrtsstraßen abgesperrt. Wer den Eurodam erreichen wollte, musste an Gittern vorbei, an denen Polizisten die Passanten auf den Besitz von Feuerwerk und Waffen kontrollierten. Überall gab es Polizisten, sowohl uniformiert als auch in Zivil, und das Festgelände wurde durch Videokameras überwacht. Denn das Schauspiel war trotz seiner märchenhaften Atmosphäre nicht ohne Risiken: In jedem Pavillon lagerte eine ganze Menge Geld, Euros und Gulden, Währungen, die von Mitternacht an gesetzliches Zahlungsmittel sein würden. Der Pseudo-Weihnachtsmarkt war ja im Grunde eine spektakuläre Freiluft-Wechselstelle.

Während in der Stadt schon hier und da Raketen in den Nachthimmel zischten, füllte sich der Platz langsam. Durch Kampagnen in den lokalen Medien neugierig geworden, zogen viele Leute auf den Dam, um die »Stunde Euro« mitzuerleben. Allen Besuchern, die ab Mitternacht ihr Geld in Euro tauschen würden, hatte die Mercator Bank eine Überraschung versprochen.

Oscar bahnte sich einen Weg durch die Menschenmenge. Es war Viertel vor elf und er wollte sicher sein, dass die Vorbereitungen abgeschlossen waren. In jedem Pavillon

standen zwei Mitarbeiter der Bank, gekleidet in der Tracht des Landes, das sie repräsentieren sollten. Er sah eine bunte Sammlung verschiedener Kostüme: Männer mit dreiviertellangen Hosen und hohen Kniestrümpfen, mit Hosenbeinen aus Flanell, mit Lederhosen, schwarzen Jacken mit silbernen Knöpfen, in engen Hosen und bestickten Westen. Die Frauen trugen karierte und gestreifte Schürzen, Kleider mit Stickereien, Blusen aus Spitze mit Puffärmeln, Umhängetücher aus Wolle oder Schals und funkelnden Theaterschmuck. Er war unmöglich gewesen, für alle zwölf Länder die passende Kleidertracht zu finden, aber es sollte ein Eindruck der Verschiedenheit vermittelt werden, und Oscar war der Meinung, dass sich das Ergebnis sehen lassen konnte.

»Hättest du uns nicht etwas Wärmeres zum Anziehen geben können?«, fragte eine junge Frau in andalusischer Tracht mit einem Fächer in der Hand. »Mir ist eiskalt!« Sie trampelte mit den Füßen auf der dünnen Schicht Schnee.

»Nicht jeder kann Finnland vertreten, Sarita«, antwortete Oscar scherzend.

»Aber die Spanier tragen im Winter doch auch eine Jacke?« Sarita schaute neidisch auf den nächsten Pavillon, bei dem ein Mann und eine Frau in wärmender lappländischer Kleidung standen.

»Drinnen steht ein Gasofen, stell den doch etwas höher«, versuchte Oscar sie zu beschwichtigen.

»Es dauert nicht mehr lange, und meine Finger sind eingefroren, dann kann ich kein Geld mehr auszählen!«

Sarita Rachman war eine junge Frau aus Surinam. Sie hatte eine zarte Figur und die spanischen Kleider standen ihr wunderbar. Ihr schwarzes Haar fiel in Wellen über ihre *mantilla.* Obwohl sie erst seit kurzem als Schalterangestellte bei der Bank arbeitete, hatte sie unbedingt bei der Euro-Nacht

mitmachen wollen. Aber sie hatte nicht daran gedacht, dass es so kalt sein würde.

»Bald stehst du in der Wärme des Scheinwerferlichts«, sagte Oscar und zeigte auf Bloomfield TV. »Sie werden hier Aufnahmen machen. Aber im Ernst, ich werde dir gleich ein Paar Handschuhe besorgen.«

Er lief zurück zum Stand von Mercator. Dort sollten Mitarbeiter der Bank um Mitternacht Leuchtraketen abschießen und mit einem lauten Knall die Magnumflaschen Champagner für die Gäste aufmachen. Gespannt schaute er auf seine Uhr. Jetzt wartete er auf van Saxenburgh.

Sarita betrat den spanischen Pavillon; bald musste sie den Geldschalter öffnen. Im Innern war es in der Tat etwas angenehmer. Peter, ein Kollege, gab ihr eine Tasse Kaffee. Er war ein kräftiger Mann und platzte beinahe aus seinem engen Torerokostüm. »Ich bin froh, wenn dieser lächerliche Kostümball endlich vorbei ist«, brummte er.

»Wenn du nur gleich in die Kamera lachst. Wir kommen ins Fernsehen«, sagte Sarita. Sie ordnete ihre Kleider und setzte sich hinter den Schalter. Es war beinah halb zwölf.

Ruhig kontrollierte sie die Einrichtung ihres provisorischen kleinen Büros. Es gab einen Computer mit Drucker, einen elektronischen Geldscheinzähler und eine ultraviolette Lampe für Echtheitskontrollen. Sogar an ein Körbchen mit kleinen Pfefferminztalern für die Kunden hatte man gedacht. Sie waren – wie konnte es anders sein – mit einem Euro-Zeichen bedruckt und hatten den Namen *Euromunt,* ein Wortspiel mit den niederländischen Wörtern für »Münze« und »Minze«. Zwei Schubladen von unterschiedlicher Größe waren für Euros und für Gulden vorgesehen. Hinten im Raum stand ein kleiner Tresor, in dem Bündel von Euro-Banknoten lagen und wo die umgetauschten Gulden aufbewahrt werden sollten. Das war die Aufgabe von Peter, ihrem Kollegen der Sicherheitsabteilung.

Sarita Rachman war stolz darauf, dass sie bei der Euro-Kampagne der Bank mitarbeiten durfte. Einen Moment dachte sie an den Gemüseladen ihres Vaters, in dem sie als Kind in Paramaribo so oft geholfen hatte. Und jetzt arbeitete sie in Amsterdam für ein renommiertes Finanzinstitut. Bald würde sie sogar im Fernsehen zu sehen sein. Heute Nacht würde sie zeigen, was sie konnte.

Sie öffnete die Euro-Schublade, in der die brandneuen Münzen und frische Geldscheine lagen. Fachkundig strichen ihre schlanken Finger an den Banknotenbündeln entlang. Hundert Scheine mit einer Banderole der Niederländischen Zentralbank. Sie fühlten sich angenehm neu an, überhaupt nicht abgegriffen, und man konnte die Drucktinte noch riechen. Sarita nahm ein Päckchen in die Hand und ließ die Geldscheine rascheln. Frrrt, frrrt, und noch einmal frrrt. Das Rascheln des Bankpapiers klang wie Festmusik in ihren Ohren.

Sarita nahm die Bündel hintereinander in die Hand: die Scheine im Wert von 5, 10, 20, 50, 100, 200 und 500 Euro. Sollte es ein Zufall sein, fragte sie sich, dass es sieben verschiedene Banknoten gab? Sieben war doch ihre Glückszahl. Sie betrachtete die Scheine genau. Auf ihnen waren Bauwerke abgebildet, die es in Wirklichkeit gar nicht gab. Genauso wie es eigentlich kein Land gab, das Euroland hieß.

Beim Vorbereitungstreffen hatte Sarita, gemeinsam mit ihren Kollegen, die Sicherheitsmerkmale der neuen Banknoten kennen gelernt. Ohne weiter nachzudenken, begann sie, die Banknoten auf diese Merkmale hin zu überprüfen.

Die Farben gingen ineinander über, als ob die Tinte ihre Farbe verändern würde, wenn man den Geldschein bewegte. Sie hielt einen Schein vor ihre Schreibtischlampe. Sie sah das Relief des Wasserzeichens und das Durchsichtsregister, unregelmäßige Zeichen, die auf der Vorder- und Rückseite

aufgedruckt waren und die im Licht genau zusammenfielen. Eine andere Banknote hielt sie einen Augenblick vor die ultraviolette Lampe, sodass die fluoreszierenden Fasern aufleuchteten. Sie betrachtete den Sicherheitsfaden, der durch die Banknoten lief, und fragte sich, wie dieser eigentlich hergestellt wurde. Sie ließ ihren Zeigefinger über das Hologramm gleiten, das auf jedem Schein klebte, um ein Kopieren der Banknoten unmöglich zu machen. Sie sah die Planchetten, glitzernde kleine Glimmerteilchen, die willkürlich über die Scheine verstreut zu sein schienen, als ob ihre kleine Tochter mit winzigem Konfetti gespielt hätte.

»Noch einen Kaffee, Sarita, bevor das Fest anfängt? Es ist Viertel vor zwölf«, rief Peter von hinten.

»Ja, gern.«

»Auch einen kleinen Cognac? Das ist gut gegen die Kälte und für die Nerven.« Er hielt ein kleines Fläschchen in der Hand.

»Bist du verrückt? Ich muss nüchtern bleiben.«

»Dann nehme ich einen für dich.«

Draußen hörte man immer mehr Feuerwerk. Durch einen Spalt in der Holzwand konnte Sarita sehen, dass draußen schon Gedränge herrschte. Sie sah den Schnee, die Lichter der Pavillons, die Lampen, das grelle Kunstlicht der Fernsehlampen. Im Hintergrund hörte sie Musik. Ein Gefühl von Aufregung überkam sie. Gleich würde sie ins Fernsehen kommen! Sie prüfte ihr Aussehen in einem kleinen Handspiegel und zog sich eilig den Lippenstift nach.

Danach fing sie an, die Banknoten zu sortieren, je nach ihrem Wert in das jeweilige Fach in der Schublade. Sie strich über die Scheine, sie fühlte den Tintenaufdruck mit ihren Fingern. Dieser Aufdruck, wusste sie, war das Ergebnis des Intaglio-Printing, der Tiefdrucktechnik, mit der Banknoten gedruckt werden.

Sie hatte alles kontrolliert, sie war nun sicher, dass alles in Ordnung war. Auch die Kälte fühlte sie nicht mehr so stark. Und jetzt die 5-, 10- und 20-Euro-Scheine in die ersten Fächer. Dahinter die 50-, 100- und 200-Euro-Scheine. Und schließlich die 500-Euro-Scheine, das war der höchste Euro-Wert. Wie viel war das wieder in Gulden? So ungefähr 1100 Gulden.

Gleich würde van Saxenburgh sein Geld bei ihr wechseln. Dieses Szenario waren sie immer wieder durchgegangen. Er würde 2 000 Gulden anbieten und sie würde gut sichtbar für die Kamera die Euro-Scheine hinzählen. 907 Euros und 56 Cent.

In dem Moment, als Peter die Luke öffnete und Licht von draußen hereinließ, bemerkte Sarita etwas Merkwürdiges. Sie betastete den 500-Euro-Schein noch einmal, und immer wieder, bis ihr klar wurde, was nicht stimmte. Ihre Finger tasteten keinen Aufdruck!

Sie betrachtete die Banknoten genau. 500 Euros, 1100 Gulden. Es ist gar nichts los, gar nichts los, schwirrte es ihr durch den Kopf. Ruhig bleiben. Noch mal kontrollieren. Sie hielt eine Banknote gegen das Licht ihrer Lampe und sah das Wasserzeichen. Sie hielt es vor die ultraviolette Lampe und sah die fluoreszierenden Fasern aufleuchten. Siehst du, es ist überhaupt nicht los.

Noch einmal befühlte sie die Banknote, diesmal noch sorgfältiger. Ihre feinen, langen Finger waren hierauf trainiert. Nein, ein Zweifel war ausgeschlossen. Das Relief des Intaglio-Printing fehlte. Zum Vergleich nahm sie einen 200-Euro-Schein und konnte sofort den Tintenaufdruck ertasten. Der Unterschied war unverkennbar. Ein Gefühl von Panik ergriff Sarita Rachman.

Man will mich testen, dachte sie. Man will testen, ob ich die Sicherheitsmerkmale alle erkennen kann. Gleich kommt Peter

zu mir mit den echten Banknoten im Wert von 500 Euros, die er im Tresor zurückgehalten hat.

Sarita wusste, dass das nicht stimmte. Sie wusste auch, dass sie ein schreckliches Problem hatte.

Aber sie konnte es immer noch nicht glauben. Verzweifelt nahm sie die Übersicht mit den Sicherheitsmerkmalen, die sie erhalten hatte, in die Hand und versuchte schnell Punkt für Punkt zu überprüfen, ob sie die angegebenen Kennzeichen auf den 500-Euro-Banknoten in ihrer Kasse wiedererkennen konnte. Der bedruckte Sicherheitsfaden, das Wasserzeichen, die fluoreszierenden Fasern, das Durchsichtsregister, das Micro-Printing, die sich optisch verändernden Farben. Alles stimmte, außer der fühlbaren Tintenschicht.

Vielleicht, schoss es ihr durch den Kopf, gab es ja eine Serie von Fehldrucken. Das musste natürlich ihr passieren, ausgerechnet in dieser Festnacht. Pech, Pech, Pech! Aber sie wusste von ihrer Fortbildung, dass Bögen mit Fehldrucken niemals in Umlauf gebracht und direkt vernichtet wurden. Sie wollte gerade in Tränen ausbrechen, als ihr noch etwas auffiel: das Hologramm.

3. Frohes neues Jahr

Oscar hielt das Paar Handschuhe, das er Sarita Rachman versprochen hatte, in der Hand. Er stand vor dem Mercator-Pavillon und wartete ungeduldig auf van Saxenburgh, der – es war inzwischen schon Viertel vor zwölf – immer noch nicht aufgetaucht war. Neben ihm stand erwartungsvoll der Produzent von Bloomfield TV, der sich als Nick Hoyle vorgestellt hatte. Er war in Begleitung einer hoch gewachsenen Frau in einem ölfarbenen und mit Fuchsnerz versetzten Parka, die einem blondierten Eskimo glich. Hinter beiden wartete gelangweilt das Filmteam, eine Kamerafrau und ein Tontechniker.

»Was machen wir, wenn er zu spät kommt?«, fragte Nick.

»Kann nicht irgendjemand anders dann das Geld wechseln?«, fragte die blonde Frau. Sie war die Starreporterin von Bloomfield TV. Während sie redete, traten kleine Atemwölkchen aus ihrem Mund. »Wir können doch jemanden aus dem Publikum nehmen. Ich meine ja nur, jeder hier will doch heute Nacht Geld wechseln.«

»Judy, dieser Mann ist der Chef von Mercator. Er hat diese Show organisiert. Ihn müssen wir ins Bild kriegen.«

»Wenn er nicht kommt, hätte ich genauso gut in London bleiben können. Jetzt verpasse ich eine Wahnsinns-Mega-2002-Party.« Sie sprach das wie tu-oh-oh-tu aus.

»Das ist deine Arbeit, Darling. Etwas passiert – und du machst die News. Du weißt doch, Journalismus ist der erste Rohentwurf der Geschichte.« Das war einer von Nicks Lieblingsausdrücken.

»Ach, hör doch auf, Mann! Ich hab keine Lust, mir bei irgendwelchen historischen Momenten etwas abzufrieren!«

Der Produzent ging darauf nicht ein. »Im schlimmsten Fall lassen wir Amsterdam und schalten zu einem anderen Ort. Gib mir mal London.«

»Moment«, sagte seine Produktionsassistentin, die mit einem drahtlosen Kopfhörer permanent mit London in Verbindung stand.

Oscar war nervös. Er begriff, dass etwas hoffnungslos falsch laufen würde, wenn van Saxenburgh nicht schnell erschien. Besorgt schaute er um sich. Der Schnee hatte eine flaumige Schicht über die kleinen Pavillons gelegt, die Schneeflocken brachen das Licht in tausende von kleinen Sternen. Eurodam war mit Menschen überfüllt, die hin- und herschlenderten und auf den Glockenschlag zu Mitternacht warteten. Die Pavillons hatten inzwischen ihre Stände geöffnet, das Schalterpersonal saß in seinen verschiedenen Kleidertrachten bereit. Es sah genauso aus, wie er es sich vorgestellt hatte. Perfekt für das Fernsehen.

Ein Handy meldete sich. Einen Moment glaubte Oscar, dass es das des Produzenten war, dann merkte er, dass sein eigenes Telefon klingelte. Er steckte die Handschuhe weg und manövrierte das Handy mit etwas Mühe aus seiner Innentasche.

In diesem Augenblick sah er van Saxenburgh mit seiner jungen Frau Geraldine, einer gepflegten Blondine mit immer makelloser Frisur. Eilig versuchten sie sich einen Weg durch die Menge zu bahnen.

»Da sind sie!«, rief Oscar. Er hob den Arm hoch und winkte van Saxenburgh zu. Dann hob er das Handy ans Ohr: »Hallo?«

Sarita Rachman war am Telefon.

»Was sagst du? Wiederhol das noch mal.«

Er versuchte sich auf ihre aufgeregte Stimme zu konzentrieren und die Hektik um sich herum einen Augenblick zu vergessen. »Hör mal, Sarita, ich stehe hier mit dem Fernsehteam und gerade kommt van Saxenburgh endlich. Ich kann mir jetzt keine verrückten Geschichten anhören…«

»Oscar! Hier bin ich endlich!« Außer Atem kam van Saxenburgh auf ihn zu. Auch Nick war sofort da und aus einem Augenwinkel konnte Oscar sehen, dass sich auch ein Vertreter der Europäischen Union rasch näherte. Oscar schaute verzweifelt um sich. Er musste schnell eine Entscheidung fällen.

»Hör mal, Sarita. Du wirst mir das alles gleich noch einmal in Ruhe erklären. Zuerst wechseln wir das Geld. Gleich stehe ich mit van Saxenburgh und dem Fernsehteam vor deinem Stand. Lass den 500-Euro-Schein in der Schublade und gib andere Scheine aus. Ganz egal, welche. Wir haben auf jeden Fall im Moment keine Zeit mehr. Und beruhige dich bitte. Es wird alles klappen. Okay?«

Er unterbrach die Verbindung.

»Freut mich, Sie zu sehen, Olivier. Das war im letzten Augenblick.«

»Wir sind rechtzeitig losgefahren, aber der Schnee, der Verkehr… wir kamen nicht mehr durch«, berichtete van Saxenburgh empört. »Wir mussten verflixt noch mal auch noch ein ganzes Stück laufen und es waren so viele Leute unterwegs, dass wir den Dam beinah nicht erreichen konnten. Die Polizei wollte uns auch noch bei der Absperrung aufhalten, weil alles so voll war.«

Oscar ging nicht darauf ein. Er war wütend, dass sein Chef getrödelt hatte und dadurch die ganze Show beinah ins Wasser gefallen wäre. Aber er zwang sich zu einem Lächeln und stellte van Saxenburgh Nick und dem blonden Eskimo, der Judy Armacost hieß, vor. Der Vertreter der EU schüttelte van

Saxenburgh die Hand und wollte umständlich ein Gespräch beginnen, aber Nick schnitt ihm das Wort ab: »Wenn es Ihnen nichts ausmacht, übernehme ich in den nächsten zehn Minuten die Regie. Danach können Sie machen, was Sie wollen. Aber zuerst die Sendung. Wir filmen den Glockenschlag von zwölf Uhr, danach kommen *flashs* aus den anderen Hauptstädten. Dann laufen wir mit Ihnen« – er schaute auf van Saxenburgh – »zu dem Pavillon mit der spanischen Fahne. Judy macht eine schnelle Kurzmeldung. Sie wechseln die Gulden, dann kommt ein stimmungsvolles Bild mit dem Königlichen Palast und der Kirche im Hintergrund. Danach stellt Judy Ihnen einige Fragen und wir schalten zu einem anderen Ort. Und, äh, alles ist live, wir können es kein zweites Mal drehen. Es muss also beim ersten Mal klappen. Alles klar?«

Die Ziffern der digitalen Euro-Uhr zeigten noch zwölf Sekunden von Mitternacht. »Zehn, neun, acht…«, rief die Menschenmenge.

Oscar beugte sich schnell zu van Saxenburgh. »Ganz wichtig, wechseln Sie keine 2000 Gulden, wie ausgemacht, sondern nur 1000«, flüsterte er ihm ins Ohr. Der Vorstandschef der Mercator Bank sah ihn verständnislos an. »1000 Gulden«, wiederholte Oscar eindringlich.

»Okay, alles fertig?« Nick hob seinen Arm in die Höhe und winkte nach unten. »Kamera läuft, Ton läuft.«

»Fünf, vier…«

»Wir sind live auf Sendung.«

»Zwei, eins…«

Die bronzene Uhr des Königlichen Palastes begann Mitternacht zu schlagen. Jubelnd umarmten sich die Menschen, schrien, sangen, tanzen. Über Amsterdam öffnete sich der Himmel, die Luft wurde orange-gelb, weiß, rot und grün von den auseinander springenden Leuchtraketen, Fontänen und Wasserfällen. Überall knallten die Kracher,

Schwärmer und chinesischen Donnerschläge. Die Girlande mit Zierfeuerwerk, die am Palast hing, brannte pfeifend und spritzend ab. Einen Moment wirkte es, als ob die alte Innenstadt in hellen Flammen stünde und mit einem ohrenbetäubenden Lärm explodierte.

Die Kamerafrau machte mit ihrer Kamera eine Panoramaaufnahme von der Nieuwe Kerk zum Palast und danach zum Meer der Leuchtraketen über Amsterdam.

»Okay, das war's erst mal, wir sind einen Moment nicht auf Sendung«, rief die Produktionsassistentin.

»Judy, bist du bereit?«, fragte Nick.

Die Reporterin nickte und trat vor die Kamera. Nick wartete auf ein Zeichen seiner Assistentin und machte erneut eine Bewegung mit seinem Arm.

»Europa feiert das neue Jahr, wie hier auf dem schneebedeckten Dam in Amsterdam«, begann die Starreporterin von Bloomfield. »Aber nicht nur das neue Jahr wird von den Menschen hier so ausgelassen begrüßt. Auch das neue europäische Geld. Heute kommt der Euro in Umlauf und die Europäer können ab jetzt ihr altes Geld umtauschen. Hier in Amsterdam…«

Sie begann in Richtung des Pavillons mit der spanischen Fahne zu gehen, gefolgt vom Fernsehteam, Oscar, van Saxenburgh und seiner Frau und dem Vertreter der Europäischen Union. Der Zug, erleuchtet durch die Fernsehlampen, erweckte die Aufmerksamkeit des Publikums, das sich die Frage stellte, was hier eigentlich los sei.

»… hat die Mercator Bank ein europäisches Miniaturdorf aufgebaut, wo man sein Geld wechseln kann.«

Die Kamera schwenkte auf die geschmückten Pavillons. Fünf, zehn, zwanzig Sekunden.

»Jetzt!« Nick drückte van Saxenburgh nach vorn.

»Olivier van Saxenburgh ist der Vorstandsvorsitzende der Mercator Bank, einer unabhängigen niederländischen Bank. Er wird als Erster seine Gulden in Euros umtauschen, hier in dieser festlichen Umgebung, wo das Personal seiner Bank sich für diese Gelegenheit, geschmückt mit den Trachten der europäischen Länder, eingefunden hat. Wie bei diesem spanischen Pavillon.«

Van Saxenburgh trat nach vorn und ging lächelnd zum Stand, hinter dem Sarita Rachman saß. Die Kamera folgte ihm und zoomte danach auf Sarita mit ihrem andalusischen Kostüm. Von Tränen konnte man auf ihrer dunklen Haut keine Spur mehr erkennen, sie sah bildschön aus.

Van Saxenburgh brachte einen 1000-Gulden-Schein zum Vorschein.

»Könnte ich hierfür Euros bekommen?«, fragte er.

»Ja natürlich, einen Augenblick, bitte«, antwortete Sarita. Gott sei Dank, schoss es ihr durch den Kopf, ihr Hilferuf war angekommen. Um 1000 Gulden zu wechseln, brauchte sie keinen 500-Euro-Schein herauszugeben.

Sie gab den Betrag in den Computer ein. »1000 Gulden, das sind dann 453,78 Euro.«

Sie nahm die grüne niederländische Banknote in Empfang, hielt sie einen Moment vor die ultraviolette Lampe und legte sie dann in die linke Schublade ihres Tisches. Aus der rechten Schublade nahm sie die Euros und zählte die Banknoten routiniert. Das Papier machte ein raschelndes Geräusch. Nacheinander legte sie die Scheine auf den Tisch, sodass man von jeder Sorte einen sah. Die Kamera zoomte näher heran.

»200, 100, 50, 20, 10, 5.«

Sie hatte jetzt 385 Euros gezählt. Die gelben, orangefarbigen, blauen, roten und grauen Banknoten lagen ausgebreitet vor ihr auf dem Tisch. Nur der violette Geldschein von fünfhundert Euro, der die Serie komplett gemacht hätte, war nicht zu sehen.

Sarita zögerte, rechnete schnell nach: Wie viel war 453,78 minus 385? »Nochmal 50, 10 und 5. Das sind dann 450.«

Jetzt lagen zwei orangefarbene 50-Euro-Scheine, zwei rote 10-Euro-Scheine und zwei graue 5-Euro-Scheine auf dem Tisch. Nur das Wechselgeld fehlte noch. Aus dem Münzfach nahm Sarita eine 2- und eine 1-Euro-Münze und 50, 20, 5, 2, und 1 Eurocent. Sie hatte alles ausgezählt, alles hatte geklappt. Erleichtert holte sie Atem. Die Kamera machte eine Breitaufnahme von Sarita und den ausgezählten Euros.

In diesem Augenblick trat Judy Armacost wieder vor die Kamera.

»Herr van Saxenburgh, Sie sind der Erste, der hier in Amsterdam das neue europäische Geld bekommen hat. Finden Sie es schade, dass der niederländische Gulden ab jetzt für immer verschwindet?«

»Ein Abschied ist wie ein kleiner Tod«, erwiderte van Saxenburgh etwas gestelzt. Er hatte sich diesen Satz während seiner Autofahrt zum Dam ausgedacht. »Aber als Mercator Bank sind wir schon seit längerer Zeit daran gewöhnt, mit Euros zu arbeiten, da ist es einfach nur schön, sie jetzt wirklich in der Hand zu haben.« Er wedelte vor der Kamera mit den Banknoten.

»Was halten Sie eigentlich von den Motiven auf den neuen Geldscheinen? Finden Sie sie schön? Ich meine, ist es kein steriles Geld, verglichen mit den schönen Motiven auf den niederländischen Geldscheinen?«

»Nun, wissen Sie, äh, ich finde sie schon stilvoll.«

»Und denken Sie, dass das Publikum die neuen Geldscheine akzeptieren wird?«

»Ja, es wird bestimmt keine Probleme geben. Wir alle gewöhnen uns schnell an etwas Neues. Vielleicht wird man eine gewisse Zeit brauchen, um alles richtig umrechnen zu

können, aber das ist auch nicht anders, als wenn man als Europäer in den USA mit Dollars zahlt.«

»Ihr Bank hat dieses Eurodorf organisiert. Warum?«

»Das sehen wir als eine Dienstleistung der Mercator Bank für die Öffentlichkeit.«

Judy bekam ein Zeichen von Nick, dass sie langsam zum Ende kommen müsse. Sie wendete sich wieder zur Kamera.

»Sicherlich wird das Publikum dieses Angebot der Mercator Bank gern annehmen. Das neue Jahr hat gut angefangen. Das war Judy Armacost für Bloomfield Television vom winterlichen Dam in Amsterdam.«

Die Kamera drehte zur Seite und machte noch eine letzte Aufnahme von den Festlichkeiten auf dem Dam. Über der Stadt hatte das Feuerwerk allmählich nachgelassen.

»Zeit für Champagner!«, rief van Saxenburgh ausgelassen.

Sie standen vor dem Pavillon der Mercator Bank, Oscar, Judy Armacost, Nick und das Kamerateam, der Vertreter der EU und van Saxenburgh mit seiner Frau. Auch ungefähr zwanzig Angestellte der Bank waren zum Eurofest auf den Dam gekommen und scharten sich nun um sie. Oscar wunderte sich, dass Boonzaayer und Crommelin fehlten. Während der Hektik der vergangenen Stunden hatte er das gar nicht bemerkt, jetzt aber, als Champagner floss, fiel es umso mehr auf, dass sie nicht anwesend waren. Seltsam, dachte er einen Augenblick, bevor er von den Festlichkeiten wieder in Beschlag genommen wurde.

Der Bankdirektor machte noch eine Magnumflasche auf und schenkte die Gläser voll. Er fühlte sich wie der Gewinner eines Formel-1-Rennens. Ein paar Mitarbeiter liefen mit Tabletts herum, auf denen Leckerbissen vom kalten Büfett aus dem Mercator-Pavillon angeboten wurden.

»Prost Neujahr!«
»Auf den Euro!«
»Mercator, prost!«
»Frohes neues Jahr!«

Weil die Anspannung der Fernsehaufnahmen vorbei war, konnte jeder endlich den Jahreswechsel in vollen Zügen genießen. Alles war perfekt gelaufen. Das Bloomfield-Fernsehteam war zufrieden, dass die Livesendung gut geklappt hatte, van Saxenburgh war begeistert, dass die Mercator Bank minutenlang vor der Kamera zu sehen gewesen war. Es war ihm gelungen, den Namen seiner Bank zweimal zu nennen, eine wunderbare Reklame, ohne etwas dafür bezahlen zu müssen. Oscar war weniger ausgelassen, er dachte besorgt an das Telefongespräch mit Sarita Rachman. Glücklicherweise hatte niemand etwas gemerkt, aber er musste sie gleich fragen, was eigentlich los war.

Es hatte aufgehört zu schneien. Eurodam war immer noch voll mit Menschen, die geduldig darauf warteten, ihr Geld zu wechseln und die angekündigte Überraschung in Empfang zu nehmen. Diese bestand aus einem Kompass mit dem Logo der Mercator Bank. Die Bankmitarbeiter in den Pavillons ließen sich bereitwillig in ihren folkloristischen Kostümen fotografieren. Besucher hielten mit Videokameras den Augenblick fest, an dem sie ihre Gulden in Euros umtauschten. Für später, für die Kinder oder Enkel. Und jetzt kamen auch die Teams anderer Fernsehsender, um Aufnahmen zu machen.

Von allen Seiten beglückwünschte man van Saxenburgh zu dieser Werbekampagne, die seine Bank sich ausgedacht hatte. Er strahlte und schenkte noch einmal ein.

»Glückwunsch zu dieser Show«, sagte Nick. »Ich habe gerade gehört, dass sie morgen von unserem amerikanischen

Network übernommen wird. Dann wird man Sie auf der Wall Street sehen! Sie werden noch berühmt!« Er nahm einen ordentlichen Schluck Champagner. »Schmeckt übrigens prima.«

»Vielen Dank.« Van Saxenburgh fühlte sich geschmeichelt, aber nicht nur das. Es gefiel ihm sehr, sich vorzustellen, wie diese Nacht bei seinen ehemaligen Kollegen, den Direktoren der Bank, für die er früher gearbeitet hatten, ankommen würde. Sie hatten ihn abserviert, hatten nicht an seine Ideen geglaubt und überhaupt nicht gedacht, dass er selbstständig etwas auf die Füße stellen könnte. Mit einer gewissen Schadenfreude stellte er sich vor, wie neidisch sie sein würden, wenn die Mercator Bank in allen Handelssälen auf den Bloomfield-Monitoren zu sehen war.

Langsam wurde es ruhiger auf dem Dam. In der Ferne hörte man noch etwas Geknall, das neue Jahr hatte jetzt endgültig seinen Einzug genommen. Gerade hatte die Glocke der Nieuwe Kerk drei Uhr geschlagen. Die Straßen wurden leerer. Auf dem Eurodam schoben sich die letzten Besucher in Richtung der Absperrungen, um nach Hause zu gehen. Das Bloomfield-Fernsehteam war zu seinem Hotel gefahren, van Saxenburgh und seine Frau waren ebenfalls nach Hause gegangen und die Mitarbeiter der Bank fingen an, ihre Sachen aufzuräumen. Um vier Uhr sollte ein Geldtransporter kommen, um die Gulden und Euros sicher wegzutransportieren.

Oscar lief zum Pavillon, in dem Sarita Rachman gerade die Kasse abschloss. Sie hatte ihre Jacke angezogen, sodass von ihrem andalusischen Kostüm außer der *mantilla* nichts mehr zu sehen war.

»Hier, deine Handschuhe«, sagte Oscar. »Es tut mir Leid, wegen der ganzen Hektik habe ich vergessen, sie dir vorbeizubringen.«

»Danke, aber jetzt ist mir nicht mehr kalt.«

»Du hast das alles fantastisch gemacht. Die Aufnahmen waren perfekt, alle sind zufrieden. Frohes neues Jahr übrigens.«

»Dir auch, frohes neues Jahr.« Sarita lächelte müde.

»Wie ist es gelaufen? Soweit ich es sehen konnte, hattet ihr alle Hände voll zu tun. Überall haben die Leute Schlange gestanden.«

»Stimmt. Bis vor einer halben Stunde habe ich keine Sekunde Pause gehabt. Die meisten Leute sind mit kleinen Beträgen gekommen, 10 oder höchstens 100 Gulden. Ich glaube, sie haben es vor allem wegen des historischen Moments gemacht. Einige sagten, dass sie den Kassenzettel aufheben wollten, weil der Zeitpunkt des Umtauschs darauf steht. Als kleines Souvenir.«

»Alles gut gegangen?«

»Ja, bis auf…« Saritas Mund verzog sich. Sie schlug ihre Hände vor das Gesicht.

»Warum warst du auf einmal so in Panik?«

»Oscar«, ihre Stimme zitterte, »du wirst mir das nicht glauben, aber die 500-Euro-Scheine, die Banknoten… mit dem Geld stimmt was nicht.«

»Das hast du mir schon gesagt, als du mich anriefst. Was hat denn nicht gestimmt?«

Sie schluckte einige Male. »Die Scheine sind nicht echt.«

»Komm, Sarita…«

»Oscar, wir hatten eine Schulung, um alles über die Sicherheitsmerkmale der neuen Scheine zu lernen. Wir mussten sogar im Dunkeln üben!«

»Vielleicht lag es daran, dass du so angespannt warst…«

Sarita schüttelte energisch den Kopf. »Nein, bei so was irre ich mich nicht.«

»Aber wie kannst du das so sicher wissen?«

»Du kannst es fühlen.«

»Sarita, bitte…«

»Du kannst fühlen, dass die Tinte keinen Aufdruck hat. Probier mal selbst, du merkst es sofort.«

Sarita gab Oscar einen 500-Euro-Schein. Nun fühlte er es auch, oder besser gesagt, er fühlte nichts.

»Und es gibt noch etwas«, fügte Sarita hinzu. »Das Hologramm, das auf diesen Schein aufgetragen ist, stimmt nicht mit dem Beispiel aus dem Prospekt mit den Sicherheitsmerkmalen überein. Es muss rund sein. Auf diesen Scheinen ist aber ein ovales Hologramm.«

4. Entsetzen

»Aber das ist doch vollkommen unmöglich!«

Fassungslos und bleich blickte Olivier van Saxenburgh auf den Tisch. Sein Äußeres hatte die Ausstrahlung von Sportlichkeit und Selbstvertrauen eingebüßt, die so sehr zu seinem Erfolg beigetragen hatte.

Vor ihm lag ein Bündel mit 500-Euro-Banknoten. Fehldrucke, wie Oscar gerade nachgewiesen hatte. Oder schlimmer noch: gefälschte Banknoten.

Der Neujahrstag des Jahres 2002 hatte ganz anders angefangen, als Oscar es sich vorgestellt hatte. Er hatte nicht geschlafen und war am frühen Morgen, gegen halb sechs, zum Büro der Mercator Bank gegangen. Vorher hatte er persönlich alle 500-Euro-Scheine aus dem Eurodorf eingesammelt und kontrolliert. Insgesamt waren es zwölf Bündel von zehn Banknoten, von denen glücklicherweise kein einziger fehlte, da die Besucher des Eurodams keine großen Beträge umgetauscht hatten. Offensichtlich hatte niemand das Risiko eingehen wollen, in der Neujahrsnacht auf dem Dam viel Geld bei sich zu haben.

Das war aber auch schon der einzige Lichtblick in dieser Angelegenheit. Alle 500-Euro-Scheine hatte ein ovales Hologramm und keinen fühlbaren Tintenaufdruck. Seltsam war allerdings, dass die Banknoten, soweit Oscar es feststellen konnte, alle anderen Sicherheitsmerkmale erfüllten. Wenn es sich wirklich um Fälschungen handeln sollte, waren sie außerordentlich professionell gemacht.

Erst als Oscar in seinem Zimmer im sechsten Stockwerk war, wurde ihm der Ernst der Lage richtig bewusst. Er hatte das

Eurodorf, das Fest auf dem Dam, konzipiert und organisiert, er hatte bei der Stadt die notwendigen Genehmigungen besorgt. Endlos hatte er drängen müssen, denn der für öffentliche Veranstaltungen zuständige Beamte hatte Unregelmäßigkeiten bei so großen Geldtransaktionen mitten in der Nacht befürchtet. Aber es hatte keinerlei Zwischenfälle gegeben. Die Menschen waren zufrieden nach Hause gegangen und nun saß er hier am frühen Morgen des Neujahrstags in einem leeren Bürogebäude mit einem unglaublichen Problem. Er wusste keinen Rat.

Gegen sieben Uhr morgens hatte er seinen Sohn Michael in New York angerufen, um ihm ein frohes neues Jahr zu wünschen. Begeistert hatte Mike vom Feuerwerk in der Stadt erzählt. »Ich freue mich schon total aufs Skifahren nächste Woche, *Dad«*, hatte er gesagt und Oscar hatte keine Antwort gegeben.

Danach hatte er seinen Computer eingeschaltet und die Website der Europäischen Zentralbank aufgerufen, um nachzusehen, ob es vielleicht irgendwelche neuen Informationen über die Euro-Banknoten gab. Doch das war nicht der Fall. Mit leerem Blick starrte er auf die Liste mit Sicherheitsmerkmalen, die er längst kannte, vergeblich suchte er Anknüpfungspunkte für die Abweichungen, die Sarita Rachman auf den 500-Euro-Scheinen entdeckt hatte.

Gegen neun Uhr hatte er ein paar Mal tief Atem geholt und Olivier van Saxenburgh angerufen. Der lag noch im Bett und es drang anfangs kaum zu ihm durch, was Oscar meinte, als dieser von einem unerwarteten Problem sprach. Es kostete Oscar eine Menge Überredungskraft, ihn so weit zu bekommen, dass er eine Eilsitzung des Vorstands einberief.

Kurz nach zwölf Uhr mittags saßen fünf Personen im Versammlungssaal im siebten Stocks des Mercatorgebäudes mit Aussicht auf die ausgestorbenen Bürokomplexe von

Amsterdam-Süd: van Saxenburgh, Boonzaayer, Crommelin, Oscar und die Vorstandssekretärin. Alle sahen unausgeschlafen aus und trugen Freizeitkleidung. Bis auf Oscar und van Saxenburgh kannten die Anwesenden den Grund für diese übereilte Zusammenkunft nicht, und Oscar graute es davor, es ihnen mitteilen zu müssen.

Nachdem alle Platz genommen hatten, ergriff van Saxenburgh das Wort. »Letzte Nacht haben wir die Einführung des Euro gefeiert, wie Sie wissen. Schade, dass Sie nicht dabei waren…«, van Saxenburgh blickte vorwurfsvoll in die Richtung von Boonzaayer und Crommelin, »… aber die Aktion war ein großer Erfolg. Jedenfalls haben wir das gedacht. Es ist möglich, ich wiederhole, es ist möglich, dass etwas schief gegangen ist. Herr Straver kann Ihnen hierzu mehr sagen. Ich gebe ihm gerne die Gelegenheit, seine Vermutungen näher zu erläutern.«

Unbehaglich rutschten die Anwesenden auf ihren Stühlen. Crommelin starrte abwesend in die Luft. Boonzaayer sah so aus, als würde er mit einem ordentlichen Kater kämpfen, und auch van Saxenburgh hatte glasige Augen. Oscar hatte das Gefühl, dass er selbst müde und abgekämpft aussah, aber sein Kopf war klar. Er hatte letzte Nacht keinen Schluck getrunken, sicher als Einziger der Anwesenden.

»Können wir Mineralwasser haben, bevor wir anfangen?«, fragte Boonzaayer mit einer Stimme, die wie Schmirgelpapier klang. »Und Kaffee, bitte. Schwarz.«

Die Sekretärin eilte zur kleinen Küche auf dem Flur. Oscar fiel auf, dass Louise ungeschminkt viel natürlicher aussah als mit ihrem strengen Make-up, mit dem sie sonst immer zur Arbeit erschien.

Oscar begann zu sprechen und fasste zusammen, wie er zu der Vermutung gekommen war, dass etwas mit den 500-Euro-Banknoten nicht stimmte. »Es ist ein Rätsel, meine Herren, wie so etwas geschehen konnte«, beendete er seine Ausführungen niedergeschlagen.

In diesem Moment stieß van Saxenburgh einen Seufzer aus, dass dies doch vollkommen unmöglich sei.

Am Versammlungstisch blieb es bedrohlich still.

Die Sekretärin kehrte mit einer Thermoskanne in den Raum zurück. »Prima, Kaffee«, brach Boonzaayer das Schweigen. Er nahm eine Tasse und trank sie aus, ohne abzusetzen.

»Sind Sie sich wirklich hundertprozentig sicher?«, fragte van Saxenburgh. Es klang, als hätte er immer noch die Hoffnung, dass alles nur ein fürchterlicher Albtraum war.

»Wer weiß etwas davon? Hat man schon die Polizei informiert?«, wollte Crommelin wissen.

»Was für Beweise gibt es eigentlich?«, knurrte Boonzaayer. »Ich glaube überhaupt nichts.« Er klang wie jemand, der zu viel getrunken hatte.

Oscar nahm zwei Banknoten, eine im Wert von 500 und eine im Wert von 200 Euro.

»Sie können den Unterschied selbst fühlen. Und sehen.« Er gab allen Anwesenden beide Scheine und jeder ließ sie sorgfältig durch die Finger gleiten. Ein Zweifel war ausgeschlossen. Louise schenkte noch einmal Kaffee nach.

»Das ist nicht gerade günstig für unseren Ruf. Vor allem nicht bei unseren Privatkunden, die absolute Zuverlässigkeit von uns erwarten«, sagte Crommelin leise. Er hasste dramatische Formulierungen. Wenn er »nicht günstig« sagte, meinte er »katastrophal«.

»Stellen Sie sich vor«, sagte Boonzaayer, nachdem er als Letzter die Banknoten einer flüchtigen Kontrolle unterzogen

und sie achtlos auf den Tisch geworfen hatte, »stellen Sie sich vor, dass es wahr ist. Was dann? Was machen wir dann?«

Einen Moment später redeten alle durcheinander, machten Vorschläge und verwarfen sie wieder. Natürlich musste die Polizei eingeschaltet werden. Die Zentralbank, die Aktionäre, die Angestellten, die Kunden, Presse, Radio, Fernsehen, Zeitungen, alle mussten informiert werden.

Nur van Saxenburgh hatte sich zurückgehalten. Nun ergriff er das Wort: »Was wäre denn, wenn wir die ganze Sache einfach für uns behalten würden? Soweit wir wissen, hat niemand einen Schaden gehabt. Es ist nur ein Zufall, dass wir das überhaupt entdeckt haben. Vielleicht sind wir ja auch nur gutgläubig das Opfer eines albernen Scherzes geworden. Wenn diese, äh, dieses Mädchen nichts gemerkt hätte, wären wir jetzt nicht hier.«

»Na ja, was Sie als Scherz bezeichnen…«, sagte Crommelin säuerlich. Abrupt stand er auf und ging zum Fenster. »Wohl eher sind wir das Opfer einer Fälscherbande geworden.«

»Woher kommen diese Euros eigentlich, die wir auf dem Dam ausgegeben haben?«, fragte Boonzaayer mit rauer Stimme.

»Aus dem Tresor hier im Haus«, antwortete Oscar.

»Aus unserem eigenen Tresor! Auch das noch!«, ächzte van Saxenburgh. Oscar kannte seinen Chef als jemand, der in Anwesenheit anderer niemals die Fassung verlor. In den sechs Monaten, seit er bei Mercator arbeitete, hatte er ihn noch nie so aufgelöst gesehen.

Crommelin ging rastlos im Raum auf und ab. »Wenn das kein schlechter Scherz ist, wenn wirklich gefälschte Euros in Umlauf gebracht worden sind und sie auch noch außergewöhnlich fachmännisch gemacht worden sind, dann haben wir es mit einem starken Gegner zu tun. Euros fälscht man nicht an einem Nachmittag in einem Mansardenzimmer.«

Niemand widersprach ihm. Louise schenkte eine neue Runde Kaffee ein. Im Laufe der nächsten Stunde, als sie weiter diskutierten, kehrte allmählich das Gefühl von Sachlichkeit zurück. Van Saxenburgh beruhigte sich etwas und Louise erhielt den Auftrag, eine Kleinigkeit zum Essen zu organisieren. Sie besprachen, was ihnen eigentlich über Fälschungen bekannt war. Und wie kamen neue Banknoten eigentlich in Umlauf? Obwohl sie als Banker den ganzen Tag mit Geld umgingen, mussten sie feststellen, dass sie über solche praktischen Dinge kaum etwas wussten.

Nur Oscar kannte sich mit solchen Fragen aus. In den letzten sechs Monaten hatte er sich mit nichts anderem beschäftigt als mit der Einführung des Euros. Auf Bitte von van Saxenburgh erklärte er, dass die teilnehmenden Länder vereinbart hatten, dass jedes Land seine eigenen Banknoten drucken und seine eigenen Münzen prägen sollte. Mit der Herstellung der Euromünzen war vor gut drei Jahren, Ende 1998, und mit der Herstellung der Banknoten im Sommer 1999 begonnen worden, danach wurde das Geld in den schwer gesicherten Tresoren der Zentralbanken gelagert. In den letzten Wochen des Jahres 2001 war das Euro-Geld dann an die Banken verteilt und von dort aus zu Supermärkten, Läden, Geldautomaten und Postämtern gebracht worden. Angestellte der Bank hatten die Euros aus dem Tresor der Mercator Bank zum Eurodorf auf dem Dam befördert. Alle Transporte wurden mit speziellen Fahrzeugen durchgeführt.

»Wenn ich es richtig verstanden habe, ist der ganze Weg von der Produktion bis zur Verteilung also gesichert?«, fasste van Saxenburgh zusammen.

»Ja, das stimmt. Vom Augenblick an, an dem das Papier für die Banknoten produziert wird, bis zur Ablieferung bei der Bank wird alles gezählt, kontrolliert und registriert. Da lässt sich nichts manipulieren«, bestätigte Oscar.

Crommelin runzelte die Stirn. »Dann ist es nicht erklärbar, wie Fälschungen auftauchen können.«

»Scharf bemerkt, Cees. Deshalb müssen wir das auch herausfinden«, erwiderte Boonzaayer sarkastisch.

»Zuerst müssen wir die Behörden informieren«, schlug Oscar vor. Van Saxenburghs Vorschlag, die Sache einfach zu vertuschen, hatte ihn beunruhigt.

»Anzeige erstatten«, stimmte van Saxenburgh zu. »Aber bei wem eigentlich? Wer ist für gefälschte Euros zuständig?«

Oscar erklärte, dass sich natürlich die Polizei mit Fälschungen beschäftigte. Zuständig war aber auch Europol, die Arbeitsgemeinschaft der europäischen Kriminaldienste, die ihre Zentrale in Den Haag hat, und das Falschgeld-Analysezentrum der Europäischen Zentralbank in Frankfurt. Es war gegründet worden mit dem Ziel, alle technischen Informationen über Fälschungen in einer Datenbank zusammenzuführen.

Draußen war es schon wieder dunkel geworden. Crommelin schaute auf seine Uhr, es war bald sechs. »Wir sollten mal die Nachrichten ansehen, ob die was über Fälschungen berichten. Vielleicht gab es woanders auch Probleme«, schlug er vor. »Hier gibt es doch einen Fernseher?«

Louise stand auf, drehte eine Trennwand weg und schaltete den zum Vorschein kommenden Fernseher an. Einige Minuten später begannen die Nachrichten.

Zuerst sah man Bilder von der Einführung des Euros um Mitternacht. Sie war in allen Euroländern problemlos verlaufen. In kurzen Interviews erklärten verschiedene Finanzminister und Präsidenten der Zentralbanken, dass sie außerordentlich zufrieden seien.

»Da!«, rief van Saxenburgh.

Im Fernsehen erschien das Eurodorf von Mercator auf dem Dam. Das Bild war idyllisch, der Kommentar anerkennend.

Ein Polizeisprecher bemerkte, dass es eine gelungene Aktion gewesen war. Einige Besucher wurden interviewt und alle sprachen sich positiv über den Euro aus. Weiter berichtete die Nachrichtensprecherin von den traditionellen Unruhen in einigen Städten während des Jahreswechsels. Die Polizei hatte heftig reagiert, es gab Verletzte, an verschiedenen Stellen waren Autoreifen und Weihnachtsbäume angezündet worden.

»Gott sei Dank. Kein Wort über Fälschungen.« Van Saxenburgh seufzte erleichtert.

»Das hat überhaupt nichts zu sagen«, erwiderte Crommelin kühl. »Seien wir ehrlich, wir wissen selbst nicht, was los ist. Das Problem wurde noch nicht bemerkt, das heißt aber lange nicht, dass es nicht mehr existiert.«

»Höchste Zeit für ein Schnäpschen.« Boonzaayer schaute fragend in die Runde. Niemand reagierte. »Okay, dann fange ich eben an. Louise, können Sie einmal schauen, ob Sie etwas dergleichen finden können?«

»Meine Herren«, begann Van Saxenburgh. »Ich glaube, dass wir lange genug geredet haben. Wir wissen, was passiert ist, ich schlage vor, dass wir eine Strategie erstellen, wie wir weiter verfahren sollen.«

Es erklang zustimmendes Gemurmel.

Schnell einigte man sich, dass van Saxenburgh einen befreundeten Direktor der niederländischen Zentralbank noch am selben Abend höchst vertraulich informieren würde. Weiter würde er den Leiter der Sicherheitsabteilung bitten, einen Bericht über die Lagerung und den Transport der Banknoten bei Mercator zu erstellen.

»Sagen Sie mal, weshalb ist der eigentlich heute Mittag nicht hier?«, fragte Crommelin plötzlich argwöhnisch.

»Nicht eingeladen«, antwortete van Saxenburgh. »Ich wollte die Runde zuerst so klein wie möglich halten. Er gehört nicht

zum Vorstand. Seine Zuständigkeit sind vor allem die Schlüssel…«

»Nicht uninteressant in diesem Fall«, unterbrach Boonzaayer.

»… und die Sonderausweise, mit denen man in den Tresorraum kommt.«

»Noch interessanter!«

Van Saxenburgh ging nicht darauf ein. »Ich schlage vor, dass wir keine Initiative ergreifen, damit diese Sache in die Öffentlichkeit kommt. Keine Pressemitteilung oder so etwas. Wir werden alles ordnungsgemäß den Behörden melden, sollen die sich dann mit dem Problem herumschlagen.« Er blickte die anderen Direktoren an.

»Einverstanden«, sagte Boonzaayer.

»Ich würde sagen: je weniger Staub wir aufwirbeln, umso besser«, pflichtete Crommelin ihm bei.

Oscar zögerte. »Ich weiß es nicht«, sagte er vorsichtig. »Meiner Erfahrung nach sollte man auch dann so früh wie möglich an die Öffentlichkeit gehen, wenn man schlechte Nachrichten hat. Früher oder später kommt es doch heraus, dann muss man mit der ganzen Story herausrücken und steht umso schlechter da. Wie sie in Amerika sagen: *The shit will hit the fan.* Also…«

»Aber wir haben doch überhaupt keine Story«, unterbrach ihn Boonzaayer gereizt. »Ich meine, wir sind verdammt noch mal das Opfer dieser Fälschungen!«

»Unser Name und unser Logo hingen über dem Eurodam. Und Bloomfield hat alles gefilmt«, sagte Oscar.

»Wenn mit den Geldscheinen etwas nicht in Ordnung ist, dann soll das Auswirkungen auf den Euro und nicht auf unseren Börsenkurs haben«, knurrte Boonzaayer.

»Ich denke, dass wir einer Meinung sind«, fasste van Saxenburgh zusammen. »Sind wir uns einig, dass von dem,

was in dieser Sitzung besprochen worden ist, nichts nach außen dringt?«

Niemand widersprach, auch Oscar nicht.

»Dann bleibt nur noch die Frage, wer übernimmt die Koordination?« Van Saxenburgh schaute erneut in die Runde. »Herr Boonzaayer?«

»Nein, auf gar keinen Fall. Ich bin in der nächsten Zeit mit Emissionen beschäftigt. Demnächst fliege ich in die USA und muss noch einiges vorbereiten.«

»Herr Crommelin?«

»Ich würde es gerne übernehmen. Aber ich habe Verpflichtungen. Ich arbeite an der Überleitung unserer Privatkunden von Luxemburg nach Liechtenstein. Eigentlich müsste ich morgen schon weg.«

»Mir passt es auch überhaupt nicht«, bekannte van Saxenburgh. »In der nächsten Woche wollte ich mit meiner Frau in der Karibik segeln. Zehn Tage Ruhe nach aller Hektik der Umstellung auf den Euro. Geraldine freut sich so darauf. Es ist das erste Mal, dass sie mitkommen kann.«

Van Saxenburghs Frau, die er erst vor kurzem geheiratet hatte, war, soweit es Oscar wusste, eine zwanzig Jahre jüngere französische Journalistin. Der Bankchef und sie waren sich auf einem internationalen Management-Symposium zum ersten Mal begegnet. Es war Liebe auf den ersten Blick gewesen.

»Ich stelle mich gern zur Verfügung.«

Die drei Direktoren schauten überrascht zu Oscar, der von seinen eigenen Worten selbst ein bisschen erschrocken war.

»Herr Straver? Sie haben doch erst angefangen, bei uns zu arbeiten?«, sagte Boonzaayer skeptisch.

Crommelin pflichtete ihm bei. »Das ist, denke ich, keine so gute Idee. Ich respektiere Ihren Einsatz, aber das ist eine Angelegenheit von zu großer Bedeutung.«

Van Saxenburgh schaute Oscar fragend an.

»Ich kann verstehen, dass Sie es vielleicht anmaßend finden«, sagte Oscar, »aber ich fühle mich für diese ganze Sache verantwortlich. Ich habe die letzten sechs Monate für Mercator die ganze Umstellung auf den Euro organisiert, das Dorf auf dem Dam war meine Idee und offensichtlich ist irgendetwas vollkommen schief gegangen. Geben Sie mir bitte die Chance, das in Ordnung zu bringen! Nach all meinen Vorbereitungen weiß ich außerdem einiges von der Euro-Logistik.« Und bestimmt mehr als Sie, setzte Oscar in Gedanken hinzu.

Das konnte niemand leugnen, doch die drei Männer blickten noch immer nicht überzeugt drein.

»Nehmen Sie es mir nicht übel, aber möglicherweise haben Sie noch nicht genügend Erfahrungen im Bankgewerbe für so etwas«, sagte Boonzaayer.

Oscar versuchte sich zusammenzunehmen und äußerlich gelassen zu bleiben. Doch er strich ein paar Mal nervös mit der Hand durchs Haar.

»Wir sollten besser einen Spezialisten von außen heranziehen«, schlug Crommelin vor. »Oder die ganze Sache der Polizei übergeben. Dann haben wir wenigstens nichts mehr damit zu tun.«

Van Saxenburgh, der bis jetzt geschwiegen hatte, schaute in die Runde. »Ich schätze das Angebot von Herrn Straver, auch wenn ich mit Ihnen darin übereinstimme…«, er blickte zu Boonzaayer und Crommelin, »… dass er keine große Erfahrungen im Bankgeschäft hat. Doch er hat bewiesen, dass er eine umfangreiche Aufgabe bewältigen kann, und nicht zuletzt ist er Spezialist für Öffentlichkeitsarbeit. Ich halte nichts von einem Außenstehenden, zumindest nicht in diesem Stadium. Wir müssen zuerst selbst herausfinden, was geschehen ist. Danach können wir die Behörden heranziehen und die werden mit Sicherheit ihre eigenen Ermittlungen durchführen.«

Crommelin nickte beifällig, doch Boonzaayer schnaubte: »Mit allem Respekt, Herr van Saxenburgh, Sie werden eine Sache, die uns großen Schaden zufügen kann, doch nicht in solche unerprobten Hände legen.«

Kühl blickte ihn van Saxenburgh an. »Ich habe in den letzten Monaten eng mit Herrn Straver zusammengearbeitet und das größte Vertrauen zu ihm. Sie beide stehen ja bedauerlicherweise nicht zur Verfügung – was das über Ihre Prioritäten aussagt, möchte ich jetzt mal dahingestellt lassen. Herr Straver hat sich angeboten. Danken wir ihm hierfür und nehmen wir sein Angebot an.«

Dem konnte Boonzaayer nichts mehr entgegensetzen. »Na gut. Wenn Sie die Endverantwortung behalten, dann darf Herr Straver von mir aus die Hauptarbeit übernehmen.«

»Das versteht sich von selbst«, bemerkte van Saxenburgh eilig, sichtbar erleichtert, dass eine Einigung erzielt worden war. »Ich werde meine Segeltour verschieben und laufend für Herrn Straver ansprechbar sein. Ihre Aufgabe, Herr Straver, wird sein, diese Angelegenheit in den nächsten Tagen zu untersuchen und Kontakte mit den verantwortlichen Behörden aufzunehmen. Und ich möchte über alles informiert werden.«

Den Winterurlaub kann ich vergessen, dachte Oscar mit gemischten Gefühlen. Und die Schuld dafür konnte er noch nicht einmal jemand anders zuschieben. Schließlich hatte er ja selbst angeboten, den Job zu übernehmen.

5. Stephanie Horlick

Am Neujahrstag wurde Stephanie Horlick früh wach. Sie versuchte, sich noch ein paar Mal umzudrehen, aber sie war so an die tägliche Routine des Frühaufstehens gewöhnt, dass sie gegen halb neun aus dem Bett stieg, ein Sweatshirt über ihr Nachthemd zog und nach unten ging. Sie setzte Wasser für Tee auf, schenkte sich gegen den schalen Geschmack im Mund ein Glas Fruchtsaft ein und setzte sich an den Küchentisch. Draußen fing es langsam an, hell zu werden, und überall war es noch vollkommen still.

Die erste Silvesternacht in ihrer Amsterdamer Wohnung hatte sie sehr ruhig verbracht. Früher, in ihrem Londoner Appartement, war es ganz anders zugegangen, als sie mit befreundeten Arbeitskollegen ausgelassene Silvesterpartys mit Alkohol, Musik und auch ein paar Linien Koks gefeiert hatte. Das war ihre wilde Jugend gewesen, bevor sie schwanger geworden war. Fünf Jahre war es her, aber es kam ihr wie eine Ewigkeit vor.

Nachdem sie von der kleinen Silvesterfeier bei Mercator zurückgekommen war, hatte sie zusammen mit ihrer Tochter Belle einen Teig für die traditionellen niederländischen Silvesterkrapfen gemacht. Belle hatte ihr mit Begeisterung geholfen, es machte ihr Spaß, die Rosinen in den Teig zu rühren und die Küche voll zu kleckern. Nachdem Stephanie die Krapfen in der Friteuse gebacken hatte, durfte Belle den Puderzucker über die dampfenden Krapfen streuen. Auch das war ein großer Erfolg, vor allem als Belle entdeckte, wie toll es war, den Puderzucker über ihre eigenen Hände, die Spüle, den Boden und die verdutzte Katze zu streuen – schließlich

schneite es draußen, also musste es in der Küche auch schneien.

Belle war gerade vier Jahre alt geworden und sie war für Stephanie das Wichtigste in ihrem Leben. Sie war verrückt nach ihrer Tochter, auch wenn ihr Belles unvorstellbare Neugier manchmal auf die Nerven ging. Alles wollte sie wissen, alles ausprobieren. Wenn sie sich etwas in den Kopf gesetzt hatte, war es unmöglich, sie aufzuhalten. Sie war auch immer fröhlich, redete ständig, wollte immer im Mittelpunkt stehen. Jeder, der sie sah, verfiel ihrem Scharm auf der Stelle. Auch wenn Belle kaum vier Jahre alt war, war ihr das bereits durchaus bewusst. Stephanie fragte sich manchmal, ob sie als Kind genauso gewesen war. Wie ihre Mutter – sie hatte zu ihren Eltern seit der Geburt von Belle wieder mehr Kontakt – ihr sagte, lag das wohl in der Familie.

Am Silvesterabend hatte Stephanie Belle etwas vorgelesen und sie hatten zusammen die Hälfte der Krapfen aufgegessen. Belle hatte sich auf dem großen Sofa an sie geschmiegt, in ihrem Winterschlafanzug mit Tiermotiven und ihrem Kuscheltier unter dem Arm. Es war ein großer Steiff-Bär mit einem blauen Täschchen, auf dem *Hello Euro* stand. Auf seinen Füßen konnte man *Good luck Euro* lesen. Stephanie fand das Stofftier lächerlich, aber Belle und der Bär waren unzertrennlich.

Gegen zehn Uhr hatte sie die erschöpfte Belle ins Bett gebracht. Danach hatte sie sich mit einer Flasche Chardonnay und einem Teller Käsetoasts vor dem Fernseher niedergelassen und bis Mitternacht herumgezappt.

Gerade als sie im Bloomfield-Kanal die Aufnahmen der Euro-Umtauschaktion auf dem Dam gefunden hatte, kam Belle, ihren Bären hinter sich ziehend, schlaftrunken ins Zimmer. Sie war vom Feuerwerk wach geworden. Stephanie nahm sie zu sich auf den Schoß und sah noch die letzten

Aufnahmen von van Saxenburgh und einer Reporterin in einer extravaganten Winterjacke auf dem Dam. Sie schaute, ob sie Oscar vielleicht irgendwo entdecken konnte, aber er war nicht zu sehen. Danach ging sie mit Belle zum Fenster, um sich das Feuerwerk anzusehen. Als es wieder etwas ruhiger war, brachte sie Belle ins Bett und ging nach draußen.

Sie traf ihre Nachbarn, die sie auf ein Glas Champagner einluden, um das neue Jahr zu feiern. Von ihren Nachbarn wusste sie nur, dass sie ein junges Paar waren, und dass beide irgendeine Arbeit bei einer Internetfirma hatten und damit unglaublich viel Geld verdienten. Auf ihrem Silvesterfest fühlte sie sich allerdings nicht sehr wohl. Alle Gäste waren aus der Multimediabranche und Stephanie kam sich etwas verloren vor. Sie schlenderte einige Zeit ziellos umher und entschied sich nach zwei Gläsern Champagner, heimzugehen. Sie war kein Mensch, der einfach Kontakte knüpfen konnte, und außerdem wollte sie Belle nicht zu lange allein lassen. Gegen zwei Uhr lag sie im Bett.

Und jetzt, am Neujahrsmorgen, saß sie in der Küche, mit einer dampfenden Tasse Tee und leichten Kopfschmerzen. Schlechter Champagner sicherlich, dachte sie, auch wenn sie es besser wusste. Sie sah sich um. Die Küche war immer noch ein Chaos, überall lag Spielzeug von Belle herum. Oben standen noch ein voller Wäschekorb und ein Korb mit Kleidungsstücken, die gebügelt werden musste. Das Jahr 2002 würde für sie mit Aufräumen beginnen.

Langsam fühlte sich Stephanie in ihrem Haus wohler. Viel musste noch getan werden, noch lange waren nicht alle Zimmer fertig. Der Gang musste gekachelt werden und sie hatte kaum Zeit gehabt, etwas im Garten zu machen. Im Frühjahr würde sie Blumenzwiebeln pflanzen. Immerhin war die Küche schon renoviert worden, sie hatte neue Küchengeräte angeschafft, das Wohnzimmer, ihr eigenes

Schlafzimmer und das Schlafzimmer von Belle waren frisch gestrichen und ihr Arbeitszimmer war fertig eingerichtet. Was wollte sie noch mehr – nach sechs Monaten?

Sie war sehr übereilt von London nach Amsterdam umgezogen. Irgendwann hatte sie beschlossen, dass es keinen Sinn machte, Karriere, ihre Rolle als Mutter und das Leben in einer Weltstadt miteinander zu verbinden. Zum ersten Mal hatte sie das Gefühl, dass das alles einfach zu viel war. Stephanie war immer der Meinung gewesen, dass man gerade als Frau alles schaffen müsse. Vielleicht war es ja auch ihre Form von Rebellion. Sie war in der geschützten Umgebung eines kleines Provinzstädtchens in Süddeutschland aufgewachsen. Ihre Eltern hatten gehofft, dass sie ordentlich heiraten und einmal Lehrerin werden würde. Aber daraus war natürlich nichts geworden, sie hatte von Kind an das Abenteuer gesucht. Ihre Eltern, dass musste sie ihnen zugute halten, hatten sie niemals daran gehindert. Nach ihrem Wirtschaftsstudium, das sie mit den besten Noten abgeschlossen hatte, war sie mit einem Rucksack und fast ohne Geld durch Südamerika und Australien gezogen. Mit allen möglichen Jobs hatte sie sich über Wasser gehalten. Als ihr klar geworden war, wie nützlich ein gut gefülltes Portmonee beim Reisen und im Leben war, hatte sie sich bei der *London School of Economics* angemeldet. Nun machte sie Ernst mit der Karriere und dem Geldverdienen. Ihren ersten Job bekam sie bei einer amerikanischen Bank in London, wo sie als Händlerin von Obligationen in den goldenen neunziger Jahren Geld wie Heu verdiente. Doch nachdem Belle geboren war, wurde das Abenteuerleben anstrengender. Ein Baby, ihre Reisen und der Kick, Punkte bei ihrer Arbeit im Handelssaal zu sammeln – es war unmöglich, das miteinander zu vereinbaren. Hätte sie einen Partner gehabt, wäre alles einfacher gewesen…

Stephanie lebte nach der tiefen Überzeugung, dass eine Frau ohne Kind nur einer halber Mensch war. Mit gerade dreißig war sie Single und wollte nichts lieber als ein Kind. Während eines kurzen Urlaubs in der Karibik hatte sie einfach den attraktivsten Mann, den sie am Strand gesehen hatte, angemacht. Einen Monat nach ihrer Rückkehr in London wusste sie sicher, dass ihr Wunsch in Erfüllung gehen würde.

Doch London war nicht der ideale Wohnort für allein stehende Mütter und sie fand es besser, wenn Belle ab und zu auch ihren leiblichen Vater, der in den Niederlanden wohnte, sehen könnte. In dieser Zeit flatterte ihr ein Angebot der Mercator Bank auf den Tisch. Die Aussicht, nicht länger für die anspruchsvollen Amerikaner in der permanenten Hektik von London zu arbeiten, sondern für eine bescheidene niederländische Bank mit einem übersichtlichen Handelssaal, gab schließlich den Ausschlag. Im Sommer zogen sie und Belle nach Amsterdam.

Stephanie nahm noch eine Tasse Tee, sie zögerte etwas, ob sie einen Krapfen essen sollte, entschied sich dann aber für einen trockenen Toast. Es war eine Wohltat, dass es draußen auf der Straße immer noch sehr ruhig war. Ihre Kopfschmerzen waren langsam verschwunden und sie begann im Kopf eine Liste der Dinge zu machen, die sie heute noch erledigen musste. Ihren Eltern frohes neues Jahr wünschen, einige vergessene Neujahrskarten schreiben, ihre besten Freunde in London anrufen, die E-Mail auf dem Computer aufrufen und beantworten, ihre Haare waschen und Belle ins Bad stecken, etwas Schönes mit Belle unternehmen. Das Übliche.

Die Katze kam herangelaufen und Stephanie streute ihr etwas zu fressen auf den Katzenteller. Sie dachte darüber nach, dass ihr Leben ganz schön festgefahren war. Im neuen Jahr musste sie unbedingt versuchen, das zu ändern. Wo war ihre Abenteuerlust geblieben? Sie konnte doch nicht auf einmal mit

der Geburt von Belle verschwunden sein! Auch wenn alles etwas schwieriger zu organisieren war, sie konnte mehr unternehmen, als ihre Tochter in die Krabbelstube zu bringen, Obligationen zu verkaufen und abends vor dem Fernseher zu hängen. Wieder reisen… sich wie früher einfach von Erlebnissen mitreißen lassen… sich verlieben… ihr brachliegendes Sexleben wieder beleben…

Einen Augenblick dachte sie an Oscar, der sie am letzten Nachmittag angesprochen hatte. Viel wusste sie nicht über ihn. Er sah nicht schlecht aus, und er hatte die Euro-Kampagne von Mercator organisiert. Das war schon alles. Sie erinnerte sich daran, dass er vorgeschlagen hatte, sich einmal zu verabreden. Wieso eigentlich nicht?

Belle kam die Treppe heruntergepoltert, für ihre Verhältnisse hatte sie außergewöhnlich lange geschlafen. Mit ihrem Bär auf dem Arm trippelte sie halb wach in die Küche. Stephanie hob sie hoch, drückte sie und Belle legte ihren warmen Kopf an ihre Schulter. »Frohes neues Jahr«, flüsterte Stephanie in ihr Ohr. Und zu sich selbst sagte sie: »Komm schon, Horlick, werde aktiv. Deinen ersten Vorsatz fürs neue Jahr hast du ja schon gemacht.«

6. Nächtliche Fahrt

Die Scheinwerfer eines dunkelblauen Transporters durchschnitten die Dunkelheit der luxemburgischen Ardennen. Es gab kaum Verkehr, und der Fahrer konnte ein gutes Tempo vorlegen. Es war Heiligabend, der 24. Dezember 2001.

Mit seiner rechteckigen Vorderseite, seiner flachen Vorderscheibe von sieben Zentimeter dickem, kugelsicherem Glas und einer Panzerung aus Stahlblech sah das Fahrzeug mit dem Logo von *Brinks International* Furcht erregend aus. Wie ein schneller Panzer donnerte es über die zweispurige Straße.

In der angenehmen Wärme des Führerhauses saßen der Fahrer und sein Beifahrer in ihren dunklen Uniformen. Schweigend konzentrierten sie sich auf die Straße. Sie kamen aus Mondorf-les-Bains, einem kleinen Dorf ganz im Süden Luxemburgs, an der französischen Grenze. Nachdem sie ihre letzte Ladung abgeholt hatten, waren sie so schnell wie möglich wieder abgefahren, denn es war noch eine lange Strecke bis Amsterdam. Obwohl es nicht sehr spät war – etwas nach sechs Uhr –, würden sie erst um Mitternacht zu Hause sein.

»Was ein Scheißjob«, brach der Fahrer das Schweigen. »Heiligabend sollte man zu Hause bei Frau und Kindern sein. Gemütlich um den Weihnachtsbaum sitzen. Und wir fahren hier durch ein gottverlassenes Land.«

»Wie weit sind wir eigentlich?«, fragte der Beifahrer. Er hatte einen starken osteuropäischen Akzent.

»Nördlich von Luxemburg, in der Nähe der belgischen Grenze. Dann ist es noch ein kleines Stück nach Sankt Vith und dort nehmen wir die Autobahn.«

Links und rechts wechselten Wiesen und Wälder einander ab. Vor 57 Jahren, Heiligabend 1944, hatten die Panzerfahrzeuge der deutschen Armee in diesem Gebiet mit der Ardennenoffensive begonnen, eine letzte Wahnsinnstat des Naziregimes, um den Aufmarsch der Alliierten im Westen aufzuhalten.

Hinter den Sitzen im Führerhaus des Transporters befand sich eine Stahltür, die Zutritt zu dem gesicherten Laderaum gab. Dieser war auch von außen zugänglich, über eine Schleusentür, die durch die elektronische Erkennung des Fingerabdrucks und des Gewichts des Beifahrers aktiviert wurde. Es war das modernste Sicherheitssystem, das es bei Werttransporten gab. Im Laderaum standen Rollcontainer aus Metall mit in Plastikfolien verpackten Bündeln von Banknoten, Gulden, die von niederländischen Banken in Luxemburg stammten, und die zurück zu De Nederlandsche Bank, der niederländischen Zentralbank, mussten. Es waren auch Geldpakete vom Freizeitpark Euroville bei Mondorf-les-Bains dabei, die für die Mercator Bank in Amsterdam bestimmt waren. Auf der Hinfahrt hatten sie bei der Niederländischen Zentralbank Bündel neuer Euro-Banknoten abgeholt und diese bei Bankfilialen in Luxemburg abgeliefert.

»Wie lange noch?«, fragte der Beifahrer, der Jevgeni hieß.

Ronald, der Fahrer, gab etwas in den Roadshow-Navigator ein. »Noch 300 Kilometer. Das heißt, ungefähr noch drei Stunden Fahrt.«

»Dann das Zeug abliefern, und nichts wie nach Hause.«

Schweigend genossen beide diesen Gedanken.

»Gibt es eigentlich auch Musik hier?«, fragte der Beifahrer nach einer Weile.

»Ja, Radio Luxemburg. Haben wir früher immer gehört.« Ronald schaltete das Radio ein und suchte einen Sender, der

nicht gerade Weihnachtslieder im luxemburgischen Dialekt ausstrahlte.

Jevgeni machte diese Arbeit noch nicht lange und es war das erste Mal, dass Ronald mit ihm in einem Auto saß. Aus Sicherheitsgründen arbeiteten Fahrer und Beifahrer so wenig wie möglich in festen Teams.

Vor sechs Jahren hatte Jevgeni Asyl in den Niederlanden beantragt, da er während des Tschetschenienkrieges aus der russischen Armee desertiert war. Sobald er seine Aufenthaltsgenehmigung erhalten hatte, hatte er sich bei einem Werttransportunternehmen beworben, da er einen Panzer fahren und mit Kalaschnikows umgehen konnte. Das war allerdings nicht unbedingt eine Empfehlung gewesen. Brinks arbeitete in den Niederlanden mit unbewaffnetem Personal in seinen Fahrzeugen und hatte keinen Bedarf an Rambos. Jevgeni wurde abgelehnt und hatte danach verschiedene Prüfungen abgelegt. In einer Sportschule, wo er Kraftsport machte, hatte er Ronald kennen gelernt, der schon seit Jahren Fahrer bei Brinks war. Als im Laufe des Jahres 2001 bei den Werttransportunternehmen durch die Einführung des Euros Personal knapp wurde, hatte Ronald ihm vorgeschlagen, sich noch einmal zu bewerben. Diesmal klappte es – nach einem Eignungstest und einer Überprüfung möglicher Vorstrafen konnte Jevgeni als Beifahrer anfangen.

»Ich werde froh sein, wenn diese blöden Transporte endlich vorbei sind«, seufzte Ronald. »Wahnsinn, der Stress im Moment.«

»Na ja, die Kohle für die Überstunden kann ich schon gebrauchen. In ein paar Monaten erwartet meine Frau ein Baby und wir wollen uns ein Haus kaufen.«

»Ich hätte gern einen Sportwagen. Aber Zeit, damit herumzukurven, hätte ich sowieso nicht. Inzwischen bin ich schon wochenlang unterwegs. Kein Wochenende mehr frei,

auch an Feiertagen nicht.« Ronald bremste, um einem Auto auszuweichen, das auf der Straße wendete. »Ich fahre nicht gerne nachts. Zu gefährlich.«

Die Geldtransporte waren ein unentbehrliches Zwischenglied bei der Umstellung der nationalen Währungen auf den Euro. Innerhalb weniger Wochen mussten sie sämtliche Münzen und Banknoten aus Druckereien, Münzfabriken, Zentralbanken und Lagertresoren an Banken, Geschäfte, Postämter und Wechselstellen verteilen. Neunzigtausend Geldautomaten im Euro-Raum mussten beliefert werden.

Es war ein unglaubliches Vorhaben, das auch noch unter strengsten Sicherheitsvorkehrungen ablaufen musste. Seine logistische Komplexität war vergleichbar mit der einer militärischen Operation. In den zwölf Euroländern mussten 70 Milliarden Münzen und 14 Milliarden Banknoten verteilt werden. Würde man die Münzen einen Meter hoch stapeln, würden sie eine Fläche von 20 Fußballfeldern bedecken, und gleich hohe Stapel der gebündelten Banknoten mehr als zwei Fußballfelder. Das Gesamtgewicht der Münzen betrug 300000 Tonnen.

Die Verteilung der Euros machte aber nur die Hälfte der Aktion aus, denn zur gleichen Zeit mussten alle alten nationalen Münzen und Banknoten eingezogen und zur Vernichtung oder Umschmelzung zu den Zentralbanken zurücktransportiert werden. So wurde in den letzten Wochen des Dezembers 2001 und im Januar 2002 zweimal die gesamte Geldmenge des Euro-Raums transportiert.

Fachleute hatten vorgeschlagen, den Geldtransport an einem autofreien Wochenende von der Armee durchführen zu lassen. Die Straßen im Euro-Raum hätten dann 48 Stunden für allen Verkehr gesperrt werden müssen, nur Armeefahrzeuge,

begleitet von motorisiertem Militär, hätten fahren dürfen. Doch die Regierungen hatten diese Idee zurückgewiesen, da die Bevölkerung durch die Einführung des Euros nicht an ihrer Mobilität gehindert werden dürfe. Nur in Deutschland hatte man auf Drängen der Banken beschlossen, die Bundeswehr einzusetzen.

Nach Auffassung der Werttransportunternehmen war die ganze Aktion heller Wahnsinn. In den Wochen vor und nach dem »E-Day« musste zehnmal so viel Geld wie üblich befördert werden. Pro Fahrzeug und Fahrt würden vier- oder fünfmal so viel Werte transportiert werden wie nach den üblichen Vorschriften erlaubt. Für eine Operation eines derartigen Umfangs verfügte man weder über genügend gesicherte Fahrzeuge noch über ausreichend qualifiziertes Personal.

Die Gewerkschaften forderten Garantien, dass die zugelassenen Höchstfahrzeiten nicht überschritten wurden und das Personal keine Sonderrisiken eingehen würde. Denn es war klar, dass die Euro-Transporte eine große Anziehungskraft auf Kriminelle haben würden. Gauner kleineren Kalibers würden sich auf Überfälle von Ladenkassen oder von Bürgern, die mit Geld in der Tasche zu den Wechselstellen kommen würden, verlegen, doch die großen kriminellen Organisationen würden eifrig Banküberfälle oder Entführungen der berstend vollen Geldtransporter planen.

Es war unmöglich, zusätzliche Kapazitäten für den Geldtransport zur Verfügung zu stellen. Die privaten Werttransportunternehmen hatten nicht die Absicht, für einen Engpass von wenigen Wochen zusätzliche gepanzerte Fahrzeuge für jeweils 200000 Gulden pro Stück anzuschaffen. Man konnte zwar in Ländern, die nicht am Euro teilnahmen, einige Fahrzeuge ausleihen, aber das reichte längst nicht. Auch zusätzliche Mitarbeiter konnten nicht von heute auf morgen für

diese Aufgabe qualifiziert werden – und was brachte es, für Arbeiten, die gerade zwei Monate dauern würden, einen Haufen Leute einzustellen?

Noch ein drittes Problem gab es: die Banken im Euro-Raum verfügten nicht über ausreichende Tresorkapazitäten, um gleichzeitig große Bestände von Euros und nationaler Währung lagern zu können. Auf Grund des Sicherheitsrisikos und der Tatsache, dass still liegendes Geld im Tresor keinen Ertrag abwirft, führten die Banken üblicherweise das von ihren Kunden hinterlegte Geld so schnell wie möglich an die Zentralbank ab. Daher hatte ein Viertel der Banken schlicht und einfach nicht genügend sicheren Raum, um Euros und nationale Währungen zu lagern.

Für dieses Dilemma gab es nur eine Lösung: die Euro-Transporte mussten auf einen längeren Zeitraum aufgeteilt werden. Dagegen stand jedoch der politische Wunsch, die Umstellung so schnell wie möglich durchzuführen. Schließlich hatten sich fast alle Euroländer für einen Zeitraum zwischen vier und acht Wochen entschieden, in dem sowohl das alte nationale Geld als auch die neuen Euros als gesetzliches Zahlungsmittel Gültigkeit haben würden. Nur die Niederlande hatten sich für einen Zeitraum von maximal vier Wochen eingesetzt.

In voller Fahrt passierte der Geldtransporter das Schild *Belgique*. Kurz danach bog er auf die Autobahn in Richtung Lüttich ab.

»Jetzt können wir Gas geben«, sagte Jevgeni. Der Beifahrer streckte sich in seinem Sitz.

»Pass nur auf. Auf verlassenen Autobahnen kann man leicht eingekeilt werden«, warnte Ronald. Er presste den Fuß noch fester aufs Gaspedal.

»Mit diesem Panzerwagen?«

»Diese Karre ist gar nichts, wenn man sie mit den deutschen Modellen vergleicht. Die Bundesbank hat 14 Zwanzigtonner nur für den Euro-Transport bestellt. Die schaffen 180 Stundenkilometer und fahren quer durch jede Barrikade. Kosten allerdings zwei Millionen Mark pro Stück.«

Beide mussten sie über dieses Beispiel deutscher Gründlichkeit lachen.

Eine Stunde später hatten sie die niederländische Grenze erreicht.

»Warum mussten wir eigentlich nach Luxemburg?«, fragte Jevgeni, als sie hinter der Grenze waren.

»Das stand auf dem Frachtbrief«, bemerkte Ronald trocken.

»Ja, klar, das kapiere ich schon. Aber warum Luxemburg?«

»Luxemburg hat keine Druckerei und keine Münzprägeanstalt, um eigene Euros zu produzieren. Aber es gibt dort viele Bankfilialen. Steuerparadies, verstehst du? Wenn du dein Spargeld vor dem Staat verstecken willst, musst du ein Konto in Luxemburg eröffnen. Alle Banken warten dort auf dich, auf dein Schwarzgeld, mit Angestellten, die dich in deiner Sprache begrüßen.«

»Auch auf Russisch?«

»Ganz bestimmt. Auch wenn du natürlich nur ein kleiner Fisch für sie wärst.«

»Hm, na ja.«

»Die niederländischen Banken müssen ihre Luxemburger Filialen mit Euros ausstatten und die Gulden, die dort liegen, müssen zurück nach Holland«, fuhr Ronald fort. »Mit den deutschen, belgischen und französischen Banken in Luxemburg geht das genau so.«

»Also haben wir eigentlich schwarze Euros nach Luxemburg gebracht.«

»So könnte man es sagen.«

Jevgeni lachte. »Und wir bringen schwarze Gulden wieder zurück.«

»Du hast es kapiert. Mir ist es übrigens vollkommen egal, was ich im Auto habe. Hauptsache, die Papiere sind in Ordnung.«

»Und warum waren wir in diesem Dorf…?«

»Mondorf.«

»Ja, das meine ich. Den Freizeitpark.«

»Euroville ist so was wie Disneyland, glaube ich.«

»Bist du schon mal da gewesen?«, wollte Jevgeni wissen.

»Nur wegen Geldtransporten. Sonst nicht. Es sieht so aus, als ob man da auch Urlaub machen und in einem Hotel wohnen kann.«

»Vielleicht mache ich das mal, mit den Kindern. Wäre bestimmt schön. Aber ich verstehe trotzdem nicht, warum wir dahin mussten.«

Ronald nahm einen Bissen von seinem letzten belegten Brot und trank einen Schluck Mineralwasser aus der Flasche. Dann sagte er: »Es geht wahrscheinlich um Wechselgeld für die Eintrittskarten. Ein Kasino haben sie da auch. Da ist natürlich eine Menge Geld im Spiel. Ich glaube, dass Euroville der Mercator Bank gehört. Das ist ein Kunde von uns.«

»Mann, was für einen merkwürdigen Beruf wir doch haben. Du bringst Geld weg und danach musst du es wieder abholen.«

»Na und? Vorläufig fahren wir noch ganz gut mit unseren Geldtransportern.«

»Bald fahren wir nur noch für die Schwarzgeldmafia«, sagte Jevgeni, der sich darunter nach seinen Erfahrungen in Russland einiges vorstellen konnte.

Ronald zuckte die Schultern. »Wir machen unsere Arbeit.«

Langsam war das Ende der Fahrt abzusehen. Gegen Mitternacht verließen sie bei Amsterdam die Autobahn und fuhren auf das Gelände der Mercator Bank. Die Schleusentür

öffnete sich und der dunkelblaue Geldtransporter fuhr rückwärts auf den Parkplatz. Endlich konnten Fahrer und Beifahrer aussteigen. Jevgeni zündete sich eine Zigarette an und inhalierte gierig; im Transporter herrschte Rauchverbot.

Die Ladeklappe des Fahrzeugs senkte sich und ein paar Minuten später schoben die Männer den Rollcontainer, in dem sich die Kassetten mit den Banknoten befanden, in den Tresorraum der Bank. Gelangweilt unterschrieb der Sicherheitsbeamte den Frachtbrief, während Ronald die Zahlen in seinen Computer tippte. Danach verschwand er einen Augenblick, um anderthalb Liter Mineralwasser loszuwerden.

Mit einem »Frohe Weihnachten« verabschiedeten sie sich von dem Sicherheitsbeamten und manövrierten den Transporter aus der Garage. Sie schlugen die Straße zur Zentrale des Werttransportunternehmens Brinks ein, um den Rest der Fracht abzuliefern. Die Banknoten würden dort sortiert und am nächsten Morgen zur Vernichtung an die Zentralbank weitergeleitet.

Nach einer halben Stunde kamen sie bei Brinks an, dessen Gebäude mit Sicherheitsdraht und messerscharfen Klingen umzäunt war. Ein halbes Dutzend Überwachungskameras war auf sie gerichtet. Der Transporter fuhr in die erste Schleuse, die danach von außen abgesperrt wurde. Danach öffnete sich die zweite Schleuse, eine Art Metallkäfig. Als sie drin waren, fuhr vor ihnen ein Rollgitter nach oben und gab den Weg frei in einen halb unterirdischen Innenraum aus Beton. Der Raum ähnelte mehr einem Bunker als einer Garage. Ordentlich nebeneinander geparkt standen dort die Transportfahrzeuge, die kleinen Siebentonner und die großen Elftonner.

Fahrer und Beifahrer stiegen aus. Ein paar Angestellte näherten sich, um die Fracht abzuladen. Ronald gab die Papiere ab und strich über den kalten Stahl des Transporters, als tätschelte er ein Pferd nach einem langen Ritt. »Gut

gemacht, Junge, du hast uns wieder sicher nach Hause gebracht«, sagte er halb zum Auto, halb zu sich selbst.

Jevgeni packte seine Sachen in eine Sporttasche und machte Anstalten, nach Hause zu gehen.

»Gibt es noch was Besonderes?«, fragte der Sicherheitschef.

»Nichts, außer dass ich so müde bin, dass ich gleich umfalle«, antwortete Ronald.

Nur sehr wenige Menschen ahnten, was mit diesem Geldtransport in Gang gesetzt worden war.

7. Bloomfield Studio

»Und wie war Amsterdam?«

Larry, der Chefredakteur des Wirtschaftsnachrichten-Programms von Bloomfields im Studio London, betrachtete seine Starreporterin Judy anerkennend. Mein Gott, ist die heute wieder sexy, dachte er nicht zum ersten Mal. Alles an Judy Armacost war üppig. Ihr Körper, den sie durch regelmäßige Besuche im Fitnessstudio in Form hielt, schien einem Rubensgemälde entsprungen. Sie trug nur enge Designerhosen, die ihre Schenkel gut zur Geltung brachten. Eine lockige Mähne, deren Farbe sich mit ihren Stimmungen veränderte, umschwebte sie. Heute war sie blond. Schon aus einigen Metern Entfernung roch man einen Hauch Parfüm Marke »Opium«. All das zusammengenommen hatte meist eine deutliche Wirkung auf ihre Interviewpartner, vor allem die männlichen.

»Wie es in Amsterdam war? Kalt«, antwortete Judy Armacost uninteressiert. »Jede Menge Schnee. Das Einzige, was ich von der Stadt gesehen habe, war das Rotlichtviertel hinter unserem Hotel. Lieber Gott, man sitzt da in einem Vier-Sterne-Hotel, The Grand, man geht aus der Tür und fällt über die Junkies und die Huren.«

»Das macht Amsterdam gerade so attraktiv!«

Judy verzog den Mund. »Für dich vielleicht.«

»Und die Aufnahmen? Sahen ja ganz witzig aus, diese kleinen Pavillons im Eurodorf.«

»Oh, okay. Der Typ, den ich interviewen sollte, kam beinahe zu spät. Aber alles ist gut gelaufen.«

»Bei uns auch, wir hatten eine prima Sendung, ausnahmsweise haben die Schaltungen in alle Hauptstädte hingehauen. Alles in allem würde ich sagen, Bloomfield hat bei der Einführung des Euros einen guten Job gemacht.«

»Nun, da bin ja froh, Larry«, sagte Judy gleichgültig. »Aber ich wäre lieber in London geblieben und hätte es auf irgendeiner Party krachen lassen.«

»Da hast du auch wieder Recht. Na ja, trotzdem frohes neues Jahr.«

Die Londoner Zentrale von Bloomfield befand sich in einem Gebäude aus dem neunzehnten Jahrhundert am Finchbury Circle, einem ruhigen Platz etwas westlich der Londoner City. Betrat man es, fand man sich im einundzwanzigsten Jahrhundert wieder – der britische Innenarchitekt war der Meinung gewesen, dass ein Medienunternehmen in einer zukunftsorientierten Umgebung am besten arbeiten konnte. Das Bloomfield-Studio war eine moderne Fabrikhalle, in der Informationen produziert wurden. Rohre, Leitungen und Kabel waren absichtlich nicht entfernt worden, sondern hingen an den Decken und liefen entlang der Wände wie die Adern eines Blutkreislaufs. Durch die Kabel bewegten sich die Nachrichten, die Bilder, pressten sich die Zahlen, Grafiken und Analysen, die auf den Bildschirmen der weltweit tausenden von Zuschauern erschienen. In der Eingangshalle lief eine breite zentrale Treppe aus glänzendem Metall in einer Spirale nach oben. Aufzüge gab es keine, schließlich war Treppenlaufen gut für die Kondition. In der Lobby war eine Bar eingerichtet, in der es frisch gepresste Fruchtsäfte, Mineralwasser und Joghurts gab – eine gesunde Ernährung gehörte zur Unternehmensphilosophie von Bloomfield. Aschenbecher konnte man hier nirgendwo entdecken. Wer wie die Mitarbeiter von Bloomfield ständig auf der Jagd nach Sensationen war, der musste sich nach Meinung der

Geschäftsführung fit halten und hatte für solche Laster keine Zeit. »Ihr werdet bezahlt, um jeden Tag schneller zu laufen«, teilte der amerikanische Gründer des Unternehmens seinen Mitarbeitern gerne und oft mit.

Nick Hoyle, der Produzent der Aufnahmen von Amsterdam, kam in den Redaktionsraum. »He, Larry, kann ich mal die fertige Sendung von letzter Nacht sehen?«

»Wird in einer Stunde wiederholt. Wollen wir uns bis dahin noch einen Gemüsesaft genehmigen?«

»Wenn's sein muss«, sagte Nick und verzog das Gesicht.

Als die Wiederholung der Sendung über den Umtausch in Euros begann, saßen Larry, Nick und Judy noch in der Kantine. Sie blickten zu den Monitoren hoch, die wie große, matt glänzende Fledermäuse an der Decke hingen. Mitternachtsbilder aus den europäischen Hauptstädten: Feuerwerk, begeisterte Menschenmengen und der Umtausch in Euros. Dann waren der Dam, das Eurodorf und der Königliche Palast zu sehen. Sarita Rachman in ihrem andalusischen Kostüm zählte Geld aus für Olivier van Saxenburgh, Judy stellte ein paar Fragen und die Kamera drehte weg. Die nächsten Aufnahmen kamen aus Berlin vom Brandenburger Tor, danach kam die Place de la Bastille in Paris und schließlich der Trevi-Brunnen in Rom.

»Fantastisch«, sagte Judy, begeistert von ihrer Präsentation.

»Ist dir nichts aufgefallen?«, sagte Nick.

»In ihrem Parka kommt Judy gar nicht richtig zur Geltung – meinst du das?«, grinste Larry.

»Oh, *fuck you!«*, konterte die Reporterin.

»Nein, ich meine etwas anderes. Es ist mir heute Nacht auch schon aufgefallen, aber da habe ich nicht so genau darauf

geachtet. Dieser Saxenburgh bekommt bei seinem Umtausch keinen einzigen 500-Euro-Schein. Das war aber vorgesehen.«

»Vielleicht hatte er nicht genug Geld bei sich.«

»Im Leben nicht. Alles in diesem Eurodorf war bis ins Kleinste inszeniert.«

»Stimmt. Jetzt, wo du es sagst… Schon merkwürdig. Können wir uns das noch mal ansehen?«

Nick rief die Produktion an und etwas später brachte jemand ein Videoband.

In einem Produktionsraum sahen sie sich die kurze Szene, in der van Saxenburgh seine Gulden tauschte, noch einmal an, diesmal genauer.

»Der Banker gibt ihr 1000 Gulden und er muss 453,78 Euro zurückkriegen«, sagte Nick. »Passt mal auf.« Sie sahen, wie Sarita professionell die Banknoten zum Wert von 200, 100, 50, 20, 10 und 5 Euro auf den Tisch zählte. Dann hielt sie an und schaute etwas unsicher an der Kamera vorbei.

»Siehst du das?«, rief Nick. »Sie zögert.«

Dann sahen sie, wie Sarita noch je einen 50-, 10- und 5-Euro-Schein nahm und diese auf den Tisch legte.

»Sollte nicht möglichst von jeder Sorte ein Schein dabei sein? Wieso hat der Banker nicht mehr Geld gewechselt?« Er drehte sich zu Judy. »Warum hast du ihn das eigentlich nicht gefragt?«

»Was denkst du? Ich habe doch nicht auf die lächerlichen Euros geachtet, ich habe van Saxenburgh bearbeitet«, antwortete sie gereizt.

Nick spulte das Band zurück, um sich die Szene ein zweites Mal anzusehen.

»Sie hat ein unerwartetes Problem. Schaut mal, wie sie auf einmal erleichtert Luft holt, als alles vorbei ist«, sagte er.

»Das würde ich auch tun, wenn mein Chef vor mir steht und ein Fernsehteam mit Kamera auch noch dabei ist«, sagte Judy.

»Auf jeden Fall ist es merkwürdig«, schlussfolgerte Nick. »Vielleicht konnten die 500-Euro-Scheine nicht rechtzeitig gedruckt werden, oder es gab ein Problem bei der Verteilung. Es wäre doch ein Riesenwunder, wenn so eine Megaoperation reibungslos verläuft. Und wir hätten die Meldung als Erste.«

»Klingt nicht so spannend«, sagte Judy.

»He, wo ist denn dein Instinkt für Storys geblieben?« Nick schüttelte den Kopf. »Ich schlage vor, dass wir uns mal mit dieser Sache beschäftigen. Man weiß nie, was dabei rauskommen könnte.«

»O Gott. Konntest du dir nichts anderes ausdenken, um das neue Jahr anzufangen?«

Ärgerlich stand Judy Armacost auf und stiefelte die Stahltreppe zu ihrem Büro hoch, wobei sie ihren Kollegen noch einen letzten Blick auf ihre ansehnlichen Schenkel bescherte.

8. Schlechtes Geld verdrängt das gute

Oscar Straver kam in aller Frühe in sein Büro. Die U-Bahn war beinahe leer, der Pendlerstrom nach Amsterdam-Süd würde erst später einsetzen. Junkies waren noch nirgendwo zu sehen. Nur ein paar Obdachlose waren eingestiegen, um sich den Rest des Tages zwischen dem Hauptbahnhof und der Endstation in einem beheizten U-Bahnwagen hin und her fahren zu lassen.

Oscar nickte dem Nachtportier zu. Bis auf ihn und ein paar Mitarbeiter der Reinigungsfirma zeigte sich im Gebäude der Mercator Bank noch kein Anzeichen von Leben. Während der Aufzug durch den gläsernen Schacht zum sechsten Stockwerk schwebte, schaute Oscar nachdenklich nach draußen. Am Horizont sah er die sich langsam fortbewegenden Rücklichter des Straßenverkehrs. Ganz allmählich begann Amsterdam-Süd seinen ersten Arbeitstag des Jahres 2002.

Lieber Gott, wie gern hätte er noch ein paar Stunden länger geschlafen. Es war bereits die zweite aufeinander folgende Nacht, in der er kaum ein Auge zugemacht hatte. Er fühlte sich saft- und kraftlos. Und es war ihm mulmig zumute, wenn er an das Telefongespräch dachte, das er bald mit New York führen musste. Es war absehbar, wie seine Exfrau reagieren würde – und der Gedanke daran hatte die ganze Nacht durch seinen Kopf gespukt.

Auf dem Flur holte er sich eine Tasse extra starken Kaffee aus dem Automaten. Danach schaltete er seinen Computer ein und starrte mit leerem Blick auf den Bildschirm.

Worin hatte er sich eigentlich verstrickt? Unwillkürlich musste Oscar an das Gesetz von Gresham denken: »Schlechtes Geld verdrängt das gute.« Gresham, der Finanzberater von

Königin Elisabeth I. im 16. Jahrhundert, hatte festgestellt, dass die »billigeren« Münzen mit weniger Silbergehalt die »teureren« Münzen mit demselben nominalen Wert aus dem Umlauf verdrängten. Auch die Fürsten entwerteten das Geld, indem sie die Menge an Edelmetall in den Münzen reduzierten. Es war nichts anderes als eine Art monetären Betrugs, denn auf diese Art konnten die Könige ihre kostspieligen Kriege und Auslandsexpeditionen bezahlen und ihre Höfe und anspruchsvollen Geliebten unterhalten. Auch die Mercator Bank hatte durch ihre Euros ein Problem mit unbrauchbarem Geld bekommen. Er fragte sich, wie die Bank es geschafft haben konnte, sich so tief in die Klemme zu bringen. Nun, jetzt war es an ihm, all das aufzuklären – war das nicht eine fast unmögliche Aufgabe?

Er überlegte, was er eigentlich von Banknoten wusste. Zwar hatte er vor langer Zeit Vorlesungen in Volkswirtschaft besucht, aber er war ein PR-Mann, auf Kommunikation spezialisiert. Warum hatte er sich unbedingt freiwillig melden müssen, um etwas über die Fälschungen herauszufinden? Eigentlich hatte er keine Chance, egal was er tat: Wenn er das Geheimnis aufklärte, würde das sicher Staub aufwirbeln und die Bank bekam doch noch ihre schlechte Publicity. Wenn er erfolglos blieb, war das auch eine Katastrophe.

Oscar begann, sich die Punkte, die er untersuchen musste, zu notieren. Behörden, die er anrufen sollte, Personen, zu denen er Kontakt aufnehmen musste, Informationen, die er benötigte. Innerhalb einer halben Stunde standen dutzende Punkte auf seinem Zettel.

In Gedanken versunken lief er zum Kaffeeautomaten, um seinen Becher noch einmal zu füllen. Er konnte hören, wie die Mercator Bank langsam zum Leben erwachte. Auch im Bürogebäude gegenüber wurden die Fenster hell. Wenn Oscar aus dem Fenster schaute, konnte er dort das Personal einer

Leasinggesellschaft beobachten. Er hatte immer gedacht, dass man sich etwas Langweiligeres als ihre Arbeit kaum vorstellen konnte und dass sein Job als Vizepräsident für Corporate Relations viel aufregender war. Heute beneidete er seine Nachbarn um ihre eintönige Arbeit.

Um sein Zimmer etwas fröhlicher zu gestalten, hatte er zwei Kunstwerke aufgehängt, einen Siebdruck von Andy Warhol mit dem getönten Gesicht von Marilyn Monroe, das er aus New York mitgenommen hatte, und einen erotischen Stich von Aat Veldhoen. An der linken Wand hing eine Uhr mit einem Zifferblatt, das aus den zwölf Sternen der Europäischen Union bestand. Auf seinem Schreibtisch stand neben dem Computer ein Farbfoto eines lachenden Jungen, der ungefähr zehn Jahre alt war. Schräg hinter seinem Schreibtisch hing eine Pinnwand mit Weihnachtskarten und Fotos, auf denen Oscar in Freizeitkleidung mit Freunden und im Anzug in die Kamera lachte. In einer Ecke lag eine Sporttasche auf dem Boden, die aussah, als sei sie lange nicht benutzt worden. Der runde Arbeitstisch war überfüllt mit Zeitungen, Ordnern, Videobändern, Briefen und Prospekten. Auf dem Archivschrank standen eine Flasche Rotwein, die Oscar geschenkt bekommen hatte und die er immer vergaß, nach Hause zu nehmen, und ein paar Kaffeebecher mit Aufdrucken von Pu dem Bär. Über dem Archivschrank hing ein Transparent, ein Abschiedsgeschenk seiner Freunde in New York, auf dem mit Tintenspray *Oscar goes euro* geschrieben war.

Nach zwei Stunden war Oscar immer noch nicht viel weiter gekommen. Zuerst hatte er die Polizei in Amsterdam angerufen. Der Dienst habende Beamte hatte ihn mit der Kripo verbunden. Diese versprach, jemanden vorbei zu schicken und empfahl, den CRI* einzuschalten. Doch der CRI bedauerte –

* CRI: Criminele Recherchen Inlichtingendienst (niederländisches BKA)

man beschäftige sich nicht mit Fälschungen von Euro-Banknoten. Das sei Aufgabe von Europol.

Etwas genervt wählte Oscar die Nummer von Europol und erklärte, wer er war. Hoffentlich fühlten sich wenigstens diese Polizisten zuständig. »Moment, ich verbinde Sie«, sagte die Telefonistin. Ein paar Sekunden später schilderte Oscar wieder einmal einem der Beamten das Problem seiner Bank und erwartete halb, dass man ihn wieder abwimmeln würde. Doch nachdem er geendet hatte, sagte der Europol-Mitarbeiter nur: »Das ist etwas, was wir nicht am Telefon besprechen sollten. Können Sie morgen zum Europol-Büro in Den Haag kommen? Und rufen Sie bitte so bald wie möglich die Europäische Zentralbank in Frankfurt an.«

Soledad Milmontes, Leiterin des Falschgeld-Analysezentrums der EZB, klang nicht überrascht, als Oscar erzählte, was geschehen war.

Hatte sie ein solches Telefonat am ersten Arbeitstag nach der Einführung des Euro etwa erwartet? Oscar vereinbarte mit ihr einen Termin am nächsten Montag in Frankfurt.

Oscar legte den Hörer auf und seufzte. Jetzt, da zumindest die wichtigsten Organisationen informiert waren, hatte er ein etwas besseres Gefühl. Jetzt war das Falschgeld nicht mehr nur das Problem der Mercator Bank. Aber ein Anruf stand ihm noch bevor – mit dem Direktor der niederländischen Zentralbank in Amsterdam, mit dem von Saxenburgh befreundet war.

»Ah, die Mercator Bank!«, sagte der Mann herzlich, als Oscar ihn begrüßt hatte. »Schön, wie ihr das an Silvester organisiert habt! Es war eine gute Sendung.«

Oscar biss sich auf die Lippe. »Ja, das schon… aber es ist etwas schief gegangen. Eine unserer Kassiererinnen hat in dieser Nacht gefälschte Euros entdeckt.«

»Reden Sie doch keinen Blödsinn!« Die Herzlichkeit war wie weggeblasen. »Fälschungen, noch bevor die Euros in Umlauf gekommen sind? Das klingt ja nach einer netten Räuberpistole! Wie soll das möglich sein?«

»Das wissen wir auch nicht«, sagte Oscar steif. »Aber es gibt keine Zweifel.«

»Hm, ich weiß nicht. Jedenfalls sind keine anderen Meldungen über mögliche Fälschungen eingegangen. Im Gegenteil, soweit mir bekannt ist, ist die Einführung des Euros überall problemlos verlaufen.«

»Dann schauen Sie sich die Banknoten, die wir gefunden haben, doch einfach einmal selbst an.«

»Das wird das Beste sein«, sagte der Mann. »Ich schicke sofort einen unauffälligen Kurier zu Mercator und lasse sie für weitere Untersuchungen abholen. Bitte reden Sie vorläufig mit niemanden aus der Öffentlichkeit darüber.«

»Das entspricht ohnehin unserer Strategie«, erwiderte Oscar förmlich.

Inzwischen tauchten die Mitarbeiter des Euro-Teams langsam in der Bank auf. Überall sah Oscar lächelnde Gesichter, alle waren begeistert darüber, dass die Einführung des Euro und die Show auf dem Eurodam so gut geklappt hatte. Oscar war eher nach einer Leichenbittermiene als nach Enthusiasmus zumute. Aber er zwang sich dazu, die Glückwünsche mit einem Lächeln zu erwidern. Es bedrückte ihn, dass er seinen Mitarbeitern nicht erzählen durfte, wie die Situation wirklich war, obwohl er mit ihnen sechs Monate lang intensiv zusammengearbeitet hatte. Innerhalb der Bank waren, soweit er wusste, noch immer nur er selbst, die drei Mitglieder des Vorstands, die Sekretärin und Sarita Rachman informiert. Van Saxenburgh hatte gestern seine Sekretärin angewiesen, Sarita den Rest der Woche nach Hause zu schicken und ihr ans Herz zu legen, mit niemandem über ihre Vermutungen zu sprechen.

Oscar fragte sich, wie lange das alles geheim bleiben konnte. Nicht lange, fürchtete er.

Kurz nach zwölf Uhr ging das Telefon. Am Apparat war Stephanie Horlick. »Ich wollte dir nur zur gelungenen Silvestershow gratulieren«, sagte sie fröhlich.

Oscar war angenehm überrascht, dass sie anrief.

»Bloomfield wiederholt die Reportage über den Euro-Umtausch immer noch«, erzählte Stephanie. »Jeder im Handelssaal hat es schon gesehen. Sonst gibt es am ersten Handelstag sowieso nichts Neues.«

»Danke dir, Stephanie. Ja, es war eine unvergessliche Nacht«, sagte Oscar und verzog das Gesicht. Zeit, das Thema zu wechseln. »Wie war dein Silvester?«

»Meine Tochter hat ein paar Wunderkerzen angezündet und wir haben Krapfen gegessen. Es war ein bisschen einsam, aber das ließ sich nicht ändern. Ich kenne noch nicht so viel Menschen hier in der Gegend… wie sieht es eigentlich aus mit deinem Vorschlag, man könnte im neuen Jahr mal was zusammen machen? Hast du in den nächsten Tagen viel zu tun?«

»Äh, ja, das heißt, ich weiß es noch nicht genau.« Oscar biss sich auf die Lippen.

»Was hältst du von Freitag?«

»Moment, ich schaue im Kalender nach… das könnte passen…«

»Toll. Ich kümmere mich um einen Babysitter und reserviere uns einen Tisch.«

Etwas perplex beendete Oscar das Gespräch. Das war ja alles ziemlich schnell gegangen. Er fühlte sich zwar von Stephanie angezogen, aber in den vergangenen sechsunddreißig Stunden hatte er durch die Fernsehaufnahmen und dann die Fälschungen keine Sekunde Zeit gehabt, an sie zu denken. Wie auch immer – der Gedanke, am Freitagabend mit ihr

auszugehen, munterte ihn ein bisschen auf. Es war die erste gute Nachricht an diesem Tag.

Das schwierigste Telefongespräch – das mit seiner Exfrau – hatte sich Oscar für zuletzt aufgehoben, nicht nur wegen des Zeitunterschieds. Er schloss die Tür seines Büros und tippte schicksalsergeben ihre Nummer in seinen Apparat.

»Hallo, Alison, wie geht's?«

»Weshalb rufst du so früh an? Ich liege noch im Bett!«

»Das weiß ich. Ich wollte dich zu Hause erreichen.«

»Das ist dir dann ja auch gelungen. Ist etwas passiert?«

»Nein… das heißt ja, wir haben hier ein Problem bei der Bank und ich…«

»Ich wusste es!«

»… habe hier ein Problem, an dem ich die nächsten Tage viel arbeiten muss.«

»Ich habe es gewusst!« Ihre Stimme stieg eine Oktave höher.

»Lass es dir erklären, ich…«

»Es ist immer dasselbe mit dir. Hast du vielleicht auch noch getrunken?«

»Alison, hör auf. Wir haben hier ein Riesenproblem und ich muss die nächste Zeit hier bleiben. Das heißt, der Winterurlaub mit Mike…«

»Oscar!«

»… muss verschoben werden. Es tut mir ja auch Leid, aber…«

Alison brach in eine Schimpfkanonade aus. Er entziehe sich seiner Verantwortung, Michael habe sich so auf eine Woche Skifahren in den französischen Alpen gefreut, sie habe ihren eigenen Terminkalender darauf abgestimmt, dass ihr Sohn im Urlaub sei und das Aupairmädchen sei schon bei ihrer Familie in Puerto Rico. Sie würde das nicht akzeptieren. Sie würde ihren Scheidungsanwalt anrufen.

»Alison, könntest du mal eine Minute ruhig zuhören?«, fragte Oscar, aber er wusste schon, dass es vergeblich war.

»Lad mir nicht deine verdammten Probleme auf, die interessieren mich nicht. Aber Mike! *Poor kid.* Wie soll ich ihm das jetzt erklären, kannst du mir das mal sagen? Jeden Tag liest er im Internet die Wintersportmeldungen aus Europa.«

»Wenn du ihn mir ans Telefon gibst, erkläre ich ihm das selbst. Wahrscheinlich wird er es besser verstehen als du. Kannst du dir nicht vorstellen, dass das alles auch für mich schrecklich ist?«

»Wenn du es so schrecklich findest, warum streichst du dann den Urlaub?!«

»Ich streiche gar nichts. Ich will ihn verschieben. Zum Beispiel auf die Ferien im Februar«, sagte Oscar. Er fühlte sich schuldig. Zum Glück ahnte Alison nicht, dass er selbst darum gebeten hatte, die Nachforschungen übernehmen zu dürfen.

»Oh, *my God!* Das ist keine gute Ausrede.«

Oscar umklammerte den Hörer fester. »Das Problem, Alison ist, dass Mercator Opfer von Geldfälschern geworden ist. Ist das Grund genug, einen Skiurlaub zu verschieben?«

»Das interessiert mich nicht. Es wird Zeit, dass du für dein Kind Verantwortung übernimmst!«

»He, Moment mal!« Oscar merkte, dass seine Stimme ebenfalls laut geworden war. Er versuchte sich zu beherrschen. Auch deshalb, weil die Türen hier nicht sonderlich dick waren und seine Kollegen vielleicht schon die Ohren spitzten. »Das habe ich sieben Jahre lang getan, während du nur deine Karriere als Anwältin in der Wall Street gesehen hast.«

»Das haben wir schon oft genug durchgekaut.«

»Du hast angefangen, von Verantwortung zu reden.«

»Ja, und die hört nicht beim Bumsen auf, die ist nicht vorbei, nachdem ein Mann eine Frau befruchtet hat.«

»Alison…«

»Vom Augenblick an, als ich schwanger wurde, wusste ich, dass das geschehen würde. Väter entziehen sich der Erziehung ihrer Kinder und lassen die Mütter mit den Konsequenzen sitzen. Wir leben immer noch in einer patriarchalischen Welt.«

»Das ist, denke ich, kein Thema für ein Telefongespräch.«

»Vielleicht nicht. Aber Tatsache ist doch, dass dir deine Arbeit wichtiger ist als der Kontakt zu deinem Sohn.«

»Du weißt, dass das nicht wahr ist, Alison.« Oscar beschloss, das Gespräch zu beenden. Sonst passierte es noch, dass er zurückschrie. »Und jetzt gib mir endlich Mike selbst ans Telefon.«

Er hörte, wie seine Ex den Hörer fallen ließ und aus dem Bett stieg. In Gedanken sah er ihr gepflegtes Appartement in einer Seitenstraße nahe dem Central Park vor sich. Kurz danach hatte er seinen Sohn am Telefon. Oscar erklärte ihm, dass sie den Skiurlaub verschieben mussten, ihn so schnell wie möglich nachholen würden.

»Oh«, sagte Mike nur, und dann schwieg er eine ganze Weile.

»Alles in Ordnung?«, fragte Oscar beunruhigt. »Du musst mir glauben, es tut mir wirklich Leid. Aber wir haben wirklich ein scheußliches Problem bei der Bank.«

»Ist schon okay, Dad. Verstehe ich.«

»Ich lasse dich nicht im Stich, Mike. Im Februar klappt es.«

»Viel Glück, Dad. *Bye.«*

Gerührt schaltete Oscar das Telefon aus.

9. Krisensitzung

Oscar war erleichtert, dass er das Gespräch überstanden hatte. Seine Ehe mit Alison hatte sich nach einigen aufregenden Jahren immer mühsamer hingeschleppt, vor allem nachdem Mike geboren worden war. Es waren die typischen Probleme von Familien, in denen beide Eltern berufstätig sind: Streit über die Aufgabenverteilung im Haushalt, die Erziehung der Kinder, die Wichtigkeit von Arbeit und Karriere. Der Wahnsinn Manhattans hatte diese Probleme aufgeschaukelt, bis sie plötzlich unüberwindbar schienen. New York war fantastisch, wenn man Zeit und Geld hatte. Aber man brauchte Zeit, um Geld zu verdienen und Geld, um seine Zeit sinnvoll nutzen zu können. Alle liefen permanent nach Atem ringend sich selbst hinterher, um mithilfe ihres Therapeuten so zu tun, als sei alles in Ordnung.

Dann kam die Eifersucht. Als ihre Beziehung immer schlechter funktionierte, war Alison davon überzeugt, dass Oscar eine Freundin hatte. Sie beschloss, eine Detektei einzuschalten, um ihn zu überprüfen. Die Detektive sammelten alles: die Auszüge seiner Kreditkartenkonten, die Nummern, die er mit seinem Handy angerufen hatte, die von ihm verschickten E-Mails. Als Oscar zufällig dahinter kam, indem er einen Bericht der Detektive unter einem Stapel von Zeitungen auf Alisons Schreibtisch liegen sah, wurde ihm zum ersten Mal klar, was der Begriff *data mining* eigentlich bedeutet: eine Kontrolle aller Spuren, die der Mensch in einer elektronisch vernetzten Welt hinterlässt. Es hatte die Detektive kaum Mühe gekostet, mithilfe der Dateien eine virtuelle Landkarte von ihm anzulegen, auf der alle seine Bewegungen

und von ihm besuchten Orte verzeichnet waren. Sie wussten, wen er wann gesehen und womit er sich beschäftigt hatte.

Auch wenn die Nachforschungen nicht zur Spur einer Freundin geführt hatten, kochte Oscar vor Wut. Für ihn war es der Anlass, die Beziehung mit seiner Frau zu beenden. Sobald er eine neue Wohnung hatte, zog er aus.

Er hatte nicht geahnt, dass das Drama jetzt erst richtig anfangen würde. Es war ein permanenter Kriegszustand über die Scheidung und das Sorgerecht für ihren Sohn. Nach anderthalb Jahren hatte Oscar beim Surfen im Internet zufällig ein Stellenangebot der Mercator Bank in Amsterdam gesehen. Müde und abgekämpft von seinen persönlichen Problemen und dem juristischen Tauziehen in New York hatte er die Bank angeschrieben war zu seinem Erstaunen zu einem Bewerbungsgespräch eingeladen worden.

Die Mercator Bank suchte einen Koordinator für die Kampagne zur Einführung des Euro-Bargelds zum 1. Januar 2002. Oscar hatte Erfahrungen mit Corporate Communications. Während seiner letzten Stellung in New York hatte er sich mit politischen Analysen des Euro-Raums für amerikanische Finanzinstitute beschäftigt und kannte die wichtigsten Fragen der Wirtschafts- und Währungsunion.

Mit Banknoten hatte er bis dahin nicht viel zu tun gehabt. Er hatte einmal mit Mike das Bureau of Engravings and Printing in Washington D.C. besucht, das war alles. Die Bundesdruckerei befand sich in einem Gebäude neben dem Holocaust Museum, in der Nähe des Smithsonian Museums am Mall. Jeden Tag standen hier amerikanische Touristen Schlange, um an einer zwanzigminütigen Führung teilzunehmen und dabei mehr über die Geschichte des *greenback*, wie der Dollar seiner grünlichen Farbe wegen genannt wurde, zu erfahren. Oscar erinnerte sich, dass sie durch eine Galerie über der Druckerei gelaufen waren. Durch

dickes Glas konnten die Touristen nach unten schauen und die cremefarbenen Maschinen sehen, mit denen Dollars gedruckt, geschnitten und sortiert wurden. Sie sahen Personal, das tat, als ob es arbeiten würde. Oscar hatte sich gefragt, ob man in dem für Touristen zugänglichen Teil des Gebäudes auch echte Dollarnoten drucken würde. Vielleicht wurden die Angestellten abwechselnd angewiesen, ein kleines Theaterstück für die Besucher aufzuführen, wie früher auf Anweisung des Zars in den potemkinschen Dörfern.

Am Ende der Führung gab es eine weitere Überraschung, den Souvenirladen. Dort konnten die Besucher Päckchen mit zerschnittenen Fehldrucken von Dollarnoten kaufen. Auch konnte man unzerschnittene Bögen erwerben, die mit echten Dollars bedruckt waren. Bögen mit 16 1-Dollar-Scheinen kosteten 25 Dollar und Bögen mit 32 1-Dollar-Scheinen 40 Dollar. Es war nur ein Beispiel für den *seigniorage,* den Gewinn, den die Zentralbanken bei der Ausgabe von Banknoten machen. Oscar hatte sich einen Bogen gekauft und ihn eingerahmt in seinem Arbeitszimmer aufgehängt.

Im Souvenirladen gab es auch einen Messstock, vor dem sich jeder hinstellen und seinen »Wert« ablesen konnte, gemessen in einer Skala von 100-Dollar-Scheinen. Oscar war mit seinen 5 Fuß 8 Inches auf 1584000 Dollar gekommen. Nicht schlecht, hatte er grinsend festgestellt.

Als man Oscar während seines Bewerbungsgespräches bei Mercator fragte, ob er originelle Ideen habe, wie man den Euro kommerziell in die Öffentlichkeit bringen könne, musste er an diesen Besuch denken. »Bedruckte Bögen mit Euros verkaufen«, sagte er spontan. »Man kann unzerschnittene Bögen, auf denen Scheine im Wert von 5 Euro gedruckt sind, zum Beispiel als Poster verkaufen. Dafür kann man einen ordentlichen Preis verlangen.«

Die Banker von Mercator, die mit ihm das Gespräch führten, blickten ihn überrascht an. Keiner von ihnen kannte den Souvenirladen des *gift shop* im Bureau of engravings and printings. »Als Souvenir könnte man auch Tüten mit zerschnittenen Fehldrucken verkaufen«, fuhr Oscar ermutigt fort.

Olivier van Saxenburgh lachte. »Keine üble Idee. Warum ist eigentlich keiner von unseren Leuten darauf gekommen? Denen sind nur die üblichen Poster und Souvenirmünzen eingefallen.«

Ein paar Tage später bekam Oscar die Zusage.

Von ihrer ersten Begegnung an waren sich Olivier van Saxenburgh und Oscar sympathisch. Der Direktor der Mercator Bank hatte eine Art jugendlicher Jovialität bewahrt und umgab sich gerne mit jüngeren Leuten. Nach all diesen Jahren inmitten der gerissenen New Yorker Bankenwelt fühlte sich Oscar von dieser Kumpelhaftigkeit angesprochen. Besonders in den ersten Wochen hatten sie viel miteinander zu tun, aber bis auf eine beiläufige Frage, wie es ihm gehe, wechselten sie kein persönliches Wort. Das änderte sich an einem Vormittag im Spätsommer.

Oscar saß im Büro van Saxenburghs, im obersten Stock des Mercator-Gebäudes mit einem atemberaubenden Blick über Amsterdam, um über den Stand der Vorbereitungen zu berichten. Sie hatten alles besprochen, und van Saxenburgh war aufgestanden und zu den Panoramafenstern hinübergeschlendert. Oscar nahm an, dass das Gespräch beendet war, packte seine Unterlagen zusammen und wollte gehen. Doch van Saxenburgh bedeutete ihm mit einer Handbewegung, noch zu bleiben. »Ich wäre gerne dort draußen«, sagte er.

Überrascht blickte ihn Oscar an.

Van Saxenburgh lächelte. »Dort wartet Geraldine auf mich. Sie ist mir wichtiger als alles andere auf dieser Welt. Was ist eine Bank schon gegen die Liebe?«

Oscar lächelte. Durch den Bürotratsch wusste er, dass van Saxenburgh sehr verliebt war in seine junge Frau. »Haben Sie in den Flitterwochen einen Segeltörn gemacht?«

»Ja, wir haben in Madagaskar eine Jacht gechartert und sind zu den Seychellen gesegelt. Aber das sind nur Äußerlichkeiten. Es ist schon erstaunlich, wie viel Kraft einem eine gute Frau gibt.«

Oscar fragte sich, wie Geraldine damit zurechtkam, dass ihr Mann nur wenig Zeit für sie hatte und die Bank wohl doch hoch auf der Liste seiner Prioritäten stand. Sicher besser als Alison. »Arbeitet sie eigentlich noch als Journalistin?«

»Ja, aber sie denkt darüber nach, es aufzugeben, um mich öfter bei meinen Verpflichtungen begleiten zu können. Das ist mehr, als die meisten Frauen heutzutage tun würden. Sie versteht sich auch ausgezeichnet mit meinen beiden Töchtern aus erster Ehe. Ich habe wirklich unglaubliches Glück gehabt.«

»Ich beneide Sie.«

Van Saxenburgh blickte seinen neuen Mitarbeiter nachdenklich an. »Sie sind nicht nur wegen des Jobs bei Mercator nach Europa gekommen, oder?«

»Nein, ich wollte weg aus New York«, erwiderte Oscar, ohne nachzudenken.

»Gefiel Ihnen die Stadt nicht? Ich mag diese grässliche Hektik selbst nicht. Aber man kann weiter nördlich im Staat New York, in den Adirondacks, sehr gut campen.«

Oscar überlegte, wie viel er von sich preisgeben sollte, konnte. Aber er vertraute diesem Mann. Vielleicht, weil sein eigener Vater die gleichen klaren Augen und diesen ruhigen, stetigen Blick gehabt hatte. »Nein, es war wegen meiner Ehe.

Oder eher meiner Ex-Ehe. Leider habe ich mit Alison nicht so viel Glück gehabt. Wir lassen uns gerade scheiden.«

»Scheußliche Sache, Scheidungen in Amerika.«

»Es ist furchtbar«, sagte Oscar. Er brauchte nur daran zu denken, dann kam wieder alles in ihm hoch, die Wut auf Alison und ihre Schnüffler, die Vorwürfe, die demütigende Verhandlung. Er holte tief Luft, um sich wieder in den Griff zu kriegen. Und dann erzählte er van Saxenburgh alles.

Ruhig und ohne ihn zu unterbrechen hörte sich van Saxenburgh seine Geschichte an. »Das kommt mir alles sehr bekannt vor«, sagte er und seufzte. »Meine erste Ehe war eine Katastrophe. Aber ich habe es durchgestanden, weil ich zu kämpfen gelernt habe. Wie, das erzähle ich Ihnen ein andermal.«

Bevor Oscar das Büro verließ, legte ihm van Saxenburgh kurz die Hand auf die Schulter. »Geben Sie nicht auf. Sie werden sehen, in ein paar Jahren können Sie darüber lachen.«

In den nächsten Wochen wurden ihre Gespräche zum lieb gewonnenen Ritual. Sie gingen zusammen zum Lunch oder fanden nach einem Meeting eine halbe Stunde Zeit zum Plaudern. Oscar wunderte sich darüber, wie van Saxenburgh es schaffte, sich die Zeit dafür frei zu halten. Er fand nur eine Erklärung dafür: Der Vorstandsvorsitzende mochte ihn. Vielleicht, weil er nach zwei Töchtern gerne noch einen Sohn gehabt hätte?

Wie versprochen erzählte ihm van Saxenburg nach einer ihrer nächsten Besprechungen mehr über sich. Als jüngstes Kind einer renommierten Unternehmerfamilie hatte er sich gegen seine beiden Brüder durchsetzen und seinem anspruchsvollen Vater beweisen müssen, was er konnte. Doch obwohl Van Saxenburgh es längst geschafft hatte, die soziale Leiter zu erklimmen, hatte sein Vater das nicht mehr erlebt. Er war noch vor der Gründung der Mercator Bank gestorben.

Mercator war als Ergebnis einer Fusionswelle in der europäischen Bankenwelt Ende der neunziger Jahre entstanden. Banken schluckten sich gegenseitig, um stärker zu sein als die Konkurrenz, aber vor allem, um das Ego der Banker zu vergrößern. In den Pressemitteilungen war von hochgestochenen Zielen wie dem europäischen Kapitalmarkt mit einer Währung und der Globalisierung der Finanzmärkte die Rede. Doch hinter dieser Rhetorik versteckten sich die banalen menschlichen Triebfedern Ehrgeiz und Habgier.

Van Saxenburgh führte zu dieser Zeit eine bescheidene Bank für vermögende Kunden, die Teil eines größeren Finanzkonzerns war. Er konnte immer frei entscheiden, vorausgesetzt, sein Handeln steigerte den Gewinn der Bank. Doch irgendwann fusionierte die Mutterbank mit europäischen Finanz- und Versicherungshäusern, die Zentrale zog in ein Hochhaus in Frankfurt am Main um, und für van Saxenburgh gab es keinen Platz mehr. Er hatte immer in einer Nische des Kapitalmarkts gearbeitet, finanzielle Massenprodukte interessierten ihn nicht. Man versetzte ihn in den Ruhestand.

Desillusioniert reiste van Saxenburgh drei Monate lang durch Europa, auf der Suche nach gleich gesinnten Banken, die, genau wie er, an die Vorteile von Bankgeschäften auf kleinerem Niveau glaubten. Nachdem er in verschiedenen europäischen Städten mehrere Privatbanker getroffen hatte, wurde ihm klar, was sein Ziel war. Er wollte eine eigene Bank gründen.

Dazu überwand er seinen Stolz und wandte sich noch einmal an seinen alten Arbeitgeber. Es gelang ihm, den Vorstand der neuen Holding davon zu überzeugen, dass seine alte Bank als eigenes Unternehmen ausgekoppelt werden sollte, und machte ein Angebot dafür. Da die Kosten der Fusion beträchtlich höher als erwartet ausgefallen waren, waren Vorstand und Aufsichtsrat nur gerne bereit, dem eigensinnigen van

Saxenburgh seinen Willen zu lassen. Mithilfe einer Gruppe europäischer Investoren, die in Luxemburg niedergelassen waren, finanzierte van Saxenburgh die Ablösesumme. So konnte er mit seiner eigenen Bank anfangen.

In wenigen Jahren wurde die Mercator Bank unter seiner Leitung ein Erfolgsunternehmen. Mit einem verjüngten Management wuchs die Bank zu einen gefürchteten Spieler auf den Märkten für Privatvermögen und für risikoreiche Investitionen. Sie hatte inzwischen mit sechs gleich gesinnten Banken in anderen europäischen Ländern ein Netzwerk aufgebaut, das sich die Plejaden-Gruppe nannte, unter Anspielung auf das Siebengestirn im Sternbild des Stiers. Die Plejaden, sagte van Saxenburgh gerne, wenn Kollegen ihn fragten, wie er auf diesen Namen gekommen war, waren die sieben Töchter von Atlas in der griechischen Mythologie. Sie trugen die Finanzwelt. Die wahre Erklärung, die er Oscar einmal anvertraute, war, dass er sich nachts an den Plejaden am südlichen Sternenhimmel orientierte, wenn er in den Wintermonaten in der Karibik segelte.

Van Saxenburgh hatte Lodewijk-Dolf – LoDo – Boonzaayer und Cees Crommelin als Mitglieder des Vorstands der Bank gewonnen.

Boonzaayer hatte er bei der amerikanischen Investmentbank Morgan Stanley in London abgeworben, Crommelin kam von der Union Bank of Switzerland in Zürich. Mit beiden hatte er früher bereits zusammengearbeitet. Er wusste, dass sie ganz verschiedenen Charaktere und auch ganz andere Arbeitsstile hatten. Aber, so waren van Saxenburghs Erwartungen, gerade das wäre die Kraft ihrer Verbindung. Unter seiner Führung konnten die starken Seiten beider – der aggressive Stil des Investmentbankers und die konservative Vorgehensweise des Privatbankers – sich zur Erfolgsformel der Mercator Bank entwickeln.

Die drei Führungskräfte wurden keine Freunde und blieben auch nach vielen Jahren beim Sie. Manchmal war es nicht einfach, sich zu arrangieren und heftige Streitigkeiten zu verhindern. Aber sie arbeiteten miteinander und die Ergebnisse waren spektakulär.

Zwei Jahre nach Gründung der Bank ließ van Saxenburgh am Rand von Amsterdam, entlang des südlichen Ringwegs, ein neues, siebenstöckiges Bürogebäude bauen. Es hatte einen konischen Glasanbau, entworfen von einem dänischen Architekten, dem es gelungen war, Tradition und Moderne ins Gleichgewicht zu bringen.

Am Morgen des Mittwochs, 2. Januar 2002, hielten van Saxenburgh, Boonzaayer und Crommelin im obersten Stockwerk der Mercator Bank ihre wöchentliche Vorstandssitzung ab. Weniger müde als am vergangenen Tag und in ihrer üblichen Bankkleidung sahen alle drei wieder wie die Herrscher der Finanzwelt aus, die sie waren.

Die Sitzung war auf Wunsch Boonzaayers vorverlegt worden, er musste den KLM-Flug um ein Uhr nach New York erreichen. Auch Crommelin hatte wenig Zeit. Er hatte am nächsten Morgen Termine in Luxemburg und wollte rechtzeitig abreisen.

Diesen Morgen gab es nur einen Tagesordnungspunkt: die Folgen für die Bank, wenn der Skandal mit den gefälschten Euros an die Öffentlichkeit kommen sollte. Van Saxenburgh gab einen Bericht von den Gesprächen mit den Behörden, über die ihn Oscar informiert hatte, und erklärte, dass die Niederländische Zentralbank die gefälschten Banknote unauffällig per Kurier abholen und prüfen lassen wollte.

»Jetzt verstehe ich die Aufregung heute Morgen«, bemerkte Boonzaayer trocken. »Als ich ankam, hat mir eine Staffel

Motorradpolizisten den Zugang zur Garage versperrt und ein Geldtransporter von De Nederlandsche Bank ist mit wahnsinniger Geschwindigkeit herausgefahren. Ich habe gedacht, ich wäre am Fort Knox. Das war natürlich eine Riesensensation. Sie hatten sogar die Ausfahrt der Autobahn gesperrt.«

»Wie spät war das?«, fragte van Saxenburgh wütend. »Ich kläre das mit der Zentralbank.«

»Halb acht.«

»Ich wusste nicht, dass Sie solch ein Frühaufsteher sind«, sagte Crommelin mit der winzigen Spur eines Lächelns.

»Ich hatte noch ein paar Sachen für meine Reise zu organisieren«, erwiderte Boonzaayer mürrisch.

»Nur ein Spaß, Herr Boonzaayer. Sie wissen doch, dass wir alle Ihre zügellose Energie bewundern.«

»Meine Herren, bitte«, versuchte van Saxenburgh zu beschwichtigen.

»Wie dem auch sei, es bleibt unverständlich, dass eine Zentralbank keine Diskretion walten lassen kann«, wiederholte Crommelin.

Van Saxenburgh steuerte seine Kollegen wieder zum Thema zurück. Inzwischen waren sie sich einig, dass es negative Folgen hätte, wenn sie die Fälschungen öffentlich machen würden. Zwar war Mercator finanziell gesund, aber die Märkte würden dennoch negativ darauf reagieren.

»Wie ist Ihre Einschätzung?«, fragte van Saxenburgh Crommelin.

»Ich denke nicht, dass unsere Privatkunden uns weglaufen würden«, antwortete der Direktor. »Unsere beiden Investmentfonds, der Navigator- und der Equator-Fonds, schlagen systematisch die Indizes an der Börse. Außerdem bieten wir genügend Off-shore-Aktivitäten an, um attraktiv zu bleiben. Ich gehe übrigens nach Luxemburg und in die

Schweiz, um Vereinbarungen zu treffen, damit wir die Dienstleistungen für unsere Kunden verbessern.« Er schaute bedeutungsvoll in die Runde.

»Und Sie, Herr Boonzaayer, womit rechnen Sie?«

Boonzaayer blickte düster drein. »Es werden negative Artikel in der angelsächsischen Finanzpresse erscheinen. Auch wenn das nichts bedeuten muss, wäre so ein Skandal Wasser auf die Mühlen der Euro-Kritiker. Meine amerikanischen Freunde werden bestimmt auch nicht begeistert sein. Ich werde versuchen, sie in den nächsten Tagen zu beruhigen.«

»Und der Börsenkurs von Mercator?«

Boonzaayer seufzte. »Könnte rapide nach unten gehen. Möglicherweise käme es zu einem Rückgang von fünf, vielleicht sogar zehn Prozent des Kurses. Das haben jedenfalls andere Unternehmen erlebt, die plötzlich negativ in die Öffentlichkeit gekommen sind. Danach ist es möglich, dass der Kurs längere Zeit auf einem niedrigen Niveau bleibt.«

Alle drei Anwesenden blickten düster drein.

»Wie lange laufen unsere Optionen eigentlich noch?«, fragte van Saxenburgh mit gespielter Lässigkeit, obwohl er die Antwort wusste.

»Bis Mitte dieses Jahres«, antwortete Crommelin, der über seine privaten Finanzen immer genau Bescheid wusste.

Boonzaayer nickte. »Wir müssen hoffen, dass der Kurs schnell wieder ansteigt. Vielleicht dadurch, dass jemand Mercator übernehmen will.«

Van Saxenburgh runzelte die Stirn. »Wie meinen Sie das?«

»Ganz einfach. Wenn der Kurs von Mercator stark sinkt, sind wir ein ideales Übernahmeopfer: Eine finanziell starke Bank, die durch gewisse Umstände, für die sie selbst nicht verantwortlich ist, vorübergehend mit einem niedrigen Börsenkurs kämpfen muss. Jeder Investmentbanker lauert auf

eine solche Situation. Bei einem Übernahmeangebot würde der Kurs wieder nach oben schießen…«

Crommelin zog die Augenbrauen hoch. »Herr Boonzaayer, Sie wollen Mercator doch nicht ausverkaufen!«

»Nein, aber Sie haben mich nach meiner Einschätzung gefragt. Das ist nur ein Szenario.« Boonzaayers Handy klingelte. Er nahm den Anruf an, sagte nur »In Ordnung« und steckte das Gerät wieder ein. Dann stand er auf, nahm seine Carry-on Reisetasche, die in der Ecke des Sitzungssaals stand, und ging zur Tür. »Mein Taxi wartet«, sagte er. »Meine Sekretärin weiß, in welchem Hotel ich zu erreichen bin. Halten Sie mich bitte über die neusten Entwicklungen auf dem Laufenden? Viel Glück!«

Auch Crommelin und van Saxenburgh suchten ihre Papiere zusammen, um zu gehen. »Das Glück werden wir brauchen«, sagte van Saxenburgh grimmig.

»Hoffen wir, dass alles so lange wie möglich geheim bleibt.«

10. Judy Armacost

»Herr Straver?«

»Am Apparat.«

»Hier ist Judy Armacost von Bloomfield TV in London.«

Der große blonde Eskimo, schoss es durch Oscars Kopf.

»Ja?«

»Ich habe in der Silvesternacht ein Interview mit Ihrem Chef geführt, einem Herrn Saxenburgh.«

»Ja, ich erinnere mich daran.« Was wollte sie in Gottes Namen?

»Der Grund, weshalb ich Sie anrufe«, klang es nach einem kurzen Schweigen, »ist das Eurodorf auf dem Dam. Ich meine, was dort passiert ist. Sie waren doch für das Spektakel verantwortlich?«

»Stimmt«, sagte Oscar, plötzlich verunsichert. Ahnte oder wusste diese Journalistin etwas? »Wir sind sehr zufrieden mit dem Ablauf. Ich habe übrigens viel Lob über Ihre Sendung gehört.«

»Warum hat Herr van Saxenburgh eigentlich nicht von jedem Euro-Schein ein Exemplar bekommen, als er seine Gulden getauscht hat? Das war doch geplant, oder?«

»Ich fürchte, ich verstehe Sie nicht.«

»Er hat keinen 500-Euro-Schein bekommen. Das kann man sehr gut auf dem Video erkennen.«

»Das stimmt«, sagte Oscar und hoffte, dass man seiner Stimme den Schreck nicht anhörte. »Ja, und?«

»Weshalb nicht?«

»Herr van Saxenburgh hatte 1000 Gulden in seinem Portmonee. Und 1000 Gulden sind 400 und soundso viel Euros. Deshalb bekam er keinen 500-Euro-Schein.«

»Aber Sie hätten ihm doch auch einen größeren Betrag zum Wechseln geben können? Ich nehme nicht an, dass Ihre Bank zu wenig Geld hat. Das alles war doch eine Werbekampagne der Mercator Bank, Herr Straver. Da haben Sie doch bestimmt alles berücksichtigt.«

»Es tut mir leid, Frau…« Oscars Stimme stockte. Vor lauter Sorge, was diese Frau entdeckt haben könnte, hatte er ihren Namen vergessen.

»Armacost, Judy, Armacost.« Ihre Stimme klang überhaupt nicht mehr süß.

»Ja, in der Tat. Aber so ist es gelaufen.« Oscar hoffte, dass das Gespräch hiermit beendet war.

»Wir haben heute Morgen Ihre Mitarbeiterin ausfindig gemacht. Sie wissen schon, die, die am Schalter saß, an dem van Saxenburgh sein Geld umgetauscht hat…«

O nein, Sarita Rachman.

»… und sie sagte uns am Telefon, dass etwas Merkwürdiges mit den 500-Euro-Scheinen los gewesen ist.«

Ruhig bleiben, sagte sich Oscar, du redest mit einer Journalistin. »Das ist mir neu«, sagte er förmlich.

»Wie dem auch sei, wir sind dabei, weitere Informationen zu sammeln«, sagte Judy Armacost. »Wir haben Kontakt mit einem internationalen Fachmann auf dem Gebiet der Banknoten aufgenommen. Der vermutete, dass es sich vielleicht um Fälschungen handeln könnte, möglicherweise aus Russland. Können Sie hierzu etwas sagen, oder noch besser, könnte Herr Saxenburgh ein Statement abgeben? Morgen Mittag vielleicht? Wir kommen heute Abend mit unserem Kamerateam nach Amsterdam.«

11. Europol

Die Gitterstäbe aus schwarzem Stahl schoben sich langsam zur Seite. Oscar begann in den Hof zu fahren, musste jedoch sofort wieder bremsen, als sich eine Sperre aus Metall, auf der mit knallroten Buchstaben STOP stand, bedrohlich nach oben in Bewegung setzte. Der Besucherparkplatz von Europol lag rechts von der Einfahrt.

Europol befand sich in einem dunkelroten vierstöckigen Gebäude aus Ziegelsteinen in Den Haag, dort, wo früher das Internat eines Jesuitenkollegs untergebracht gewesen war. Hinter dem Gebäude lagen noch die Sportplätze der Schule. Es gab hier schon lange keine Priester mehr und inzwischen waren hier 300 Beamte aus den 15 Mitgliedstaaten der Europäischen Union eingezogen.

Im Sommer war die Vorderfassade mit frischem grünem Efeu bewachsen, aber jetzt, im Winter, sah das Gebäude kahl aus. Von der Straßenseite hatte sich die ehemalige Schule in eine Festung verwandelt. Die ehemalige Vordertür war verschlossen, vor dem Gebäude hatte man einen mit Gras bedeckten Wall errichtet. Sogar mit gepanzerten Fahrzeugen hätten Kriminelle nur wenig Chancen, hier einzudringen.

Oscar parkte sein Auto und ging durch die Eiseskälte zum Eingang, der sich auf der Hinterseite befand. Ein Beamter hinter Glas gab ihm ein Zeichen, seinen Koffer in einen Kasten zu legen, der dem ähnelte, die bei Sicherheitskontrollen auf dem Flughafen verwendet wurden. Oscar selbst musste durch eine Pforte mit Metalldetektor.

»Ich habe einen Termin mit Herrn Dorbeck«, sagte Oscar zum Sicherheitsbeamten. Er bekam einen Besucherpass, mit dem er das Gebäude betreten durfte.

In der Halle hingen die Fahnen der 15 EU-Staaten und die der Europäischen Union. *Donnerstag, 3. Januar 2002. Wir heißen die Kriminalbeamten aus Polen herzlich willkommen,* war auf einem Schild mit dem Tagesprogramm zu lesen.

»Guten Morgen, Herr Straver«, sagte eine Stimme hinter Oscar. Er drehte sich um und sah einen kleinen, untersetzten Mann in einem zu engen Anzug hinter sich stehen.

»Dorbeck«, stellte sich der Mann vor und bat Oscar, ihm zu folgen.

»Es tut mir leid, dass ich Sie nicht durch das Gebäude führen kann. Die meisten Flügel sind für Besucher verboten. Dort arbeiten unsere Verbindungsoffiziere, Kriminalbeamte der Mitgliedsstaaten, die die eigentliche Arbeit von Europol leisten. Sind Sie über unsere Arbeit informiert?«

Oscar verneinte.

Sie gingen durch einen gefliesten Gang, nahmen die Treppe zum ersten Stock und betraten ein Empfangszimmer. An der Wand hingen Wappen von Polizeikorps aus der ganzen Welt und Erinnerungsfahnen internationaler Kongresse verschiedener Kriminalabteilungen. In einem gläsernen Wandschrank standen Sportpokale. »Kaffee?«, fragte Dorbeck. Etwas später kam er mit einem Tablett, auf dem eine Thermoskanne und zwei Tassen mit dem Europol-Logo standen, zurück.

»So«, sagte der Kriminalbeamte, als sie sich hingesetzt hatten. »Die ersten Euro-Fälschungen sind also da. Das wundert uns überhaupt nicht. Wissen Sie, schon 1998 zirkulierten Euros in einem süditalienischen Dorf. Und die Euro-Banknoten mussten erst noch gedruckt werden!« Er lachte.

Oscar gab Dorbeck einen Briefumschlag mit einem Exemplar eines 500-Euro-Scheins. Dorbeck betrachtete die Banknote sorgfältig und murmelte einige Male bewundernd »nicht schlecht«. Er legte den Schein vor sich auf den Tisch.

Klaus Dorbeck war Leiter der Fälschungsabteilung von Europol und kam vom deutschen Bundeskriminalamt. Er sah aus, als hätte er die vergangene Nacht zu lange in der Kneipe gesessen. Der Kragen seines Hemdes wurde durch eine grelle Krawatte mit Micky-Maus-Figuren zusammengehalten.

»Nicht schlecht«, wiederholte Dorbeck, auf den 500-Euro-Schein deutend. »Aber wissen Sie, das Problem ist, dass wir nicht befugt sind, etwas zu unternehmen.«

Er holte ein Päckchen Tabak aus seiner Jackentasche und drehte sich gelassen eine Zigarette.

Oscar blickte ihn überrascht an. »Aber…«

Dorbeck seufzte. »Ja, ja, ich weiß. Jeder ist überrascht, wenn er das hört. Lassen Sie mich ein bisschen weiter ausholen, dann werden Sie verstehen.«

Europol, erklärte er, hatte seine Arbeit 1994 als »Europol Drugs Unit« angefangen. Die Mitgliedstaaten der EU waren außerordentlich zurückhaltend gewesen, einer gemeinsamen Polizeibehörde nationale Kompetenzen zu übertragen. Vor allem durfte Europol kein europäisches FBI werden, die amerikanische Bundespolizei, die selbstständig ermittelt und Festnahmen durchführt. Die Arbeit sollte sich auf die Koordination und den Informationsaustausch zwischen den nationalen Polizeibehörden beschränken.

»Wir sind kein Befehlsempfänger, sondern Dienstleister. Dies hier« – er machte mit seinen Armen eine Bewegung in der Luft – »ist ein großes Informationszentrum, ein zentraler Computer, an den die nationalen Polizeistellen angeschlossen sind. Wir beschäftigen uns mit der Datenanalyse über Verbrechersyndikate, wir haben aber keine eigenen

Festnahmeteams. Es ist in der Europäischen Union undenkbar, dass eine Europol-Einheit in einem der Mitgliedstaaten auf die Straße geht, um Verdächtige zu verhaften. Das ist die Aufgabe der nationalen Polizeibehörden. Die Rechtsprechung bleibt schließlich die Angelegenheit der jeweiligen Staaten.«

»Aber Europol ist keine reine *drugs unit* mehr, oder?«, fragte Oscar verunsichert.

Dorbeck schüttelte den Kopf. Anfangs, so erklärte er, hatte sich der Auftrag Europols darauf beschränkt, ein System für den Datenaustausch über Drogenkriminalität aufzubauen. Später beschlossen die Justiz- und Innenminister, dass Europol auch in anderen Bereichen ermitteln sollte: bei Geldwäsche, organisierter illegaler Einwanderung, beim Handel mit nuklearem Material, Menschen oder gestohlenen Fahrzeugen. Aber von einer gemeinsamen Bekämpfung der Kriminalität konnte keine Rede sein. Erst Ende 1999 machten die europäischen Regierungschefs vorsichtig einen ersten Schritt in diese Richtung.

»Noch Kaffee?«, fragte Dorbeck. Nachdem er eingeschenkt hatte, fuhr er fort: »Die Abschaffung der Binnengrenzen ist natürlich angenehm für die Bürger, aber auch kriminelle Unternehmer benutzen die Möglichkeiten, die ihnen das ›Europa ohne Grenzen‹ bietet. Nur hat die Polizei, haben die Ermittlungsbehörden diese Möglichkeiten eben nicht. Wir müssen uns genau an die nationalen Gesetze halten – und das heißt, an die Landesgrenzen. Schließlich rechnen die meisten Staaten Justiz und innere Sicherheit zu ihren Kernaufgaben. Aber inzwischen ist die grenzüberschreitende internationale Kriminalität innerhalb der Europäischen Union, aber auch von außen, alarmierend angestiegen.«

»Ich nehme an, Sie meinen Osteuropa?«, bemerkte Oscar.

Dorbeck nickte. »Vor allem Russland. Russland ist eine große kriminelle Organisation, eine Gangsterökonomie, die die

größte Verbrechensoffensive aus der Weltgeschichte begonnen hat. Die russische Mafia infiltriert die Europäische Union auf jede mögliche Weise. Haben Sie gewusst, dass zwei von drei russischen Banken in Wirklichkeit von der Unterwelt kontrolliert werden? Die Situation ist außerordentlich ernst und damit drücke ich mich diplomatisch aus. Es gibt leider nur wenige Politiker in Europa, die das voll und ganz begreifen.«

In Dorbecks Stimme war keinerlei Emotion zu erkennen. Er drehte sich noch eine Zigarette und blies den Rauch in eine andere Richtung, um Oscar nicht zu belästigen.

»Frankfurt ist zum Beispiel ein Zentrum der russischen Mafia. Dort kommt viel Falschgeld in Umlauf. Dollars, Deutsche Mark. Das Fachwissen des KGB aus der Sowjetzeit nach 1991 wurde inzwischen privatisiert. Das bedeutet, heute haben die kriminellen Organisationen, die die russische Ökonomie in ihren Griff bekommen haben, diese Kenntnisse. Russland hat den Sachverstand, die Rohstoffe, die Apparatur und die finanzielle Not, wodurch Fälschungen interessant werden.«

»Glauben Sie, dass unsere falschen 500-Euro-Scheine aus Russland kommen?«, fragte Oscar.

Dorbeck zuckte die Schultern. »Wer kann das sagen? Das Problem mit Fälschungen liegt darin, dass sie überall gemacht werden können. In einer kleinen Scheune, in einer Garage und in einem Schuppen, in einer alten Fabrik. Man braucht gutes Material, die richtigen Rohstoffe und Maschinen. Und weiter Sachverstand, Geduld und Geld.«

»Also hat die Justiz keine Chance?«

»Das habe ich nicht gesagt. Ich möchte Ihnen etwas über unser Verhältnis zum Euro berichten«, sagte Dorbeck. »An den Vorbereitungen der Herstellung des neuen Geldes war Europol nicht beteiligt. Wir haben erst im Jahre 2000 von den Justizministern die Zustimmung erhalten, Ermittlungen

bezüglich möglicher Fälschungen aufzunehmen und danach hat es noch eine ganze Weile gedauert, bevor wir technisch mit der Arbeit anfangen konnten. Als wir endlich so weit waren, hatte die Produktion der Blüten schon lange begonnen.«

»Wer hat in dieser Anfangsphase eigentlich kontrolliert, was geschah?«

»Niemand. Das ist gerade der Punkt. Die nationalen Polizeibehörden haben ihr Fachwissen, aber in Euroland hat sich niemand darum gekümmert. Wir waren noch nicht einmal an den Entscheidungen über die Sicherheitsmerkmale beteiligt!«

»Konnte damals denn schon etwas schief gehen, ohne dass die Polizei das im Griff hatte?«

»Was denken Sie denn? Das Sicherheitsbewusstsein war damals in der Anfangsphase vollkommen unterentwickelt.«

»Wie ist das möglich?«, rief Oscar aus. Er spürte, wie er langsam sauer wurde – auf die Behörden, auf die Polizei, auf die Politik. »Wie kann man eine Währung haben ohne ein gemeinsames Vorgehen gegen Fälschungen?«

»Subsidiarität, Herr Straver. Die Europäische Union hat zwar eine Europäische Zentralbank, aber keinen zentralen Kriminaldienst mit Fahndungskompetenzen. Es gibt noch nicht einmal eine Harmonisierung der Strafgesetzgebung für Delikte, die etwas mit Fälschungen zu tun haben. Ein kluger Geldfälscher wählt sich einfach das Land mit den niedrigsten Strafen aus, um seine nachgemachten Euros in Umlauf zu bringen.« Dorbeck konnte die Ironie in seiner Stimme nicht länger unterdrücken.

»Idiotisch«, sagte Oscar. Zum ersten Mal begriff er so langsam die Defizite der unvollendeten politischen Einheit, in der sich das Euro-Projekt abspielte. Und wie dadurch die Möglichkeiten für Kriminelle nur noch größer wurden.

Es schien so, als hätte sich Dorbeck schon mit alldem abgefunden.

»Ich möchte es Ihnen noch drastischer darstellen. Acht Euro-Münzen kommen in Umlauf, wie Sie wissen. Jedes Land darf seine eigene Serie prägen. Eine Seite ist bei den Euro-Münzen in allen Ländern gleich, auf der anderen Seite hat jedes Mitgliedsland des Euro-Währungsgebiets seine eigene Abbildung. Das bedeutet, dass acht mal zwölf verschiedene Euro-Münzen zirkulieren werden. Sechsundneunzig. Die Euros aus Portugal können in Finnland auftauchen und so weiter. Dies stiftet natürlich in der Öffentlichkeit Verwirrung. Und verwirrende Situationen, so haben wir das früher auf der Polizeischule gelernt, sind ein Nährboden für Kriminalität.«

»Bei den Banknoten hat man aber auf jeden Fall an einem Entwurf festgehalten.«

»Ja, etwas anderes hätte auch noch gefehlt«, höhnte Dorbeck, »aber die Banknoten werden in elf verschiedenen Druckereien gedruckt. Und die Druckereien können nicht alle die gleichen hochwertigen Sicherheitsmerkmale liefern. Die Qualität ist pro Druckerei nicht besser oder schlechter, wohl aber unterschiedlich. Experten haben mir gesagt, dass sie an einem Geldschein sehen können, ob dieser in Frankreich oder Deutschland gedruckt worden ist. Und dazu brauchen Sie noch nicht einmal den Strichcode abzulesen, der zu erkennen gibt, aus welchem Land eine Banknote stammt.«

»Vielleicht sollten wir diesen Experten mal die Fälschungen vorlegen, die bei uns aufgetaucht sind.«

»Das wäre auf jeden Fall sinnvoll«, sagte Dorbeck und fuhr mit seinen Erklärungen fort. Mit modernen Geräten könne man alles fälschen. Kriminelle Organisationen hatten Kontakte genug, um für zwei Millionen Dollar eine professionelle Druckpresse zu kaufen. Man bekam auch eine für weniger Geld. Früher hatte man Stempel mit dem Pfeifer eines

Teekessels nachgemacht. Heute war der elektronische digitale Drucker für ein paar hunderttausend Gulden in der Lage, perfekte Kopien zu machen. Wenn man über die richtigen Rohstoffe verfügte, konnten Kriminelle in zwei oder drei Wochen eine Fälschung jeder denkbaren Banknote auf der Welt in Umlauf bringen.

Oscar schaute ihn sprachlos an.

»Was denken Sie, wie teuer professionelle Polizeiermittlungen über Fälschungen sind?«, fragte Dorbeck. Ohne die Antwort abzuwarten, sagte er: »Lächerliche 20 Millionen Gulden, zehn Millionen Euro. Das Geld haben die Regierungen nicht. Es ist eine Abwägung. Man akzeptiert lieber ein paar falsche Banknoten als teure, Zeit raubende polizeiliche Ermittlungen.«

»Unglaublich. Hat der Dollar eigentlich ähnliche Probleme?«

»Wussten Sie, dass so viele falsche Dollars in Umlauf sind, dass die Amerikaner es nicht gewagt haben, neue Banknoten zu entwerfen und die alten für ungültig zu erklären? Es sind unglaublich viele Blüten im Umlauf. In Hongkong werden Dollars gemacht, die besser sind als die echten.«

»Das sind aber Dollars«, warf Oscar ein. »Es ist schwer zu glauben, dass es dem Euro ähnlich ergehen könnte.«

»Ach, lieber Herr Straver! Beim Dollar sehen wir, was unserem Euro bevorstehen wird. Und nicht nur, was Falschgeld anbelangt. Bis heute ist der Dollar die Währung der internationalen Kriminalität. Aber ich versichere Ihnen, dass der Euro ein guter Konkurrent wird.«

Im schwarzen und kriminellen Wirtschaftskreislauf, fuhr Dorbeck fort, seien zwischen 50 und 80 Prozent allen Bargelds im Umlauf. Bargeld habe den Vorteil der Anonymität. Es zirkuliere außerhalb der offiziellen Ökonomie. Pro Jahr würden schon gut 500 Milliarden Dollar aus Drogengeldern

gewaschen, das heißt: auf irgendeine Art und Weise in das legale Finanzsystem gebracht.

»Und Sie erwarten, dass Kriminelle auf den Euro umsteigen werden?«

»Mit Sicherheit. Der Euro wird Kriminelle anziehen. Drogengelder. Illegale Gelder. Gelder, die nicht bei der Steuer angegeben worden sind. Da hilft die Europäische Richtlinie, die Geldwäsche bekämpfen soll, überhaupt nicht weiter. Das Europäische Parlament hat darauf gedrängt, dass Notare, Anwälte, Makler, Diamantenhändler und Kunsthändler auch unter diese Richtlinie bei der Einführung des Euro fallen sollen. Aber selbst das ist nicht erfolgt.«

Nachdem er sich eine neue Zigarette gedreht hatte, sagte Dorbeck: »Ich werde Ihnen noch etwas erzählen. Alle Fahndungsdienste wollten den Geldumtausch zum Anlass nehmen, Ermittlungen über Schwarzgeld und Geldwäsche durchzuführen. Das hätte wertvolle Informationen über kriminelle Geldströme liefern können. Aber das wurde uns deutlich von der europäischen Politik abgeraten, Sie können ruhig sagen, verboten. Die Finanzminister und die Chefs der Zentralbanken wollten nicht, dass der Umtausch der nationalen Währungen in den Euro für Fahndungszwecke benutzt werden würde. ›Das könnte dem Vertrauen in den Euro schaden‹, so ihre Worte. Die Konsequenz ist, dass die Politik ihre schützende Hand über die Besitzer von Schwarzgeld hält. Schwarze Gulden, schwarze Mark und schwarze Francs werden in schwarze Euros umgewandelt – oder bei der Gelegenheit gleich weiß gewaschen. Und wir, die Polizei von Europol und unsere Kollegen der nationalen Kriminaldienste, wir müssen wegsehen.«

Dorbeck konnte seine Verbitterung nicht länger unterdrücken. Nach alldem, was Oscar gehört hatte, konnte er gut verstehen, wie sich der Beamte fühlte. Es war ihm bis jetzt

nicht bewusst gewesen, dass Justiz und Polizei im Euroland so schlecht zusammenarbeiteten. Wenn es kriminellen Organisationen so einfach gemacht wurde, dann erschien es ihm auch nicht mehr so abwegig, dass in der Silvesternacht auf dem Dam gefälschte Banknoten aufgetaucht waren. Eine kriminelle Organisation hatte das Durcheinander und die Aufregung des Augenblicks benutzt und zugeschlagen.

Niedergeschlagen trank er den letzten Schluck seines Kaffees, der inzwischen kalt geworden war.

»Ich hätte Sie mit meinen Sorgen nicht belästigen sollen. Aber so ist die Situation nun einmal«, beendete Dorbeck seine Ausführungen. Er schob den Briefumschlag mit dem 500-Euro-Schein über den Tisch. »Nehmen Sie den nur wieder mit. Wir machen hier keine technische Laboruntersuchung. Wir untersuchen lediglich systematisch Daten aus Computerdateien. *Electronic data mining,* sozusagen. Geben Sie das dem Falschgeld-Analysezentrum der Europäischen Zentralbank. Da gehen Sie doch hin, nehme ich an? Das würde ich Ihnen auf jeden Fall empfehlen.«

»Montag bin ich in Frankfurt«, bestätigte Oscar. Unwillig nahm er den Umschlag.

Beide standen auf. Dorbeck begleitete Oscar zum Ausgang. Er gab ihm sein Kärtchen und sagte, dass Oscar jederzeit Kontakt zu ihm aufnehmen könne. Europol würde auch von sich hören lassen. Das könnte nur einige Zeit dauern, bemerkte er sicherheitshalber.

12. Nicht versteuertes Geld

Der jadegrüne BMW 740i fuhr wie ein Schatten auf den Parkplatz für Privatkunden bei der Mercator Bank. Aus dem Wagen stiegen ein Mann von etwa Mitte fünfzig und seine jüngere Partnerin. Er trug einen dunkelblauen Lodenmantel, sie einen beigefarbenen Burberry mit hoch stehendem kariertem Kragen. Arm in Arm gingen sie in das Gebäude.

Am Schalter sagte der Mann, dass er zu seinem Bankschließfach wolle. Eine Angestellte am Empfang fragte ihn nach seinem Namen und seinem Ausweis.

»Duijker«, sagte der Mann und zeigte seine Scheckkarte. Die Frau blieb schräg hinter ihm stehen und schaute sich mit gespieltem Interesse im Bankgebäude um. Unter ihrem Arm hielt sie eine Louis-Vuitton-Tasche.

»Wartest du hier einen Moment?«, fragte Duijker. Er nahm die Tasche seiner Frau. Eine gläserne Schiebetür öffnete sich und begleitet von der Bankangestellten ging er nach unten.

»Ihre Schließfachnummer?«, fragte die Angestellte.

»2708.«

Schweigend gingen sie zum genannten Schließfach. Die Bankangestellte steckte ihren Schlüssel in das unterste Schloss und forderte Duijker auf, seinen Schlüssel ins obere Schloss zu schieben. Die kleine Tür sprang auf.

»Sie kommen alleine zurecht?«, fragte die Angestellte und entfernte sich diskret, ohne eine Antwort zu erwarten.

Duijker zog die Schublade aus Metall aus dem Schließfach und stellte sie auf einen Tisch. Er sah, dass auch andere Kunden an ihren Schließfächern waren. Die kleinen Tische, deren Fläche durch Abschirmungen mehr oder weniger

neugierigen Blicken entzogen waren, waren fast alle besetzt. Offensichtlich mussten viele Kunden in der ersten Woche des Januar 2002 einiges regeln.

Am Frühstückstisch hatte Kien Duijker seiner Frau Pauline einen Ausflug versprochen, ohne zu verraten, wohin es gehen sollte. Ein sportliches langes Wochenende, hatte er gesagt, und sie sollte vor allen Dingen auch ihre Golfschläger mitnehmen. Pauline hatte erfreut reagiert, auch wenn sie verwundert war, dass sich Kien so geheimnisvoll verhielt; das war gar nicht seine Art. Aber sie spielte sehr gerne Golf.

Erst als sie im Auto saßen und Kien auf die Autobahn in Richtung Amsterdam fuhr, offenbarte er etwas verschmitzt, was der Zweck dieser überraschenden Reise war. Pauline verschlug es die Sprache.

»Da mache ich nicht mit! Ich möchte, dass wir zurückfahren«, sagte sie entsetzt.

»Liebling, das ist unmöglich, wir müssen etwas tun und das ist ein guter Plan. Van Gaal, mein Kundenberater von der Mercator Bank, hat mir das selbst geraten. Ich vertraue diesem Mann, er hat mich immer gut beraten. Er wird ganz bestimmt keine schlechten Tipps geben.«

Seine Frau schaute mit starrem Blick nach vorne.

»Ist das wirklich eine gute Idee, Kien?«, fragte sie nach einiger Zeit. Sie sah ihn kritisch an. Kien saß in Freizeitkleidung hinter dem Steuer. Sein Lodenmantel lag auf dem Rücksitz.

Duijker fuhr ruhig. Er war kein leichtsinniger Fahrer. Seinen großen BMW hatte er, so erzählte er seinen Freunden, aus Gründen der Sicherheit gekauft. Doch Duijker zeigte auch gerne, dass er ein vermögender Mann war; als Unternehmensberater hatte er genug verdient und nun konnte er sein Leben ohne finanzielle Sorgen genießen. Früher hatte er einen BMW-Kombi gehabt – für die Hunde und für die

Jungen, wenn sie zum Hockey gebracht werden mussten – und heute musste es auch wieder ein BMW sein. Und wenn es nur deswegen war, weil die Golftaschen seiner Frau hinten im Wagen so leicht unterzubringen waren.

Pauline war zehn Jahre jünger als er. Unter ihrem offenen Mantel konnte man enge Jeans und einen DKNY-Pullover sehen. Sie hatte ihre dunkel gefärbten Haare zu einem sportlichen Pferdeschwanz zusammengebunden. Ihr Gesicht war sorgfältig geschminkt.

»Du hast mir nie etwas davon erzählt.« Paulines Stimme klang vorwurfsvoll, als fühlte sie sich zurückgesetzt.

»Das schien mir besser zu sein. Je weniger Personen informiert sind, umso weniger wird darüber geredet. Kannst du das verstehen?«

»Wie viel ist es?«

»Genug.«

»Hunderttausend? Zweihunderttausend?« Sie sprach es aus, als ob hunderttausend ein schmutziges Wort sei. Pauline gehörte zu der Art von Frauen, die nichts von Geld wissen wollten, da es in ihren Kreisen zu der normalsten Sache gehörte, ausreichende finanzielle Mittel zu haben.

»So ungefähr, ja.«

»Kien, wie kommst du zu dem Geld? Und was machen wir damit?«

»Van Gaal hat mir genau erklärt, wie wir vorgehen müssen«, wich ihr Mann aus.

Sie schwiegen beide, während Duijker seinen Wagen in Richtung Amsterdam lenkte. Der morgendliche Stoßverkehr war vorbei.

»Es folgt uns doch niemand, oder?«, fragte seine Frau plötzlich.

»Sei nicht so albern. Es gibt tausende, ja Millionen Menschen wie mich in Europa.«

»Alle mit Schwarzgeld!«

»Das Wort darfst du nicht benutzen«, sagte Duijker verärgert. »Mein Berater nennt es nicht versteuertes Geld. Nun gut, es wurde vor der Steuer verborgen gehalten. Aber das macht jeder, bei dem Steuerdruck. Es ist ein Kavaliersdelikt.«

Pauline wusste, dass Steuern ein sensibles Thema für ihren Mann waren und schwieg. Duijker schaltete das Radio an und suchte einen klassischen Sender. Seine Frau mochte Klassik. Aber im Radio gab es nichts, was ihm gefiel. Er kramte eine CD mit den Klaviersonaten von Beethoven heraus. Die würden sie milder stimmen.

»Wo fahren wir eigentlich hin?«, fragte Pauline etwas später, um das Thema zu wechseln.

»Zuerst zur Bank. Und danach zu einem Freizeitpark.«

»Wohin?«

»Wir werden uns ein Wochenende in einem Luxus-Ferienort in Luxemburg erholen. Ich erledige dort meine Geschäfte und du kannst dich so richtig entspannen. Sie haben dort einfach alles. Ein Kasino, eine Therme mit schwefelhaltigem Wasser, Wälder zum Wandern, Loipen zum Skilanglaufen. Und du kannst auch Golf spielen. Es soll dort einen wunderbaren Golfplatz geben.« Er versuchte, begeistert zu klingen.

»Und dort wirst du dein Geld tauschen? In einem Kasino?« Sie hörte sich ungläubig und gereizt zugleich an. Sie nahm ein englisches Fruchtbonbon aus einer runden Schachtel. »Wie viel ist es denn jetzt genau?«

»Ungefähr 400000. Vier Komma vier, denke ich. Also 200000 Euro. Eigentlich nicht schlecht, mehr als ich dachte.«

»Was sagst du, Kien? Wie kommst du an all das Geld?«

»Schatz, es sind Gelder, die unter der Hand, zwischen bestimmten Transaktionen, bezahlt wurden. Bei beinahe allen Geschäften bleibt etwas übrig, von dem die Steuer nichts erfährt.« Er beschleunigte, um einen LKW zu überholen. Sie

fühlten, wie sie etwas tiefer in den weichen Bezug der Sitze gedrückt wurden. »Übrigens, du denkst doch nicht, dass es so etwas nur in der Wirtschaft gibt? Hast du mal überlegt, was der Fensterputzer macht, der jeden Monat 25 Gulden von uns kassiert? Oder ob unsere Putzfrau ihren Lohn bei der Steuer angibt? Milliarden sind im Umlauf, von denen die Steuer nichts weiß, glaub mir das.«

»Du willst dich doch nicht mit dem Fensterputzer vergleichen!«

Kien fühlte sich ertappt. Ungehalten sagte er: »Gut, ich hätte auch deinen Golflehrer nennen können. Der kriegt von dir sein Geld für den Unterricht und ich habe ihn noch beraten, wie er diese Sondereinnahmen anlegen soll.«

»Du hättest mir das sagen sollen«, sagte Pauline. »Das mit deinem Schließfach. Ich habe nichts davon gewusst.«

Dieses Schließfach war das Problem. Kien Duijker war ein ordentlicher, ein bisschen penibler Mensch, der sich im Allgemeinen an das Gesetz hielt. Doch er litt an PUG, der Panik um Geld. Und diese Panik war immer größer geworden, je näher der 1. Januar 2002 kam. Jetzt war er gezwungen, sein jahrelang vor der Staatskasse verstecktes Bargeld in Euros umzutauschen.

Es war ausgeschlossen, damit zur Bank zu gehen. Es gab eine Richtlinie der Europäischen Union, nach der Finanzinstitute verpflichtet wurden, Transaktionen von mehr als 15000 Euro (33000 Gulden) zu melden. In den Niederlanden legte das Gesetz zur Meldung ungewöhnlicher Transaktionen die Grenze bei 25000 Franc fest, in Deutschland lag das Limit noch niedriger, bei 20000 Mark. Es war also unmöglich, einfach eine Bank zu betreten und 400000 Gulden Bargeld zu wechseln. Kien Duijker fehlte es auch an Mut, das Kontrollsystem zu testen.

Er hatte auch überhaupt keine Lust, sich mit einem Diplomatenkoffer hinter merkwürdigen Zeitgenossen mit Sporttaschen voller Schwarzgeld bei irgendeiner zwielichtigen Wechselstube anzustellen. Nein, er musste sein Bargeld auf saubere Weise umtauschen und deshalb hatte er nach langem Zögern Kontakt mit seinem Kundenberater aufgenommen.

Dem vertraute er. Van Gaal hatte ihm ja auch den Weg zu den steuerlich freundlichen Anlagefonds der Mercator Bank in Luxemburg gezeigt. Und ihm die Obligationen des Euroville-Parks empfohlen.

Er hatte Duijker versichert, dass er nicht der einzige ehrenwerte europäische Bürger mit einem finanziell-steuerlichen Dilemma sei. Schätzungsweise zwei Millionen Niederländer hatten aus steuerlichen Gründen Konten im Ausland. Und in den anderen Ländern sah es auch nicht anders aus. Der graue und schwarze Kreislauf, hatte Van Gaal gesagt, bestände nicht nur aus Kriminalität. So hatte eine Studie der niederländischen Zentralbank gezeigt, dass zwei Drittel der 1000-Gulden-Scheine als privates Spargeld benutzt wurden, Geld, das den Augen des Fiskus entzogen wurde.

Duijker fühlte sich nicht beruhigt. Er hatte Angst, dass der FIOD*, die niederländische Steuerfahndung, im Zusammenhang mit dem Umtausch der alten nationalen Währungen in Euro nach Schwarzgeld suchen würde. Die Behörden hatten zwar versichert, dass sie solche Ermittlungen nicht durchführen würden, da das Ergebnis nur unnötige Komplikationen wären. Aber er vertraute den Behörden nicht, gerade wenn es um Steuergeld ging. Nein, er wollte so weit wie möglich aus der Sicht der Behörden bleiben. Von jeder offiziellen Transaktion blieben irgendwelche Spuren zurück, und heute im elektronischen Zeitalter waren diese noch schwieriger zu beseitigen. Obwohl er selbst kaum mit einem

* FIOD = Fiscale Inlichtingen en Opsporingendienst

Computer umgehen konnte, was er davon überzeugt, dass mit der modernen Elektronik alles aufgespürt werden konnte.

Eigentlich hatte er Gewissensbisse wegen des vielen gesparten Schwarzgelds. Er hätte besser etwas dafür gekauft, Schmuck für seine Frau oder vielleicht ein Kunstwerk. Im letzten Jahr hatte er mit einem Teil des Geldes den Ausbau ihres Hauses finanziert. Die Zimmerleute und Maler arbeiteten ja auch schwarz. Aber danach blieb immer noch ein ordentlicher Betrag übrig. Vielleicht hätte er ja doch auf die merkwürdigen Angebote eingehen sollen, die er mit der Post zugeschickt bekam und in denen ihm vorgeschlagen wurde, sein Geld in Panama anzulegen. Aber was sollte er mit einem Konto in Panama, auch wenn es kaum etwas Sichereres gegen die Neugierde der Finanzinspektoren geben konnte? Und solche Transaktionen würden wirklich äußerst verdächtig aussehen. Nein, er wollte sein Geld ganz einfach bar in Euros haben.

Dann war sein Kundenberater mit einer glänzenden Idee gekommen. Duijker sollte seine nicht versteuerten Gulden aus dem Schließfach holen und nach Luxemburg bringen. Dort hatte man ausschließlich für besondere Kunden der Mercator Bank eine Möglichkeit geschaffen, Gulden, Mark, französische und belgische Francs in Euros umzutauschen. Und das war genau, was Duijker suchte.

Aus diesem Grund stand er nun morgens in der ersten Januarwoche im Keller der Mercator Bank, während seine Frau ungeduldig oben wartete.

Das wäre erledigt. Duijker steckte den Inhalte seines Schließfachs in die Tasche. 440 Banknoten von 1000 Gulden, umwickelt mit einer Banderole. Ein unscheinbares kleines Bündel, es wog weniger als ein Liter Milch.

Etwas später kam er aus dem Tresorraum. Unter seinem Arm hielt er die Vuitton-Tasche.

»Ich habe das Schließfach abgeschlossen«, sagte Duijker zur wartenden Bankangestellten. Nebenbei nahm er einen Pfefferminzbonbon aus einer großen Glasschale. Und auch einen für sein Frau.

»Hier«, sagte er, als er wieder in der Halle der Bank erschien, und gab ihr den Bonbon. Erleichtert, dass sie die Transaktion hinter sich hatten, gingen sie nach draußen – und zuckten zurück.

»Kien! Sie machen Fotos von uns!«, rief Pauline, ihre Stimme überschlug sich. Sie zeigte direkt vor sich. Am Eingang der Mercator Bank stand ein Kamerateam, das Aufnahmen vom Gebäude und den Besuchern machte.

Der FIOD!, schoss es durch Duijkers Kopf. Er hatte schon einmal gehört, dass das Finanzamt bei Bankfilialen in Luxemburg Aufnahmen von Niederländern machte und sogar die Nummernschilder von Autos fotografierte. Er schlug seine Hand vors Gesicht. Pauline tauchte in den Kragen ihres Burberry-Mantels.

13. Breaking news

Das Kamerateam von Bloomfield Television hatte ausreichend Außenaufnahmen gemacht und betrat das Gebäude der Mercator Bank. Sie standen gerade in der Vorhalle, als Oscar nach seinem Besuch bei Europol auftauchte. Nick Hoyle, der Produzent, stand bei der Kamerafrau, sie redeten miteinander. Oscars Blick fiel sofort auf Judy Armacost. Er hatte sie in der Silvesternacht nur in ihrem winterlichen Parka gesehen, nun konnte er sie zum ersten Mal in voller Schönheit bewundern. Sie trug ein enges knallblaues Kostüm mit weitem Ausschnitt.

Die Angestellte am Empfang rannte auf ihn zu.

»Ich bin froh, dass Sie da sind, Herr Straver! Diese Dame hier behauptet, dass sie einen Termin mit Herrn van Saxenburgh hat. Aber seine Sekretärin weiß von nichts.«

»Überlassen Sie das ruhig mir«, antwortete Oscar. Eilig ging er zu Judy Armacost hinüber.

»Ich sehe, dass Sie den Weg zu unserer Bank gefunden haben«, sagte er ironisch und gab der Starreporterin die Hand.

»Der Empfang war weniger herzlich als in der Silvesternacht«, schoss Judy zurück.

»Was haben Sie erwartet? Sie stehen hier unangekündigt in der Vorhalle unserer Bank.«

Oscar schaute Judy Armacost an. Es fiel ihm auf, dass sie ein wenig mit dem linken Auge schielte. Dadurch war es unangenehm, ihr länger in die Augen zu sehen, und er senkte beinahe automatisch den Blick. Oscar war einen Moment aus dem Konzept gebracht von dem, was er dort sah. Nun verstand er die Bemerkung des Produzenten damals, er würde staunen, wenn er Judy in natura sah.

»Was führt Sie her?«, fragte er schließlich.

»Ist das noch nicht klar geworden?«, fragte Judy Armacost mit gespieltem Erstaunen. Ohne eine Antwort abzuwarten, fuhr sie fort. »Von dieser Stelle aus mache ich einen Beitrag für unser Programm *World Finance Today*. Die Sendung beginnt um fünf Uhr holländischer Zeit. Wenn Herr van Saxenburgh einen Moment Zeit hat, kann er zu den Dingen, die ich dabei sagen werde, Stellung nehmen. Sicher wird er sehr daran interessiert sein, diese Chance wahrzunehmen.«

Was soll das jetzt?, hatte Oscar auf den Lippen, aber er beherrschte sich.

»Sie wollen doch damit nicht sagen, dass Sie von hier aus Ihr Programm machen wollen? Was haben Sie vor?«

»Wie bauen hier ein kleines Studio auf für eine direkte Verbindung mit London«, fuhr Judy unbeirrt fort.

Oscar wurde klar, dass eine Katastrophe vor der Tür stand. Wenn er die Starreporterin von Bloomfield TV auf die Straße setzte, gab es einen unangenehmen Aufruhr. Aber sie aus der Vorhalle der Mercator Bank senden zu lassen war ebenso riskant. Und dann noch ein Live-Interview mit van Saxenburgh!

Ohne einen Widerspruch zu dulden, erklärte Judy das Drehbuch. Der Moderator in London würde in das Thema einleiten und danach Kontakt mit ihr in Amsterdam aufnehmen. Sie würde erklären, was los war, dann würde ein kleines Stück des Videos vom Eurodam gezeigt werden, gefolgt von einem Sachverständigen, der seine Meinung sagen würde. Und zum Schluss würde sie Herrn Saxenburgh um einen Kommentar bitten.

»Und was bezwecken Sie mit all Ihren Fragen?«, fragte Oscar kühl. Er fragte sich, ob die Frau bluffte. Ihre Beweise waren anscheinend mehr als mager. Aber was war, wenn Sarita nicht dichtgehalten hatte?

»Es geht darum, dass die Mercator Bank bei der Einführung des Euros mit gefälschten 500-Euro-Scheinen konfrontiert wurde. Und dass, nach Informationen, die wir aus zuverlässigen Quellen erhalten haben, diese Fälschungen aus Russland stammen«, antwortete Armacost triumphierend.

Sie wartete nicht auf eine Reaktion. »Vielleicht können Sie uns die Erlaubnis geben, den Set aufzubauen und dann können Sie Herrn Saxenburgh Bescheid sagen, dass wir das sind.« Sie drehte sich um. Oscar hatte das Gefühl, als habe man ihn gerade durch die Mangel gedreht.

Ein halbe Stunde später hatte sich die Vorhalle der Bank in ein Fernsehstudio verwandelt. Zwei Kameras standen bereit, die eine auf einem festen Stativ, die andere auf einem kleinen Wagen auf Schienen. Zwei Techniker mit Kopfhörer überprüften die Ausrüstung. Überall standen Lampen, deren Licht durch silbergraue Schirme verdeckt wurde, und Dutzende von Kabeln schlängelten sich über den Boden. Produzent Nick Hoyle lief gestikulierend hin und her. Er ignorierte Oscar. Außen stand ein LKW mit einer Satellitenantenne, die eine direkte Verbindung mit London herstellte.

Judy Armacost ließ sich Make-up auflegen und kontrollierte ihr Äußeres auf dem Monitor.

Van Saxenburgh kam nach unten. Er hatte dem Interview zugestimmt, da es doch keinen Weg mehr zurück gab. Oscar fing van Saxenburg ab, bevor die Journalistin ihn zu fassen bekam. »Gehen Sie besser überhaupt nicht auf die Fragen dieser Reporterin ein. Sie ist ein Piranha.«

»Natürlich nicht, machen Sie sich keine Sorgen, Oscar«, beruhigte ihn der Vorstandsvorsitzende, aber sein Blick war kühl. »Finden Sie lieber heraus, woher sie weiß, dass bei uns Fälschungen aufgetaucht sind. Anscheinend gibt es bei uns ein Leck.«

»Ich fürchte, Sarita hat mit ihr gesprochen.«

»Verdammt!«

Inzwischen versammelten sich immer mehr Beschäftigte der Bank neugierig in einem großen Kreis rund um den Aufnahmeort. Olivier van Saxenburgh und Judy Armacost, die Attraktion von Bloomfield, über die in den Handelssälen die plattesten Witze gerissen wurde – dieses Spektakel wollten sie nicht versäumen.

Auf dem Boden stand ein Monitor, auf dem das Bloomfield-Programm direkt verfolgt werden konnte. Der Präsentator im Londoner Studio erschien auf dem Bildschirm.

»Noch zehn Sekunden.«

Michael Brinkley, der bebrillte Moderator von Bloomfield Television, erschien auf dem Schirm. »Guten Tag, hier ist *World Financial News* am Donnerstag, dem 3. Januar. In New York hat die Börse ruhig eröffnet mit einem Dow Jones von 11161,14 Punkten. Aus Mangel an Unternehmensdaten erwarten die Analysten heute keine großen Kursbewegungen. Der Euro ist schwach gestiegen und steht bei 0.942 im Verhältnis zum Dollar.«

Während sie nicht im Bild war, trank Judy Armacost noch schnell einen Schluck Wasser. »Starte den Teleprompter«, wies der Produzent an.

Auf dem Monitor erschien unten im Bild die leuchtende Textzeile: *Breaking news.* »Ich schalte nun zu meiner Kollegin Judy Armacost in Amsterdam, die außergewöhnliche Neuigkeiten hat. Judy?«

»Hallo, Michael.«

Judy las den Text, der vor ihren Augen auf dem Glas der Kamera abrollte. »Mike, wie wir alle wissen, wurde in der Silvesternacht der Euro eingeführt. Untersuchungen von Bloomfield Television haben ergeben, dass zumindest an einer Stelle in Amsterdam Euros in Umlauf gebracht worden sind,

die möglicherweise gefälscht sind. In unserer Untersuchung sind wir auf schockierende Tatsachen gestoßen.«

Im Bild erschien das Video der Silvesternacht auf dem Dam. In einem *Voiceover* wies Judy Armacost auf die fehlenden 500-Euro-Scheine hin, als van Saxenburgh sein Geld umtauschte.

Plötzlich erschien Sarita Rachman im Bild.

Lieber Gott, schoss es durch Oscars Kopf. Armacost hat sie wirklich interviewt.

Naiv erzählte Sarita Rachman, warum sie gezögert hatte. Die Tinte. Das Hologramm.

Was ist in sie gefahren, dachte Oscar verärgert. Van Saxenburgh hatte sie über seine Sekretärin wissen lassen, dass sie ihren Mund halten müsse, aber er hätte ihr natürlich persönlich ein Redeverbot auferlegen müssen. Dumm, dumm, dumm!

Im nächsten Bild erschien ein amerikanischer Banknotenspezialist. Er unterstrich die Möglichkeit von Fälschungen. Unter Anspielung auf russische kriminelle Kreise bemerkte er:

»Die Einführung des Euros ist die ideale Gelegenheit für professionelle Geldfälscher, wie sie in Russland überall zu finden sind.«

Unten auf dem Bild leuchtete immer noch die Zeile *Breaking news*.

»Sachverständige haben erklärt, dass die Sicherheitsmerkmale der Euro-Noten Defizite haben«, klang die Stimme von Judy Armacost, während ein Mann mit einem rötlichen Bart im Bild erschien.

»Der Euro ist bestimmt keine unsichere Währung, er könnte aber sicherer sein«, sagte der Mann mit einem starken Akzent. »Es ist eine Frage von Geld und Risiko. Je teurer und

fortgeschrittener die Produktionstechnik ist, umso kleiner das Fälschungsrisiko.«

Auf eine Frage der Reporterin fuhr er fort: »Wir in der Schweiz benutzen für unsere neue Serie von Banknoten die *Microperf*-Technologie. Mit Laserstrahlen ist der Wert der Banknote ganz fein ins Papier perforiert. Das wird sichtbar, wenn man den Schein gegen das Licht hält. Bei der Produktion der Euros wurde diese Technik nicht verwendet. Es war ungenügend Zeit vorhanden, den Euro optimal zu sichern.«

Judy Armacost kam wieder ins Bild.

»Obwohl wir den Beweis nicht in den Händen halten, gibt es die Vermutung, dass bei der Einführung des Euros gefälschte Banknoten in Umlauf gebracht worden sind. Das ist kein guter Anfang für die europäische Währung…«

»Judy, ich muss dich kurz unterbrechen, auf meinem Monitor sehe ich, dass der Kurs des Euros gerade abfällt…«

»Okay, Michael. Ich stehe hier in der Vorhalle der Mercator Bank in Amsterdam und neben mir steht der Direktor dieser Bank. Was sagen Sie zu dem Problem der gefälschten Geldscheine, die bei Ihnen aufgetaucht sind, Herr van Saxenburgh?«

Die Kamera fuhr nach vorne, sodass beide ins Bild kamen. Judy Armacost drehte sich van Saxenburgh zu.

»Sie überfallen mich mit dieser Information«, sagte er.

»Sie wollen sagen, dass Sie nichts wussten?«

»Nein.«

»Aber Sie haben doch selbst Ihre Gulden in Euros getauscht. Ist Ihnen dabei nichts aufgefallen?«, sagte sie und blickte ihn kühl an.

»Nun, nein, ja, das heißt: unsere Mitarbeiterin hat uns in der Tat gesagt, dass sie den 500-Euro-Scheinen nicht vertraute. Wir haben die Behörden hierüber informiert und wir sind dabei, die Angelegenheit zu untersuchen.«

Oscar krümmte sich innerlich. Das klang alles nicht gut, nachdem van Saxenburgh erst behauptet hatte, er wüsste von nichts.

»Aha.« Mit Absicht machte Armacost eine Pause. »Ein Sprecher von Europol, dem europäischen Polizeidienst, hat uns bestätigt, dass russische Infiltration mit gefälschten Geldscheinen möglich ist. Hören wir, was er sagt.«

Auf dem Monitor erschien ein von hinten aufgenommener Mann. Oscar erkannte die breite Silhouette von Dorbeck. Der Kriminalbeamte blieb bei neutralen Aussagen. Auf eine weggeschnittene Frage antwortete er: »In der Tat. Die russische Mafia hat eine Tradition mit Geldfälschungen.«

Armacost erschien wieder im Bild. Mit gespielter Naivität beugte sie sich nach vorne. »Denken Sie, dass es sich um eine russische *Connection* handelt?«

»Wie könnten russische Fälschungen in unseren Euro-Bestand gelangen?«, fragte van Saxenburgh gereizt. »Hören Sie, unsere Euros stammen direkt aus der niederländischen Zentralbank. Sie glauben doch nicht, dass die Russen die Zentralbank infiltrieren können. Oder dass sie in unseren Tresor kommen. Das sind doch absurde Behauptungen!«

»Doch ist etwas geschehen. Das haben Sie selbst bestätigt.«

»Es ist möglich, dass sich etwas Merkwürdiges ereignet hat.«

»Sie bestätigen also, dass die Mercator Bank Fälschungen in Umlauf gebracht hat?« Die Reporterin war nun so nahe bei ihm, dass sie van Saxenburgh beinahe berührte. Er fühlte ihren Atem, er roch ihr süßes Parfüm. Vergeblich versuchte er zurückzuweichen. Die Kamera machte einen Zoom.

»Nun, schauen Sie… ich meine, das vermuten wir, ja.« Noch während er dabei war, seinen Satz zu beenden, begriff van Saxenburgh, dass er zu viel gesagt hatte. Zurücknehmen konnte er es nicht mehr.

»Haben Sie eine Erklärung dafür?« Armacost bewegte sich wieder zurück.

»Nein. Das heißt, wir untersuchen alle Möglichkeiten. Im Moment wissen wir auch noch nicht, was geschehen sein könnte.«

»Vielen Dank, Herr van Saxenburgh von der Mercator Bank.«

»Das war's«, sagte Judy Armacost, während sie den Kopfhörer aus ihrem Ohr nahm.

Die Techniker schalteten die Studiolampen aus und bauten die Anlage ab.

Verzweifelt blickten sich van Saxenburg und Oscar an. Das, was sie befürchtet hatten, war geschehen.

Judy Armacost setzte sich, um sich von ihrer Make-up-Assistentin abschminken zu lassen. »Kann mir jemand eine Cola light mit Eis bringen?«, fragte sie.

14. Im Handelssaal

Am Freitagmorgen kurz nach acht Uhr schaltete Stephanie Horlick ihren Computer im Handelssaal der Mercator Bank an. Sie hatte Belle auf dem Fahrrad zum Kindergarten gebracht und war danach nach Amsterdam-Süd weitergefahren. Die alltägliche Routine. Früh aufstehen, ihrem vierjährigen Kind in die Kleider helfen und sich selbst beim Anziehen beeilen. Eilig frühstücken, während Belle bei jedem Bissen Frosties etwas zu erzählen hatte. Jacke an, Mütze auf, raus aus der Tür. Zeit, um sich mehr mit ihrem eigenen Äußeren zu beschäftigen, hatte sie kaum. Das war die Morgenroutine der arbeitenden Mütter mit Kindern. Auch wenn das alles ihre eigene Entscheidung gewesen war, jeden Morgen hatte sie zutiefst die Nase voll von diesem Rhythmus.

Sie freute sich auf den Abend mit Oscar. Sie hatte den Babysitter gebeten, bis Mitternacht zu bleiben. Aber zuerst musste sie den Tag hinter Bildschirm und Telefonen hinter sich bringen. Sie war Verkäuferin von Euro-Obligationen.

Diesen Morgen dröhnte der Handelssaal vor Aufregung. Das Thema des Tages waren die Enthüllungen über die Euro-Fälschungen. Alle Fernseh- und Radionachrichten hatten die Nachricht übernommen und die Morgenzeitungen berichteten ausführlich darüber auf ihren Vorderseiten. Es war auch die Hauptschlagzeile in der *Financial Times.* Entgeistert las sich Stephanie den Artikel durch. All das bei ihrer Bank!

In kleinen Gruppen standen die Händler zusammen und redeten miteinander.

»Man kann Mercator nichts vorwerfen«, sagte einer ihrer Kollegen, ein großer Amerikaner. »Es war die Verantwortung

der Bankiers bei den Zentralbanken, dafür zu sorgen, dass die Banknoten in Ordnung waren!«

»Aber diese Idee des Eurodams war einfach zu lächerlich«, meinte ein anderer. »Mercator hätte sich nie auf eine solche Reklameshow einlassen sollen.«

»Es beweist einfach nur, dass der Euro nichts taugt«, sagte ein Optionshändler.

Ein Valutahändler, den Stephanie noch nie gemocht hatte, rief dazwischen: »Diese Bankangestellte, die die Gulden umgetauscht hat, hätte sich nicht darum kümmern sollen.«

»Der einzige Fehler war, dass van Saxenburgh sich durch die Blonde von Bloomfield über den Tisch hat ziehen lassen«, sagte der Amerikaner trocken.

Alle waren sicher, dass diese Nachrichten schlecht für ihren Handel waren. Ihr Handel, das war das Einzige, was sie interessierte.

Stephanie holte am Automaten eine Tasse Kaffee für sich selbst und den Kollegen, der neben ihr saß. Sie zog die Jacke ihres Kostüms aus und hängte sie an einen Kleiderbügel, der an der Rückenlehne ihres Stuhls befestigt war. Aus ihrer Tasche holte sie eine Anderthalb-Liter-Flasche Mineralwasser, die sie neben sich auf den Boden stellte, und zwei Bananen, die sie auf ihren Schreibtisch zwischen die Zeitungen legte.

Sie warf einen flüchtigen Blick auf ihren Bildschirm, um zu sehen, wie die Märkte an diesem Morgen eröffnet hatten. In einer Ecke auf ihrem Bloomfield-Schirm wurde eine Wiederholung der Nachrichten vom letzten Abend gesendet. Sie klickte es weg, sie hatte das oft genug gesehen.

Auf ihrem Schreibtisch standen zwei Flachbildschirme, aufgefaltet wie eine Buchseite. Vor ihr befanden sich eine Tastatur, eine Telefonanlage, mit der sie direkt mit ihren festen Kunden telefonieren konnte, und ein Mikrofon, das sie selten benutzte. An ihrem linken Bildschirm lehnte ein Kuscheltier

aus Plüsch, das sie aus einer Sammlung ihrer Tochter mitgenommen hatte. Weiter lag auf ihrem Schreibtisch ein Berg von Analysepapieren. Auf dem Boden wartete ein Zeitungsstapel darauf, weggeworfen zu werden.

Allmählich erwachte der Handelssaal der Mercator Bank. Händler riefen hin und her, sprachen in ihre Mikrofone, links und rechts läuteten Telefone, Menschen liefen wie gejagt in alle Richtungen und gestikulierten hektisch. An der Wand gab eine elektronische Tafel die aktuellen Börsenkurse und die Indizes der wichtigsten Effektenbörsen in der Welt an. Quer durch den Saal hing eine Girlande mit verblassten Euro-Fahnen. Sie hingen hier schon seit 1999 und keiner hatte sich die Mühe gemacht, sie zu entfernen.

Stephanie Horlick nahm das Telefon und begann zu telefonieren. Ihre Aufgabe war, Obligationen an institutionelle Anleger zu verkaufen. So telefonierte sie den ganzen Tag mit unbekannten Männern und Frauen in anonymen Büros, die hinter genau den gleichen Bildschirmen saßen wie sie und die sie nur sprechen wollte, um ihnen die Obligationen von Mercator zu verkaufen.

Sie hatte diesen Beruf in London im Handelssaal einer großen amerikanischen Bank gelernt. Als Frau in einer Welt voller Machos war das nicht so einfach gewesen. Aber spannend. Und die Prämien waren außerordentlich hoch. Letztendlich hatte diese hektische Gewinnmacherei sie jedoch frustriert und sie hatte ihren Job gekündigt. Bei Mercator war ihre Arbeit ruhiger. Sie hatte gehofft, dadurch mehr Zeit und Energie für ihre Tochter zu haben. Aber das funktionierte in der Praxis nicht, normalerweise kam sie erst gegen sieben Uhr erschöpft nach Hause.

»Step!«

Sie blickte zu einem Händler auf der anderen Seite ihrer Monitore.

»Wie hoch sind deine Euroville-Bonds notiert?«

Sie tippte einige Codes in ihren Computer und rief ihrem Kollegen zu: »109 Punkt 87!«

»Danke.« Der Händler hielt einen Telefonhörer unter sein Kinn geklemmt und gab die Informationen an einen Kunden weiter.

Die Euroville-Obligationen waren der Knaller des letzten Jahres gewesen. Step – wie ihre Kollegen im Handelssaal Stephanie Horlick der Einfachheit halber nannten – hatte hart an diesen Obligationen mitgearbeitet, die für ihren Chef, LoDo Boonzaayer, zum größten Erfolg des Jahres wurden. Boonzaayer war es gelungen, Mercator als *lead manager* bei der Ausgabe einer Obligationsanleihe von einer Milliarde Gulden für Euroville, einen Freizeitpark in Luxemburg, auftreten zu lassen.

Boonzaayers Mitarbeiter respektierten seine nicht zu bremsende Energie, seine aggressive Art, Geschäfte zu machen, aber sie fürchteten seinen kühlen Hochmut. Er konnte Mitarbeitern gnadenlos eine Abfuhr erteilen, wenn ihm etwas nicht passte. Das machte ihn nicht gerade beliebt. Aber seine Arbeitsweise hatte bei der Obligation für den Euroville-Park Erfolge erzielt. Er war ein großes Risiko eingegangen, hatte die Konkurrenz übertrumpft und gewonnen.

Euroville war ein neues Unternehmen. Die Aussichten für diesen Freizeitpark waren zwar günstig, aber die Risiken waren viel größer als bei einem Unternehmen mit einer bewiesenen Finanzkraft. Aus diesem Grund lag der Zins tatsächlich zehn Prozentpunkte über dem üblichen Zins für Staatsanleihen. Durch die Größe der Anleihe und den außerordentlichen Ertrag hatte das Geschäft viel Aufmerksamkeit erregt, auch wenn Mercator nur ein kleiner Spieler auf den internationalen Kapitalmärkten war.

Die Verkäufer von Mercator hatten die Aufgabe, die Märkte davon zu überzeugen, dass Euroville ausreichend Bargeld erbringen würde, um die Zinsen zu bezahlen und dafür zu sorgen, dass der Vergnügungspark nicht in finanzielle Schwierigkeiten kommen würde. Denn dann würden die Anleger zu den Letzten gehören, die etwas von ihrem Geld zurückbekämen. Deshalb hatte Boonzaayer die Idee gehabt, zögernde Käufer auf seine Seite zu ziehen, indem er ihnen als Köder einen kostenlosen Besuch von Euroville in Aussicht stellte. Das hatte Wirkung gezeigt.

Step Horlick hatte wochenlang am Telefon gesessen, um ihre Kunden davon zu überzeugen, dass es sich bei Euroville um eine solide Anlage handelte. Sie hatte sich wie ein Gebrauchtwagenhändlerin gefühlt, aber schließlich war es ihr gelungen. Drei Monate nach der Ausgabe hatte Mercator nahezu alle Anleihen verkauft, bis auf einen kleinen Teil, der in den Büchern der Bank stehen blieb und mit dem die Bank selbst handeln konnte. Als die letzten Anleihen verkauft waren, wurde das auf dem Handelssaal ausgelassen mit Champagner gefeiert.

Seitdem hatte Mercator den Markt für Euroville-Obligationen in der Hand. Wenn Kunden sich für diese Obligationen interessierten, konnte Mercator den Preis bestimmen.

Das Telefon klingelte. Step stieß einen begeisterten Schrei aus, als sie die Stimme erkannte. Am Apparat war eine ehemalige Kollegin bei der amerikanischen Investmentbank in London.

»Juliet! Frohes neues Jahr!«, rief Step.

»Dir auch! Ihr fühlt euch bei Mercator bestimmt ziemlich elend wegen der schlechten Schlagzeilen, was?«

»Mmm«, antwortete Step. »Es könnte schlimmer sein. Hier auf dem Parkett nehmen wir uns das nicht so zu Herzen. Der Handel geht einfach weiter.«

»Wir haben uns ganz schön amüsiert über diese Sache. Irgendeine Ahnung, wie das passieren konnte?«

»Nein. Ich habe hier noch nichts gehört. Und ihr? Habt ihr etwas zu tun?«, fragte Step, um das Thema zu wechseln.

»Nicht wirklich. Die erste Woche im Jahr und nichts Neues. Du kennst diese Tage ja.«

»Hier ist auch gähnende Langeweile. Mir gegenüber liest jemand die Zeitung und neben mir spielt jemand an seinem Computer Tetris.«

»Hier trinken wir gerade Kaffee. Abgesehen von der Talfahrt des Euros ist dies eine Woche, die man besser vergessen kann.«

»Wie geht's dir sonst so?«

»Gut. Ich habe einen netten Typen auf einem Neujahrsfest in Not-ting Hill getroffen.«

»Sei nur vorsichtig. Juliet, du hast dich schon so oft verguckt.«

»Nein, Step, dieses Mal…«

Sie mussten alle beide lachen, als sie sich an ihre gegenseitigen Liebesabenteuer erinnerten.

»Und du? Zeit für neue Liebschaften?«

»Ach, nein. Ich sorge für meine kleine Belle.«

Sie erzählte, wie es ihrer vierjährigen Tochter ging und dass sie selbst immer noch Probleme hätte, sich an das Leben in den Niederlanden anzupassen. Dann erinnerte sich Step an Oscar. »Ach ja, und heute Abend habe ich übrigens eine interessante Verabredung. Mit dem armen Kerl, der unsere Euro-Kampagne organisiert hat. Er ist jetzt bestimmt völlig in Panik.«

»*Wow*, der wird dir viel zu erzählen haben!«

»Ich glaube nicht, dass ich *darüber* mit ihm reden will…«

»Sieht er gut aus?«

»Ja, aber sonst kenne ich ihn kaum. Er hat in New York gearbeitet, das ist so ungefähr alles, was ich weiß.«

»Halt mich auf dem Laufenden!«

»Klar, mache ich.«

Sie legte auf. Seltsam, sie hatte ein richtig pubertäres Herzflattern gehabt, als sie Juliet von ihrer Verabredung mit Oscar erzählte. Step erwischte sich dabei, dass ihr Puls schneller ging, als ob sie es mit einem großen Auftrag zu tun hätte. Stell dich nicht so an, Horlick, sagte sie zu sich selbst. Sie nahm einen kräftigen Schluck aus der Flasche Mineralwasser.

Die nächsten eineinhalb Stunden telefonierte sie mit ihren Stammkunden, die gespannt wissen wollten, was es Neues zu den gefälschten Euros gab. Danach kamen die Scherze. Ob man bei Mercator auch für die Entlarvung des Geldfälschers Optionen kaufen könne. Oder ob man diese 500-Euro-Scheine als Tapeten verwenden würde, so wie damals, bei den russischen Eisenbahnobligationen vor 1917. Ob Mercator vielleicht auch virtuelle Fälschungen im Bildschirmhandel in Umlauf brachte. Ob falsche Euros als Schwarzgeld benutzt werden könnten. Und wo die Druckerei von Mercator stehen würde.

Vergeblich versuchte Step ihre Kunden für den Navigator-Obligations-Fonds zu interessieren. Kein einziger Anleger in diesem Augenblick war in Stimmung, sein Geld der Mercator-Bank anzuvertrauen.

»Kommst du mit zum Mittagessen, Step?«, fragten ein paar Kollegen.

Sie war froh, dass sie aufstehen konnte.

An der Wand der Cafeteria hing ein Monitor mit dem Programm von Bloomfield-TV, den aktuellen Börsenkursen in Rot, Grün und Gelb. An den Tischen nahmen die Händler ihren Imbiss zu sich, und während sie sich gegenseitig über

ihre Transaktionen informierten, folgten sie mit einem Auge den Kursentwicklungen.

»Bitte ein Business-Sandwich und einen Cappuccino«, bestellte Step, als sie an der Reihe war. Sie zahlte mit 10 Euro und bekam 4 Euro *75* zurück. Zu ihrer eigenen Überraschung bemerkte sie, dass sie aus Gewohnheit noch in Gulden umrechnete.

15. Oscar Straver

Den ganzen Freitagmorgen riefen Pressebüros, Nachrichtendienste von Wirtschaftsagenturen, Journalisten von Radio und Fernsehen, Reporter von Nachrichtenprogrammen und Zeitungen aus allen Teilen der Welt die Mercator Bank an, um nähere Informationen zu erhalten. Oscar nahm die Anrufe entgegen, auch wenn er keine weiteren Informationen geben konnte. Pflichtgemäß verwies er die Anrufer an die Zentralbanken, Europol und Polizei. Da jedoch keine dieser Stellen einen Kommentar gab, meldeten sich die Journalisten nach einer Weile wieder bei Mercator. Oscar konnte dann lediglich seine Bank gegen die absurdesten Verdächtigungen verteidigen. Er war so beschäftigt mit dieser Art von Öffentlichkeitsarbeit, dass er kaum Zeit hatte, seine eigenen Nachforschungen über die falschen Euros voranzubringen.

Gegen zwölf Uhr traf endlich eine offizielle Erklärung aus Frankfurt ein. Die Europäische Zentralbank bestätigte in einer fünfzeiligen Pressemitteilung, dass man über eine Unregelmäßigkeit informiert worden sei. Weiter gab die Zentralbank die Versicherung, dass es sich um einen Einzelfall handele und dass das Vertrauen in die Qualität und Sicherheit der Euro-Banknoten in keinster Weise zur Diskussion stünde. Oscar atmete auf. Jetzt hatten die Medien erst mal Futter.

Auch die Polizei ließ sich sehen. Ein Team von vier Kripobeamten kam zur Mercator Bank, um mit dem Leiter der Sicherheitsabteilung zu sprechen.

Während der anfangs gefallene Eurokurs sich schnell wieder erholte, ging der Kurs der Mercator Aktie beträchtlich nach

unten und blieb dort. Sie war ein Viertel weniger wert. Oscar hatte diesen Kursverfall gar nicht bemerkt. Er hatte andere Sorgen.

Am Anfang des Mittags bat van Saxenburgh Oscar in sein Arbeitszimmer im siebten Stock. Oscar freute sich nicht gerade auf dieses Treffen, hatte er doch bis jetzt überhaupt noch keine Anhaltspunkte für die Fälschungen gefunden. Als Oscar ins Zimmer trat, saßen zwei weitere Manager am Direktionstisch. Van Saxenburgh stellte sie als Wilhelm Neumann und Jürgen Köhler vor. »Das sind Kollegen der beiden deutschen Banken, die zur Plejaden-Gruppe gehören«, stellte van Saxenburgh die Anwesenden vor.

Oscar setzte sich an den Tisch. Van Saxenburgh hatte früher einmal von seiner Initiative berichtet, mit einigen befreundeten Bankern eine informelle Kooperation zu bilden, jedoch hatte sich Oscar noch nie Gedanken darüber gemacht, was er sich unter der Plejaden-Gruppe vorstellen sollte. Nun musterte er die beiden Banker neugierig. Neumann war ein großer, phlegmatischer Mann mit einem tadellosen Anzug, er hätte ebenso gut ein Juraprofessor oder ein Diplomat sein können. Er hatte, schätzte Oscar, ungefähr dasselbe Alter wie van Saxenburgh. Köhler sah etwas jünger aus. Er trug einen modernen, etwas schlecht sitzenden Anzug und eine Brille mit einem modern gefärbten Gestell. Sein Gesicht sah etwas verbissen aus.

»Herr Straver«, fuhr van Saxenburgh fort, »ist unser Euro-Spezialist. Er hat auf unserem Wunsch hin begonnen, die, äh… Affäre, über die ich Ihnen bereits berichtet habe, zu untersuchen. Ich habe vollstes Vertrauen zu ihm.«

Van Saxenburgh blickte Oscar, der sich mit den Händen unsicher durch das Haar strich, ermutigend an.

»Ich kann Ihnen leider noch nichts berichten, außer dass wir eine Vielzahl an Medienkontakten haben«, sagte Oscar.

Van Saxenburg erklärte, dass Köhler und Neumann aus geschäftlichen Gründen nach Amsterdam gekommen seien. Da sie nun einmal hier waren, konnte Oscar vielleicht von ihrem Fachwissen profitieren. Herr Köhler habe früher bei der Europäischen Zentralbank gearbeitet und Herr Neumann sei einmal Mitarbeiter der Deutschen Bundesbank gewesen. Obwohl sie seit einigen Jahren eine Privatbank führten, wüssten sie einiges von Banknoten. Beide Banker nickten zustimmend.

Louise, die Vorstandssekretärin, brachte Tee. Oscar war gespannt, was dieser Termin ihm bringen würde.

»Ich habe die Herren über alle Komplikationen informiert«, sagte van Saxenburgh zu ihm. »Sie waren nicht gerade überrascht, da sie schon immer vorhergesagt hatten, dass mit dem Euro früher oder später Probleme auftauchen würden. Aber dass der Euro auf diese spektakuläre Art und Weise Schlagzeilen machen würde, hätten Sie dann doch nicht erwartet, nicht wahr?«

»Nein«, bestätigte Neumann, »wir dachten eher an Abstimmungsprobleme bei den Gelddruckereien. Um das zu vermeiden, haben wir mehrere Tests durchgeführt.« Er schaute Oscar freundlich über seine halbe Lesebrille an. »Wissen Sie, ich war bei der Bundesbank für die Banknotenproduktion verantwortlich.«

Köhler rührte seinen Tee um. »Was ich dazu sagen möchte… Auch ich habe mir Sorgen gemacht. Aber ich dachte in erster Linie an mögliche Überfälle auf Geldtransporter, Sicherheitsmängel, an die Sogwirkung der großen Kriminalität. An so etwas. Als ich bei der EZB arbeitete, wurden diese Risiken meiner Meinung nach nicht genug beachtet. Ich fühlte mich wie ein Rufer in der Wüste. Als meine Mahnungen auf

keinen fruchtbaren Boden fielen, habe ich die Bank verlassen.« Mit einem trockenen Lächeln schloss er: »Das tut mir auch nicht leid, wenn ich ganz ehrlich bin.«

»Ich möchte noch bemerken, dass wir ausgezeichnet zusammenarbeiten«, sagte van Saxenburgh. »Sie müssen wissen, Herr Straver, dass wir an der Wiege von Euroville gestanden haben. Mercator hat den beiden deutschen Banken, die von den anwesenden Herren vertreten werden, Teile der Anleihe abgetreten und das war für uns alle sehr profitabel. Ja, wir alle haben in großem Umfang die Möglichkeiten von Euroville genutzt.« Alle drei lächelten bei der Erinnerung. Was Banker interessierte, war die *bottom line*, der Endbetrag im Geschäftsabschluss – und der war offensichtlich nicht schlecht gewesen.

Oscar hörte pflichtgemäß zu. Danach fragte er, um zur Sache zu kommen: »Haben Sie eine Erklärung dafür, wie gefälschte Banknoten auftauchen können, die auf den ersten Blick auch noch außergewöhnlich professionell hergestellt worden sind?«

Neumann und Köhler sahen einander an, als ob sie zögerten, wer antworten sollte.

»Leider nein«, sagte Köhler schließlich. Neumann nickte zustimmend. Danach bemerkte er: »Wissen Sie, Sie können auf der anderen Seite auch nicht ausschließen, dass es einfach ein Problem bei der Herstellung der Banknoten gegeben hat. Das ist schon einmal passiert, es hätte sehr gut wieder geschehen können.«

»Sie meinen, die Fälschungen waren einfach Fehldrucke?«

Neumann nickte. In Deutschland, berichtete er, war im Sommer 2000 entdeckt worden, dass die 100-Euro-Scheine unbrauchbar waren. Etwas mit der Fälschungssicherheit der Banknoten gegen illegales Kopieren war nicht die Ordnung. Die Druckerei Giesecke & Devrient in München hatte alle 100-Euro-Scheine bereits abgeliefert, als der Fehler entdeckt

wurde. Die EZB sprach damals offiziell von einer »leichten Abweichung im visuellen Äußeren«. Danach waren alle in Rede stehenden Geldscheine, insgesamt 325 Millionen Banknoten, in den Reißwolf gelangt. Die deutsche Euro-Produktion war hierdurch ein Dreivierteljahr zurückgeworfen worden.

Das war für Oscar völlig neu. Diese Informationen waren nicht nach New York durchgedrungen. Aber er hatte keine Gründe, an ihnen zu zweifeln.

»Es ist eine Hypothese, aber so etwas kann auch mit den 500-Euro-Scheinen geschehen sein, ohne dass es bemerkt wurde«, schlussfolgerte Neumann. Aus der Innentasche seiner Jacke holte er ein schmales Kästchen hervor und nahm sich daraus eine dünne Zigarre. Fragend schaute er in die Runde, während er das Kästchen einladend offen hielt. Köhler war der Einzige, der sich eine Zigarre nahm. Etwas später bildeten sich zwei kleine kringelnde Rauchringe über seinem Kopf. Van Saxenburg, ein fanatischer Nichtraucher, wie Oscar wusste, ließ sich nicht anmerken, dass es ihn störte.

»So etwas kommt mir unwahrscheinlich vor«, sagte Köhler. »Die Qualitätskontrolle ist viel zu streng, ich denke da doch eher in die Richtung der großen Kriminalität. Wissen Sie, Herr…?«

»Straver«, sagte Oscar.

»Herr Straver, in der Mitte der neunziger Jahre verschwand in Europa allerlei professionelle Apparatur, die man für die Herstellung von Banknoten braucht. Es müssen ganz schön dreiste Diebe gewesen sein, denn immerhin war darunter eine Druckpresse von einigen Tonnen Gewicht. Ich vermute, dass große kriminelle Organisationen bereits in einem sehr frühen Stadium Vorbereitungen getroffen haben, um heute bei der Einführung der neuen Banknoten zuzuschlagen.«

Oscar schaute beide Herren mit prüfendem Blick an. »Einen Moment«, sagte er. »Sie behaupten zwei verschiedene Sachen. Zum einen: Es gibt Probleme bei der Herstellung. Zum andern: Kriminelle Organisationen haben ihre Vorbereitungen getroffen. Können diese beiden Möglichkeiten etwas miteinander zu tun haben?«

»Wie meinen Sie?«, fragte Köhler.

»Dass Kriminelle den Produktionsprozess des Euros unterwandert haben?«

»Alles ist möglich«, sagte Neumann. Er nahm einen kurzen Zug von seiner Zigarre.

»Sie können nichts ausschließen«, ergänzte Neumann.

»Und wenn Sie von kriminellen Organisationen reden, an wen denken Sie dann?«, fragte Oscar.

»Ach, die Möglichkeiten sind grenzenlos. Die italienische, die jugoslawische oder die russische Unterwelt wären hierzu technisch sehr gut in der Lage«, sagte Köhler.

Van Saxenburgh, der bis jetzt zugehört hatte, griff in das Gespräch ein. »Dann sprechen Sie jetzt aber vom weltweiten Problem der organisierten Kriminalität. Und dafür sind wir nur schwerlich verantwortlich zu machen. Ich meine, die Mercator Bank.«

»Nein, natürlich nicht«, sagte Neumann und Köhler stimmte ihm zu.

Van Saxenburgh blickte Oscar an. »Da habe ich Ihnen ja eine ganz schön schwierige Aufgabe aufgehalst…«

Oscar strich sich durch die Haare. Er versuchte festzustellen, was er mit all diesen Informationen anfangen könnte. Zuerst nicht gerade viel, fürchtete er. Bisher erkannte er überhaupt kein Muster, keine heiße Spur.

»Kann ich mit Ihnen Kontakt aufnehmen, wenn ich mit meinen Untersuchungen weitergekommen bin?«, fragte er. »Ich sehe mich immer noch am Anfang, ich bin noch dabei,

mich zu orientieren, ehrlich gesagt. Die nächsten Tage habe ich verschiedene Termine und ich hoffe, dass ich dann mehr erfahre. Ihre Sachkenntnis kann mir dann bestimmt hilfreich sein.«

Van Saxenburgh schien nicht verärgert, dass er noch nicht mehr Ergebnisse vorweisen konnte. »Fühlen Sie sich bitte nicht unter Druck gesetzt, Herr Straver, das ist nicht meine Absicht. Übereilen Sie nichts. Ich wollte Sie lediglich mit meinen Freunden Neumann und Köhler bekannt machen, damit Sie sehen, dass Sie nicht alleine sind. Seit wir mit der Plejaden-Gruppe angefangen haben, bedeutet uns unser gegenseitiger Kontakt sehr viel. Wie bei unserer Zusammenarbeit bei Euroville. Die beiden Herren stehen jederzeit zu Ihrer Verfügung. Wenn Sie uns jetzt bitte entschuldigen möchten, wir…«, er drehte seinen Kopf in die Richtung von Neumann und Köhler, »… haben noch einige Sachen zu besprechen.«

Oscar stand auf, und van Saxenburgh legte ihm wie sonst auch kurz die Hand auf die Schulter. »Viel Glück«, sagte er.

Etwas später, als Oscar zurück in seinem Arbeitszimmer war, versuchte er seine Gedanken zu ordnen. Durch das Gespräch mit den beiden deutschen Bankern war ihm noch deutlicher geworden, dass van Saxenburgh ihn nicht nur als einen Bankangestellten betrachtete. Er zählte ihn zum Kreis seiner Freunde und Kollegen. Dieses Vertrauen durfte Oscar nicht enttäuschen. Er fühlte sich geschmeichelt, dass van Saxenburgh so viel Hoffnung in ihn setzte. Aber es war auch eine Menge Verantwortung.

Einen Moment dachte er an New York. Dort hatte er sich alles verdorben, dort war er schließlich vor dem Scherbenhaufen, den er aus seinem Leben gemacht hatte,

geflüchtet. Das sollte ihm nicht noch einmal passieren. Er würde es schaffen, er würde beweisen, dass man ihn nicht klein kriegen konnte. Es ging gegen seine Ehre, noch einmal fehlzuschlagen. Er würde dahinter kommen, was geschehen war. Er würde den guten Namen der Mercator Bank wiederherstellen und die Blamage vor den Kameras von Bloomfield TV wieder gutmachen. Die Organisation und Idee des Eurodams war schließlich sein Projekt gewesen, dafür war er vor einem halben Jahr aus New York gekommen.

Oscar nahm ein Stück Papier und machte eine Liste von Sachen, die er regeln musste. Um bei der Untersuchung weiterzukommen, musste er wissen, wie Banknoten gedruckt wurden, wie der Transport geregelt war, wie sie gelagert wurden, wie sie zum Eurodam transportiert worden waren und wer dafür verantwortlich war. Innerhalb weniger Minuten hatte er eine lange Liste zusammen.

Und noch etwas wollte er wissen – bei was für einer Bank er eigentlich angestellt war. Wieso waren die Fälschungen ausgerechnet bei Mercator aufgetaucht?

16. Spezialitäten des Hauses

Das Restaurant Seasons lag an der Prinsengracht im Zentrum von Amsterdam. Kurz nach acht machte Step Horlick ihr Fahrrad mit einem U-Schloss an einem Laternenpfahl fest. Das hatte sie inzwischen in Amsterdam gelernt. Sie betrat das Restaurant. Während sie sich umschaute und den Tisch, den sie reserviert hatte, suchte, klopfte jemand ihr auf die Schulter. Sie drehte sich um, erkannte Oscar und drückte ihm erfreut die Hand.

»Hey, Step, schön, dich zu sehen«, sagte er. »Hast du dich beeilen müssen?«

»Nicht wirklich. Ich konnte früh nach Hause und der Babysitter ist pünktlich gekommen.«

Als sie sich an einem Tisch niedergelassen hatte, sagte Step: »Du musst einen fürchterlichen Tag gehabt haben.«

»Das kann man wohl sagen. Die ganze Woche war furchtbar!«

»Ich habe an dich denken müssen, als ich im Fernsehen die Nachrichten sah.«

Sie schauten sich an und merkten beide, dass sie sich noch ziemlich fremd waren, dass sie einander kaum kannten.

»Es ist Freitagabend. Sprechen wir bitte nicht mehr von unserer Arbeit«, schlug Oscar vor und griff zur Speisekarte, um seine Verlegenheit zu kaschieren.

Nach ihrer Arbeit hatte Step ihre Bankgarderobe aus nüchternem Rock, einer Bluse und passender Jacke abgelegt und die Sachen angezogen, die sie am liebsten trug: enge Jeans, halbhohe schwarze Stiefel und einen weiten cremefarbenen Wollpullover mit Zopfmuster. Ein langer,

bunter Schal hing lose um ihren Hals. Sie trug eine schmale Silberkette mit abstrakten Figuren und dazu passende Ohrringe.

Als Oscar Step zum ersten Mal im vorbeifahrenden Aufzug gesehen hatte, war ihm in erster Linie ihr Gesicht aufgefallen, ein Gesicht, das Selbstständigkeit, aber auch Fröhlichkeit ausstrahlte. Sie hatte dunkle, halblange Haare, die sich etwas widerspenstig nach vorne legten, hellbraune Augen, einen dünnen, breiten Mund und Lippen, die gerne lächelten. Ihre Vorderzähne standen etwas auseinander, das gab ihr eine jugendliche Ausstrahlung. Sie verwendete kaum Make-up, nur ein wenig Lidschatten und etwas Lippenstift.

Während er entspannt mit ihr redete, musterte Step Oscar mit einem kritischen Blick. Er gefiel ihr, ein bisschen sah er aus wie Kevin Costner. Aber vielleicht sollte sie versuchen, ihn in irgendein Fitness-Studio zu locken.

Nach einem Blick auf die Karte bestellte Oscar eine Flasche kalifornischen Rotwein und eine Flasche San Pellegrino.

»Wie lange bist du eigentlich schon bei Mercator?«, fragte er. »Auch erst ein paar Monate, oder?«

»Ich dachte, wir wollten nicht über die Arbeit reden?«, lächelte Step. »Ein halbes Jahr bin ich erst hier. Vorher war ich in London.« Durch ihren leichten deutschen Akzent bekamen ihre Worte einen lustigen Klang. »Prost, übrigens.« Sie nahm einen Schluck Wein und registrierte, dass Oscar nur Wasser trank.

»Was hast du denn in London gemacht?«

»Ich war Bond Trader. Wollen wir erst mal etwas bestellen, bevor wir tiefer in unsere Biografien einsteigen?«, schlug Step vor.

Nachdem die junge Kellnerin, anscheinend eine Studentin, einen Korb mit warmem Bauernbrot und einem Schälchen Kräuterbutter serviert hatte, begann Step zu erzählen, wie sie

zu einer amerikanischen Bank in der Londoner City gekommen war. Dort hatte sie fünf Jahre gearbeitet. Es war eine goldene Zeit gewesen: Es gab kaum einen anderen Beruf außer Spitzensportler, Drogendealer, Fotomodell oder Popmusiker, mit dem jemand, der noch keine dreißig Jahre alt war, in so kurzer Zeit so viel Geld verdienen konnte. Nachdem sie immer bessere Leistungen erbracht hatte, war ihr Bonus auch immer höher geworden.

Natürlich war es wahnsinnig harte Arbeit. Morgens fuhr sie mit der U-Bahn zu ihrer Arbeit, abends spät wieder nach Hause. In der City arbeitete jeder bis zur Erschöpfung – man musste eine gewaltige Kondition haben, um es auszuhalten. Täglich fühlte man sich wie ein Hürdenläufer über eine Marathondistanz. Durch die hohen Gehälter konnte die Firma die Mitarbeiter an sich binden, sonst wären sie keinen Tag geblieben. Eigentlich war es eine Art moderner Lohnsklaverei.

Zeit für ein Sozialleben gab es kaum, abgesehen von den Wochenenden. Pro Jahr hatte sie höchstens zehn Tage frei und die nahm sie für kurze, exotische Ferien.

»Was hast du als Bond Trader so gemacht?«, fragte Oscar.

»Nun, ich habe mit Obligationen von neuen, aufstrebenden Märkten gehandelt. Russische GKOs, mexikanische Tesobonos, brasilianische C-Bonds für Dutzende, hunderte Millionen Dollar. Es waren Anlagen mit wahnsinnig hohen Renditen in den neunziger Jahren, aber auch mit großen Risiken. Wenn man rechtzeitig verkaufte, konnte man ein *nice killing* machen.«

»He, das klingt ja nach einem richtig mörderischen Job«, scherzte Oscar.

Das Vorspeise wurde serviert, Carpaccio von Rinderlende, geträufelt mit Peccorino, Seesalz und Rucola. Step fing an zu erzählen, wie sie alleine die Märkte manipuliert und Gerüchte in die Welt gesetzt hatte, angekauft hatte, als andere Parteien

verkauften und verkaufte, als der Markt ausgetrocknet war. »Es war wie ein Sport. In dem ich zufällig wahnsinnig gut war.«

Oscar sah ein Funkeln in ihren Augen. »Was für ein Talent braucht man denn dafür? Killerinstinkt?«

»Nein, man braucht dafür kein besonderes Talent«, fuhr Step fort. »Wenn man die Nachrichten ein bisschen verfolgt, kann man die meisten Entwicklungen schon erkennen. Auch wenn man natürlich von der Marktpsychologie abhängt. Von den Händlern mit ihren Vorurteilen, Präferenzen, ihrem Insiderwissen, ihren Launen und Einschätzungen. Es ist ein Gefühl, genauso wie früher im Schwimmbad. Du steckst einen Zeh ins Wasser und sagst dir: Okay, Augen zu und springen.«

Oscar pickte das letzte Stückchen Carpaccio von seinem Teller. »Und heute? Was machst du bei Mercator?«

Step erzählte ihm vom Telefonhandel. »Und du? Welche Erfahrungen hast du mit dem Bankgeschäft?«

»Keine«, antwortete Oscar lachend. »Ich bin kein Banker.«

Das Restaurant füllte sich langsam mit den Freitagabend-Stammgästen aus dem Grachtenviertel. In einer Ecke standen ein Gitarrist und ein Saxofonist und spielten Stücke von Stan Getz und Charlie Byrd, Bossa Novas, Soft Jazz aus einer entfernten Vergangenheit. Es gab dem Restaurant eine entspannte und intime Atmosphäre.

Oscar schenkte die Gläser noch einmal voll, Wein für Step und Wasser für sich selbst. Danach sagte er: »Bevor ich zu Mercator kam, habe ich zwölf Jahre in New York gewohnt. Ich war bei einem Beratungsbüro für Finanzinstitute, Global Advisers.«

»Das klingt auch aufregend«, sagte Step nicht ganz ernst. Sie wischte einen Streifen Soße von ihrem Kinn.

»Es war aufregend, ob du es glaubst oder nicht«, meinte Oscar. »Unser Motto war: ›Arbeite hart, habe Spaß und lebe

schnell‹. Wir saßen im sechsten Stock eines alten Gebäudes, so ein Büro mit weiß gekalkten Wänden und traditionellen Holzböden. Hundert Jahre alt. Wir arbeiteten mit 25 Menschen in einem offenen Raum. An der Wand hing eine riesengroße Weltkarte.«

Oscar lebte auf bei der Erinnerung an seine New Yorker Zeit. Er fing an, von dem ehemaligen Hafenviertel zu erzählen, wo er gewohnt hatte. Tribeca lag am Hudson River, zwischen der Wall Street und Greenwich Village und am Rande des Künstlerviertels SoHo. Die ehemaligen Lagerhäuser und Fabriken aus dem 19. Jahrhundert, große quadratische Blocks pastellfarbener Mauern mit kleinen Fenstern, breiten Dachrändern, Vordächern aus Schmiedeeisen und abgeblätterten Firmennamen bildeten das Dekor für einen neuen Stadtteil, der im Entstehen war. Architekten, Internet- und Softwarespezialisten, Finanzberater und andere Vertreter der neuen Berufe zogen massenhaft in die renovierten Studios. Es gab in Manhattan nichts Trendigeres.

Step hatte amüsiert zugehört. »Wenn du es so toll fandest, weshalb bist du dann fortgegangen?«

»Das wollte ich dich auch fragen. Warum bist du aus der City weggegangen?«

In diesem Moment brachte die Kellnerin das Hauptgericht: Für beide gegrilltes Lammfleisch mit Rosmarin, wilden Spinat mit gerösteten Pinienkernen und Basmatireis.

»Genießen wir doch erst einmal unser Essen. Und reden dann weiter«, sagte Oscar.

Hinter ihnen hatten einige Gäste, offensichtlich Mitarbeiter einer Unternehmensberatung, gerade Streit mit der Kellnerin. Es ging um die Rechnung für ein Paar Runden Bier, der Rechnungsbetrag war in Euros angegeben und das gefiel ihnen nicht. Vergeblich versuchten sie in Gulden abzurechnen. Im Hintergrund spielte die Band »Desafinado«.

»Was war das für eine Beratungstätigkeit während deiner Arbeit?«, fragte Step mit halb vollem Mund.

»Ach, eigentlich alles Mögliche«, antwortete Oscar. »Vor allem machte ich politische Analysen über Euroland. Ich erklärte amerikanischen Investoren, was sie vom Euro zu erwarten hatten. ›Der Euro? Ist das nicht das neuste Automodell aus Detroit?‹ oder ›Deutsche, Italiener, Finnen und Portugiesen – sind die wirklich alle beim Euro dabei?‹, das waren die Fragen, die sie stellten. Und dann waren sie erstaunt, dass jedes Land immer noch sein eigenes Geld hatte. Unsere Kunden fanden meine Analysen fantastisch.«

»War das deine Qualifikation für deinen heutigen Job?«

»Irgendwie schon.«

Sie unterbrachen ihr Gespräch und konzentrierten sich wieder auf ihren Lammbraten. Sowohl Step als Oscar fühlten, dass das allgemeine Gespräch über ihren Werdegang an einen Schlusspunkt gekommen war und jetzt ihr Privatleben auf der Tagesordnung stand.

»Wie geht’s deiner Tochter?«, erkundigte sich Oscar. »Wie heißt sie eigentlich?«

»Ach, prima. Belle hat sich hier schon gut eingelebt. Nach dem Umzug, meine ich.«

Step begann davon zu erzählen, dass die Rolle als allein stehende Mutter sich kaum mit einem anstrengenden Beruf wie dem in der City verbinden ließ, auch wenn sie ein philippinisches Kindermädchen hatte. Sie war nach Amsterdam gekommen, weil Belles Vater in den Niederlanden wohnte. Es war natürlich besser für Belle, regelmäßig Kontakt zu ihrem Vater zu haben.

»Ist das gelungen?«, fragte Oscar und fragte sich, was für eine Beziehung Step und der Vater von Belle eigentlich hatten. Er hätte gerne gefragt, traute sich aber nicht so recht.

»Nein, überhaupt nicht. Ich stehe mit Belle eben alleine da«, sagte Step unbekümmert. »Du brauchst jetzt wirklich kein Mitleid zu haben. Es ist hier weniger stressig als in der City, es gibt hier mehr Verständnis für die Situation einer allein stehenden Mutter. Das größte Problem beim Alleinewohnen ist, dass die Milch im Kühlschrank sauer wird.«

Sie schob ihren Teller weg. »Das war mein Leben in drei Minuten. Jetzt bist du dran.«

»Ich habe einen Sohn von zehn Jahren«, sagte Oscar.

Step schaute überrascht drein.

»Er wohnt in New York, bei seiner Mutter.«

»Bist du verheiratet?«, fragte Step.

Oscar erzählte von seiner misslungenen Ehe mit einer Juristin, die nur ein Ziel vor Augen hatte: Karriere in der Wall Street zu machen. Sie arbeitete an Geschäftsübernahmen, mit denen die Juristen der besten Rechtsanwaltsbüros Hände voll zu tun hatten und haushohe Gewinne erzielten. Er hatte Alison während seines Studiums kennen gelernt. Nach einem Jahr waren sie zusammengezogen und hatten ein Baby bekommen. Anfangs schien es auch möglich zu sein, alles miteinander zu verbinden: Arbeit, Kind, Einkommen, Karriere, Erziehung, Partner – das amerikanische Leben. Bis Alison immer größere Forderungen stellte.

»Zuletzt erwartete sie von mir, dass ich meinen Job aufgab, um für unseren Sohn zu sorgen, sodass sie 80 Stunden in der Woche bei ihrem Rechtsanwaltsbüro Karriere machen konnte«, sagte Oscar und verzog das Gesicht. »Ich habe mich geweigert und sie hat eine immer giftigere Kampagne gegen die Männerrolle begonnen.«

»Klingt fantastisch.«

»Schließlich haben wir uns getrennt. Mit Streit, Prozessen, alles, was man sich in Amerika vorstellen kann. Ich fand es fürchterlich, und für Michael war es sehr schlimm.«

»Warum bist du dann weggegangen?«

Oscar strich sich mit seinen Fingern durch die Haare. Zurückhaltend begann er zu erzählen. »Es war Krieg zwischen uns. Sie wollte Mike haben, hatte aber kaum Zeit, für ihn zu sorgen. Sie bekam das Sorgerecht für ihn, da ich von zu Hause weggegangen war. Ich hatte nichts zu bieten, meine Zeit in New York war vorbei. Nach anderthalb Jahren dachte ich, dass es besser wäre, wenn ich ganz wegziehen würde.«

»Und dein Sohn?«

»Der ist in New York. Es geht ihm gut, aber ich vermisse ihn schrecklich.«

Oscar blieb einen Augenblick still. Dann sagte er bewegt: »Vorgestern hatte ich meine Ex am Telefon. Wir hatten ausgemacht, dass Mike dieses Wochenende nach Europa kommen würde, um mit mir Skiurlaub zu machen. Eine Woche in den französischen Alpen. Es wäre das erste Mal seit meiner Abreise gewesen, dass ich ihn wiedergesehen hätte. Aber durch all dieses Elend hier…«, er machte eine Handbewegung in der Luft, »… musste ich ihm absagen. Ich bekam die volle Ladung, Alison beschimpfte mich als egozentrischen Macho. Es war fürchterlich. Glücklicherweise hat mein Sohn das alles besser verstanden. Ich habe ihm versprochen, dass wir später zusammen in Urlaub fahren.«

»Und wie hat er reagiert?«

»Er hat mir viel Glück gewünscht.«

Die Kellnerin kam und fragte, was sie als Nachtisch wünschten. Die Speisekarte bot eine Auswahl aus Zitronenkuchen, warmer Apfeltorte mit Vanilleeis und Schokoladen-Mousse. Sie empfahl eine Kombination von allem. »Dann versäumen sie nichts von den leckeren Sachen, die unser Chef selbst gemacht hat«, sagte sie viel versprechend.

Nachdem das dreifache Dessert und zwei Cappuccinos gebracht worden waren, bemerkte Step: »Du hättest deinen Sohn nie zurücklassen dürfen. Das ist das Schlimmste, was man einem Kind antun kann.«

»Es gab keine andere Möglichkeit. Aber schwierig ist es schon, klar.«

Step fühlte, dass es nicht gut wäre, Oscar weiter zu drängen. »Das mit dem Skiurlaub wird schon noch irgendwann mal klappen. Wenn du dieses Drama mit den Fälschungen aufgeklärt hast.«

»Das hoffe ich auch. Das Problem ist nur, dass ich überhaupt keine Ahnung von Geldfälschungen habe.«

»Wie willst du eigentlich vorgehen?«

Oscar lächelte, erleichtert, dass Step nicht weiter über das Verhältnis zu seinem Sohn nachbohrte. »Hast du eine Idee? Ich bin offen für jede Form von Zusammenarbeit.«

»Hört sich gut an. Ja, ich will dir gern helfen. Aber nicht mehr heute Abend. Ich muss bald nach Hause, um den Babysitter abzulösen.«

17. Im Supermarkt

An den Kassen hatte sich lange Schlangen gebildet, die Kunden warteten ungeduldig. Ihre vollen Einkaufswagen stauten sich bis zu den Gängen mit Getränken, Tierfutter und den Putzmitteln. An diesem ersten Samstag im Zeitalter des Euro-Bargelds dauerte das Bezahlen im Supermarkt viel länger als sonst, es ging nur langsam und stockend voran. Die Kassiererinnen kämpften mit doppelten Preisauszeichnungen in Gulden und Euros, mit Schubladen für zwei Währungen. An jeder Kasse hatte man eine zusätzliche Mitarbeiterin eingesetzt, um beim Bezahlen zu helfen. Die Kunden hatten sich an das neue Geld noch nicht gewöhnt. Durch das lange Warten waren sie nervös und gereizt.

Stephanie Horlick stand in der Reihe vor Kasse 9. Samstags machte sie immer die Einkäufe für die ganze Woche und sie hatte nicht geglaubt, dass die Einführung des Euros zu derartigen chaotischen Szenen führen würde. Eigentlich hätte ich mir das denken können, sagte sie zu sich selbst.

Belle saß im Einkaufswagen, sie zappelte vor Ungeduld. »Ich will nach Hause, Mama!«, quengelte sie zum zehnten Mal. Step öffnete ein Päckchen Schokoladenplätzchen und gab ihrer Tochter eins – das half eine Zeit lang.

Schon lange vorher hatten die Supermärkte damit angefangen, die Preise doppelt auszuzeichnen. Step hatte das nie richtig wahrgenommen. Es war schon seltsam: während sie ihre täglichen Einkäufe mit niederländischen Gulden bezahlte, hatte sie schon lange nur noch mit Euros zu tun. Diese Trennung zwischen den beiden Währungen war für sie ganz selbstverständlich. Eine 10-jährige Staatsobligation zu 5,5

Prozent hatte einen Preis in Euro und einen Liter fettarme Milch musste sie in Gulden bezahlen. Genauso wie sie in England Meilen fuhr und in den Niederlanden Kilometer.

Während sie ihre Einkäufe in den Wagen stapelte, begriff sie, dass sie sich an die neuen Preise im Alltag gewöhnen musste. Im Grunde war das gar nicht so schwer; es war auch nichts anderes als früher, bei ihren Kurzurlauben in exotische Länder, wo sie den unglaublichsten Währungen begegnet war. Allerdings hatte sie seinerzeit sowieso kaum Geld zum Ausgeben gehabt. Später war sie auf das englische Pfund umgestiegen und danach auf Gulden. Nun musste sie ihren mentalen Computer an den Übergang auf Euros gewöhnen. Ein Brot kostete jetzt 1,13 Euro, ein Paket Kaffee 2,01 Euro, ein Liter Halbfett-Milch 0,52 Euro und ihr Lieblings-Chardonnay aus Chile 6,78 Euro.

Sie lud ihren Wagen voll. Der Wein war diese Woche im Angebot. Eine Schachtel Frosties, ein paar Päckchen Fruchtsaft, Schokoladenplätzchen, Tiefkühlpizzas, zwei Päckchen Eis, ein Paket Snacks für Belle als Trost dafür, dass sie oft länger im Kindergarten bleiben musste, weil Step wieder einmal Überstunden hatte machen müssen, Reinigungsmittel für die Putzfrau.

An den Regalen hingen kleine Taschenrechner, mit denen die Kunden selbst ausrechnen konnten, was die Preise in Euros waren. Sie machten begierig davon Gebrauch, wodurch alles nur noch länger dauerte.

Es war eine gar nicht so komplizierte Denksportaufgabe: Durch zwei teilen minus zehn Prozent, so konnte man Gulden in Euros umrechnen. In Deutschland war es noch einfacher, man musste den D-Mark-Betrag einfach durch zwei teilen. Ganz anders in Frankreich: durch 6,5 teilen war beinahe hoffnungslos, während es in Italien wieder einfacher war: drei Nullen weg und dann die Hälfte.

Step war froh, dass sie keine Leiterin eines Supermarkts war. Die Ladenbesitzer brauchten immer psychologische Preise für ihre Angebote, zum Beispiel 2,99 Gulden. Das wurde jetzt 1,36 Euro. Oder 9,99 Gulden, das war ab heute 4,53 Euro. Hier musste sich der Einzelhandel etwas ausdenken. Manchmal gelang das, indem man das Gewicht anpasste, etwas mehr oder weniger in die Verpackung tat, wodurch dann ein Preis entstand, der sich attraktiv anhörte.

»Nein, Belle, lass das mal stehen«, ermahnte sie ihre Tochter, die begeistert eine Jumbopackung Schokoladenriegel nehmen wollte. Ohne viel Hoffnung auf Erfolg versuchte sie ihrer Tochter klarzumachen, dass es einen Unterschied zwischen gesunden und ungesunden Leckereien gab. Sie wusste, das sie oft nicht konsequent genug war: Snacks, Appetithäppchen, Chips – das Angebot war so überwältigend, dass man oft gar nichts machen konnte. Umso mehr, als sie Belle tagsüber dem Kindergarten oder dem Babysitter anvertrauen musste. Wenn sie nur nicht so viel arbeiten müsste.

Step dachte an den vergangenen Abend mit Oscar. Obwohl sie seit ihrem Umzug nach Amsterdam mit verschiedenen Freunden ausgegangen war, hatte sie zum ersten Mal seit langer Zeit ein gutes Gefühl gehabt, als sie nach Hause kam. Oscar war bescheiden, keiner von den Angebern, denen man in der Finanzwelt oft begegnete. Er nahm sich nicht so wichtig. Vielleicht ein wenig unsicher, aber durchsetzen konnte er sich schon. Einen Augenblick schoss es ihr durch den Kopf, dass sie lange keinen Sex mit einem attraktiven Mann mehr gehabt hatte. Lieber Gott, Horlick, was machst du eigentlich mit deinem Leben?

Sie war überrascht gewesen, dass er ein Kind hatte, auch wenn es ihr nicht gefiel, dass er seinen Sohn verlassen hatte. Darüber musste sie mehr in Erfahrung bringen. Dennoch schuf es ein Band zwischen ihnen, dass er auch ein Kind hatte. Seit

der Geburt ihrer Tochter war Step zu der Einsicht gekommen, dass die Welt nicht nur in arm und reich, weiß und schwarz, Mann und Frau geteilt war, sondern auch in Eltern und Nicht-Eltern. Oscar gehörte in ihr Lager.

Während sie mit ihrem Einkaufswagen ein paar Schritte in Richtung Kasse 9 machte, überlegte sie, wie sie ihm bei der Untersuchung der Euro-Fälschungen helfen könnte. Jede Art der Zusammenarbeit sei willkommen, hatte Oscar gesagt. Aber was wusste sie schon von Banknoten? Sie musste sich ja selbst noch an die unhandlichen großen Geldscheine in ihrem Portmonee gewöhnen.

Unsinn, dachte Step. Sie wusste viel besser als er, wie die Finanzwelt funktionierte. All die Männer und Frauen hinter ihren Bildschirmen, die sich niemals begegneten, sondern den lieben langen Tag telefonisch miteinander in Kontakt standen, bildeten einen großen Chatroom. Da schwirrten die Gerüchte umher und sie konnte zum Beispiel herumfragen und Oscar Anregungen weitergeben, die ihm vielleicht etwas nutzten.

Wer könnte ihr weiterhelfen? Natürlich, ihr Chef Boonzaayer. Er kannte jeden in der europäischen Finanzwelt. Boonzaayer war ein arrogantes Arschloch, aber er konnte ein nützlicher erster Ansprechpartner sein.

Plötzlich hatte sie eine Idee. Es war alles natürlich etwas kurzfristig, aber wenn sie Oscar für den nächsten Abend zu sich nach Hause zum Essen einladen würde? Sonntagabend? Dann könnten sie sich gemeinsam eine Strategie für seine Nachforschungen überlegen. Und wer weiß, was noch alles. Ihr Abschiedskuss bei Seasons hatte sich gut angefühlt. Sie hatte Lust auf Oscar.

»Mama, gehen wir jetzt endlich?«

Die Schlange vor der Kasse war immer noch genauso lang, und jetzt musste Step noch einmal durch den Supermarkt, um etwas für das Abendessen mit Oscar einzukaufen.

»Ja, Schatz, wir sind gleich dran. Hier, nimm noch ein Plätzchen.« Step drehte ihren Einkaufswagen um und eilte zu den Regalen mit den Delikatessen. Sie versuchte, sich schnell ein leckeres Menü auszudenken, das nicht zu viel Arbeit machen würde.

Eine Viertelstunde später stellte sich wieder an. Die Schlange war nur noch länger geworden. Die Mitarbeiter der Supermarkts versuchten vor allem, älteren Menschen beim Bezahlen zu helfen. Einige, sah Step, standen hilflos mit zwei Portmonees in den Händen an der Kasse. Kein Wunder, dass alles so lange dauerte.

Plötzlich erklang von außen Geschrei. Step sah, dass sich vor dem Eingang des Supermarkts einige Demonstranten versammelt hatten und Slogans riefen. »Euro nein! Euro nein!« Einige hatten Blasinstrumente dabei und machten Musik Stephanie versuchte zu sehen, was los war. Belle drehte sich halb im Wagen um, sie war neugierig geworden. Auch andere Kunden schauten überrascht nach draußen.

Vor den Türen des Supermarkts standen ungefähr fünfzig Demonstranten. Auf ihren Transparenten hingen Euros am Galgen. Den Rufen und der Musik konnte Step mit einiger Mühe entnehmen, dass die Demonstranten forderten, den Gulden beizubehalten. »Für uns und unsere Kinder, für heute und für morgen«, riefen sie. Unter den Demonstranten waren sowohl freakige junge Leute wie auch ordentlich gekleidete ältere Menschen.

»Weg mit dem Euro!«

Die Sicherheitsangestellten des Supermarkts versuchten vergeblich, die Demonstranten wegzudrücken, um die Eingangstüren des Ladens freizuhalten. Jemand mit einem Megafon hielt eine Rede über die Bedrohungen des Euro-Zeitalters, über die Aushöhlung des Kindergelds und der Renten durch wertloses Geld.

»Was machen die Leute?«, fragte Belle. Ihr Interesse war endgültig geweckt.

»Ach, die finden, dass etwas nicht gut ist.« Step wusste nicht, wie sie das ihrer Tochter erklären sollte.

»Was finden sie nicht gut?«

»Sie finden das neue Geld nicht gut.«

Step hörte Polizeisirenen. Dass konnte noch unangenehm werden, wenn sie gleich zu ihrem Auto musste.

»Der Euro ist Betrug«, skandierten die Demonstranten.

Belle wollte noch mehr fragen, aber Step hatte etwas gefunden, um ihre Aufmerksamkeit abzulenken. »Hier«, sagte sie, »das ist ein schönes Bild, das du ausmalen darfst, wenn wir zu Hause sind.« Der Supermarkt hatte einen Stapel Malbilder aus Anlass des neuen Geldes an den Kassen liegen. Es war ein Malwettbewerb für Kinder. Belle griff gierig nach dem Bild. Draußen riefen die Demonstranten: »Falschgeld, Falschgeld!« Sie wissen gar nicht, wie Recht sie haben, dachte Step.

Was für ein Glück, endlich ging es weiter. Es stand noch ein Kunde vor ihr. Ein älterer Mann mit wenigen Einkäufen. Als die Kassiererin alles eingetippt hatte, studierte er den Kassenzettel. »Kann ich Ihnen helfen?«, fragte der Assistent, der an der Kasse 9 stand.

Der Mann legte einen 100-Gulden-Schein auf die Theke. Die Musik der Demonstration war verstummt, nur vereinzelt waren noch Parolen zu hören.

»Ich vertraue dem Euro nicht«, sagte der Mann mehr zu sich selbst. »Sie haben doch auch gesehen, dass alle 500-Euro-Scheine gefälscht sind. Das war gestern im Fernsehen. Nein, wirklich nicht, ich denke nicht dran, mit Euros zu bezahlen!«

Step sah an der Kasse eine handgeschriebene Ankündigung mit dem Inhalt, dass 500-Euro-Scheine nicht akzeptiert würden. Diese Banknoten werden nicht gewechselt, war auch noch zu lesen.

Das Mädchen an der Kasse rechnete den zu zahlenden Preis in Gulden um. In Gulden wäre das Wechselgeld für den älteren Mann 36,72 Gulden, das waren 16,64 Euro. Und der Mann wollte sein Wechselgeld in Gulden bekommen.

»Das machen wir nicht mehr, mein Herr«, versuchte die Kassiererin dem Kunden zu erklären. »Wir nehmen zwar noch Gulden an, aber wir geben keine Gulden mehr zurück.«

Der Mann protestierte heftig und die Kassiererin rief die Kassenaufsicht. Doch die musste gerade zwei Kassen weiter ein Problem lösen, sodass es etwas dauerte, bevor sie kommen konnte. Jetzt mischten sich auch andere Kunden ein. Es wurde gewettert und geschimpft. Schließlich nahm die Aufsicht den älteren Mann aus der Schlange und brachte ihn zum Büro des Marktleiters.

»Geht das den ganzen Tag so?«, fragte Step die Kassiererin, während sie ihre Einkäufe auf das Band legte.

»Die ganze Woche schon«, seufzte das Mädchen.

Step zahlte mit Euros, die sie aus dem Geldautomaten der Bank gezogen hatte. Knisternd neue Geldscheine. Sie hatte nicht das Gefühl, genau zu wissen, wie viel sie bezahlte. Sie wünschte der Kassiererin viel Erfolg.

Als sie den Supermarkt verließ, drückte einer der Demonstranten Belle ein Flugblatt in die Hand. Die Demonstration war mehr oder weniger vorbei, die Transparente waren an die Mauer gelehnt, die Musiker packten ihre Instrumente ein, die Polizei schaute aus einiger Entfernung zu. Belle fand es toll, dass auf der Straße so viel los war. Mit einigen Problemen erreichten sie den Parkplatz.

»Komm, du bist ein braves Mädchen gewesen. Wir gehen jetzt schnell nach Hause«, sagte Step, als sie ihre Tochter aus dem Einkaufswagen hob. Belle winkte fröhlich mit dem Malbild und dem Flugblatt.

18. Im Tresorraum

Oscar stand mit seinem Wagen vor der Tür der Parkgarage der Mercator Bank, der Zugang zur Bank war durch Rollgitter gesperrt. Neben ihm saß Fred Crone, der Leiter des Sicherheitsdienstes. Oscar hatte Crone gebeten, ihm den Tresorraum der Bank zu zeigen. Er wollte wissen, wie die Lagerung und der Transport von Banknoten bei Mercator organisiert wurde. Samstag, hatte Crone gesagt, wäre der beste Tag, denn dann gab es hier keine Kunden, die nicht gestört werden wollten, wenn sie ihre privaten Schließfächer besuchten.

Zuerst mussten sie aber versuchen, ins Gebäude zu kommen. Oscar drückte auf den Knopf der Sprechanlage. Nachdem sie sich identifiziert hatten, ging das Gitter rasselnd nach oben. Sie parkten in der leeren Garage, liefen durch das Sicherheitstor, das die Garage mit dem Bankgebäude verband und gingen die Treppe zur zentralen Halle hoch. Oscar fiel auf, dass die Halle irgendwie anders, ganz kahl aussah. Natürlich: man hatte den Weihnachtsschmuck entfernt.

Ein Mitarbeiter des Sicherheitsdienstes kam fragend auf sie zu.

»Wir möchten gerne den Tresorraum besuchen«, sagte Crone. »Wenn Sie gleich zwei Menschen auf Ihrem Bildschirm sehen, sind wir das. Also brauchen Sie keinen Alarm zu schlagen.«

Sie gingen weiter, und Crone raunte Oscar zu: »Wissen Sie, was das Problem mit dem Security-Personal ist? Es ist bereit, alles zu tun, wenn man nur nicht nachdenken muss.«

Fred Crone war ein ehemaliger Polizist. Er hatte eine robuste Gestalt, starke Arme, einen muskulösen Hals, ein breites

Gesicht mit Schnurrbart und kurz geschnittene Haare. Während seiner Arbeit trug er immer Anzüge, die ihm in den Schultern zu eng waren und Hemden mit kurzen Ärmeln, an seinem freien Tag hatte er jedoch ein Sweatshirt an und Turnschuhe, als ob er auf dem Weg in die Trainingshalle wäre.

»Der Tresorraum hat zwei Arten von Besuchern«, erzählte Crone, als sie die Treppe zum Keller nahmen. »Zum einen bewahrt die Bank dort selbst ihre Wertgegenstände auf, Dokumente und Bargeld. Aber er wird auch von Privatkunden besucht, die dort Schließfächer gemietet haben. Was sie dort aufbewahren, interessiert die Bank nicht weiter.«

Unten an der Treppe hatte man eine Art Wartesaal eingerichtet mit einigen Stühlen und einem kleinen Tisch, auf dem Informationsmaterial der Bank lag. Zur optischen Auflockerung gab es dort auch ein paar Hydrokultur-Pflanzen. Hinter einem Schalter saß ein Mitarbeiter des Sicherheitsdienstes und las eine Zeitschrift, die er schnell weglegte, als er Crone sah.

In der Mauer befand sich eine runde Tresortür mit einem Durchmesser von zwei Metern. Die Tür war aus grau glänzendem Stahl mit antikem Kupfer. Sie war mit zwei gewaltigen Stahlscharnieren in der Mauer befestigt.

»Meine Güte, das sieht ja aus wie Fort Knox«, murmelte Oscar. Unter der Marke des Fabrikanten Lips las er das Herstellungsjahr 1908.

»Diese Tür stammt noch aus der alten Bank, aus der Mercator entstanden ist. Als wir in dieses Gebäude zogen, wurde sie hierher gebracht. Das war eine ganz schön komplizierte Angelegenheit. Das Ding wiegt nämlich ein paar Tonnen und passte nicht durch die Tür«, erzählte Crone.

Er schaltete einen Alarm aus, indem er neben dem Tresor einige Codes eintippte. Er bat den Security-Mitarbeiter, seinen Schlüssel in das Schloss zu stecken. »Die Tür hat zwei

Schlösser und es sind immer zwei Mitarbeiter nötig, den Tresor zu öffnen«, erklärte Crone. Auch er selbst holte ein Schlüsselbund hervor und drehte dann das Metallrad auf der Außenseite der Tür ein paar Mal. »Sesam, öffne dich«, sagte Crone und die Tür ging lautlos nach außen auf.

Oscar sah im breiten Kreisrand der Tür zwanzig massive Stifte, die wie ein Strahlenkranz nach außen gedreht werden konnten, um den Tresor abzuschließen. Das mechanische Räderwerk an der Innenseite der Tür war nun auch zu sehen.

Sie stiegen durch die runde Öffnung nach innen. Links und rechts befanden sich an den Wänden bis zur Decke reihenweise kleine Türen, jede hatte zwei Schlüssellöcher. Sie sahen wie tausende anonymer Schuhkästen aus, die nebeneinander und aufeinander gestapelt waren. Hier und da gab es einfache Tische, die durch Kunststoffblenden gegen die aufdringlichen Blicke anderer Kunden abgeschirmt waren. An einer nackten Wand stand eine antike Waage mit alten Kupfergewichten unter einer Glasglocke.

An der Decke hingen silberfarbene kleine Kugeln. »Kameras«, erläuterte Crone. »Sie filmen permanent, was hier geschieht. Alles wird registriert. Die Bänder werden einige Wochen aufbewahrt. Für den Fall, dass etwas kontrolliert werden muss.«

»Was ist eigentlich in den Schließfächern?«

»Ach, wenn ich das wüsste. Wir schauen dem Kunden nicht auf die Finger, wenn er etwas in sein Schließfach tut. Gehen Sie aber davon aus, dass es wertvolle Sachen sind.« Crone war in seinem Element. Er fühlte, dass sein Sachverstand gefragt war. »Wertvolle Dokumente, Kopien wichtiger Briefe, Testamente, Versicherungspapiere, Briefmarkensammlungen, Silber und Juwelen, Goldbarren und so weiter. Und seit einiger Zeit auch Computerdisketten und Festplatten. Und natürlich

Bargeld. In den Schließfächern können Sie Millionen Gulden Schwarzgeld finden.«

»Tatsächlich?«, fragte Oscar überrascht.

»Ja, was haben Sie denn gedacht? Und wenn man sich jetzt überlegt, dass alle die Schließfachinhaber ihre vielen 1000-Gulden-Scheine in Euros umtauschen müssen… Damit werden sie in den nächsten Wochen noch einiges zu tun haben. Wir übrigens auch.«

Oscar war beunruhigt. »Hat unsere Bank denn etwas mit Schwarzgeld zu tun?«

»Alle Banken haben etwas damit zu tun, ob sie es wollen oder nicht. Was die Schließfächer betrifft, so vermieten wir sicheren Raum an Kunden, sind aber nicht für den Inhalt verantwortlich.«

»Darüber habe ich mir noch nie Gedanken gemacht«, sagte Oscar nachdenklich. »Ich dachte immer, dass Privatkunden diese Schließfächer brauchen, um ihr Familiensilber aufzubewahren, wenn sie in Urlaub fahren… oder so was.«

»Ich sehe schon, dass Sie keine Erfahrungen mit Bankgeschäften haben«, lachte Fred Crone. Er erzählte von Einbrüchen in Tresorräumen, die durch mangelhafte Sicherheitsmaßnahmen gelungen waren. Die Einbrecher verschwanden mit ihrer Beute und einige Kunden erstatteten niemals Anzeige über das, was man ihnen gestohlen hatte. »Man kann ja schlecht bei der Versicherung angeben, dass sein Schwarzgeld verschwunden ist, verstehen Sie? Kommen Sie mit, dann werde ich Ihnen noch mehr zeigen.«

Sie gingen zu einer Metalltür, die Crone mit einem seiner vielen Schlüssel öffnete. Dahinter befand sich ein Lagerraum mit Holzregalen. Sie waren voll mit Kartonschachteln, dicken Briefumschlägen, Instrumentenkoffern und verpackten Objekten mit ungewöhnlichem Format. Auf dem Boden standen Kabinenkoffer aus der Zeit der Indienfahrten und

Holzkisten. Sogar aufgerollte Teppiche waren hier zu sehen. Alles war versiegelt und hatte ein Etikett und eine Nummer.

»Unser feuerfester kleiner Flohmarkt«, sagte Crone, als Oscar sich von seiner Verwunderung erholt hatte. »Wir haben einen Musiker, der seine Stradivari hier aufbewahrt. Gemälde, von denen die Familien vergessen haben, dass sie sie uns anvertraut haben. Es ist kaum zu glauben. Einige Kisten bewahrt die Bank schon mehr als hundert Jahre auf. Wenn man ihr Gewicht fühlt, könnte man denken, dass eine Leiche drin ist.«

Oscar schaute zu einer alten Schiffskiste mit einem in Holz gebrannten Aufdruck *Security and Storage Company, Baltimore, USA, 1934.*

Sie verließen den Raum. Crone schloss die Tür und öffnete eine andere Tür nebenan, die genauso aussah wie die erste. Sie standen nun in einem kleineren Raum, wo sich auch wieder zahlreiche Schließfächer befanden. Genau dieselben Schuhkartons wie im Raum für die Privatkunden. »Und hier ist unsere eigene Schatzkiste. Hier hat die Bank ihr Geld«, sagte Crone. Er machte eine weite Handbewegung mit seinen Armen.

»Wie viel liegt hier?«, fragte Oscar.

»Normalerweise vielleicht zwei Millionen Gulden, also ungefähr eine Million Euro. Zusätzlich bescheidene Mengen an ausländischem Geld. Das ist der Arbeitsvorrat, den wir täglich für die Geldautomaten und die Kassen flüssig haben. Jeden Tag kommt ein Geldtransporter vorbei, der Münzen und Banknoten zur Niederländischen Zentralbank bringt. Man muss immer darauf achten, so wenig wie möglich auf Vorrat zu haben. Lagerung ist nämlich teuer.«

Oscar schaute enttäuscht um sich. Dieser Raum war viel kleiner, als er es sich vorgestellt hatte. Es gab hier keine hohen Stapel von Münzen oder Banknoten, nur ein paar Rollcontainer

aus Metall, wie man sie auch in Supermärkten findet, um die Fächer aufzufüllen.

»In den letzten Wochen waren alle diese Schließfächer brechend voll«, fuhr Fred Crone fort. »Mit dem Umtausch in Euros lag hier gut fünf Mal so viel Geld. Wir hatten mehr als zehn Millionen Gulden auf Vorrat. Fünf Millionen Euros. Insgesamt waren es mehr als 50 Kassetten mit Banknoten. Ordentlich gestapelt, Gulden und Euros getrennt. Und dann natürlich Säcke voll Münzgeld. Das nimmt den meisten Raum in Beschlag und außerdem ist es schwer wie Blei.«

»Ich frage mich, wie das Falschgeld hier hineingelangen konnte«, sagte Oscar nachdenklich.

»Also, meiner Meinung nach ist es unmöglich, dass in diesem Raum irgendetwas mit den Banknoten geschehen ist. Die Türen können nur zentral durch den Sicherheitsdienst entriegelt werden. Hier hat ausschließlich befugtes Personal Zutritt und überall gibt es Kameras, die alles filmen.«

»Führen Sie eigentlich Buch darüber, welche Mitarbeiter hier gewesen sind?«, fragte Oscar.

»Natürlich.«

»Das würde ich mir gerne mal ansehen. Und auch eine Liste der Geldmengen, die Ende Dezember abgeliefert worden sind.«

»Kein Problem. Ich lasse es sofort ausdrucken«, sagte Crone.

»Prima. Legen Sie es bitte auf meinen Schreibtisch, ich bin Anfang nächster Woche ein Paar Tage weg.« Oscar ärgerte sich, dass er nicht früher nach den Listen gefragt hatte.

»Mache ich.«

»Hat die Polizei dieses Register auch sehen wollen?«

»Nicht, dass ich wüsste. Es war ja keine Rede von einem Einbruch in der Bank. Aber gestern sind zwei Polizisten bei mir gewesen, die mit dem Sicherheitsmitarbeiter, der am Neujahrstag auf dem Dam gearbeitet hat, sprechen wollten.

Und mit Sarita, der Schalterangestellten. Sie waren bei ihr zu Hause. Sarita konnte auch nichts anderes sagen, als was sie Ihnen früher bereits erzählt hat.«

Er dachte kurz nach und fuhr fort: »Die Polizisten haben mir gesagt, dass die technische Untersuchung von Fälschungen eine Angelegenheit von Europol und der EZB in Frankfurt ist. So einfach ist das.« In seiner Stimme klang kaum verhohlene Geringschätzung für seine ehemaligen Kollegen.

Crone drehte sich um. »Kommen Sie mit«, fuhr er fort, »dann zeige ich Ihnen, wie die Geldtransporte in die Bank kommen.«

Er öffnete eine Tür, die Zutritt zu einem schmalen Raum gab. Hinter doppeltem Glas sah Oscar eine unterirdische Garage. Im Glas war eine Luke montiert.

»Da fährt der Geldtransporter rückwärts runter«, erklärte Crone. »Sie laden ihre Geldkassetten aus und geben sie durch diese Luke in die Bank, unsere Mitarbeiter nehmen sie entgegen, unterzeichnen den Beleg und fertig. Der Transporter fährt aus der Bank, die Kassetten werden kontrolliert und die Banknoten kommen in die Kästchen nebenan. Danach wird abgeschlossen. Immer mit zwei Schlüsseln von zwei Mitarbeitern, Sie kennen das ja jetzt schon.«

Crone schaute triumphierend, als ob er sagen wollte: Es ist schon möglich, dass in deinem Eurodorf irgendwas mit den Banknoten angestellt wurde, aber hier ist das ganz sicher nicht. Dieses Gebiet, sein Bereich, war sicher. Das garantierte er, Fred Crone, Leiter des Sicherheitsdienstes der Mercator Bank, persönlich.

19. An einer Gracht in Amsterdam

Die Grachten von Amsterdam waren ausgestorben. Selbst die letzten Nachtschwärmer waren nach Hause gegangen und der Menschenstrom, der jeden Sonntagmittag ins Zentrum zog, um einzukaufen, war noch nicht in Bewegung gekommen. Es fuhren kaum Autos, keine LKWs blockierten die Durchfahrt und gaben Anlass zu lautstarken Hupkonzerten. Sonntagmorgens gehörten die Grachten den Anwohnern und den Wasservögeln.

Olivier van Saxenburgh blickte aus dem Fenster seines Appartements. Mit seiner Frau bewohnte er die obersten drei Stockwerke eines Hauses in einem schicken Teil der Prinsengracht, an der Ecke der Reguliersgracht. Es war trübes Winterwetter. Die kahlen Bäume, die düsteren Straßensteine, die kalten Brückenpfeiler und das schwarze Wasser gaben der Gracht an diesem Morgen eine traurige Atmosphäre.

Van Saxenburgh starrte zu den Enten im Wasser hinunter. Ob sie wohl wussten, dass es frieren und dass das Wasser zu Eis werden konnte und dass sie in Bewegung bleiben mussten, damit die offenen Stellen, in denen sie noch schwimmen konnten, nicht zufroren? Vermutlich nicht. Sie taten einfach, was ihre Natur ihnen sagte, dachte er. Könnte er das doch auch. Wenn er sein Denken nur ausschalten und nach seiner Intuition handeln könnte. Er versuchte sich vorzustellen, dass er nicht auf eine kalte Amsterdamer Gracht blickte, sondern auf einen von der Sonne verwöhnten Strand in der Karibik.

Er roch den Duft frisch aufgesetzten Espressos. Oben, in der halb offenen Küche, machte seine Frau gerade das Sonntagsfrühstück. Es war der Schluss eines Rituals, das er

jedes Wochenende intensiv genoss, seit sie zusammenwohnten. Sie gaben sich einander hin, wie er es in seiner ersten Ehe nie erlebt hatte. Zuerst wunderbarer, lang anhaltender Sonntagssex und danach ein ausgedehnter Brunch.

Aber an diesem Morgen hatte er sich lustlos gefühlt. Die Verführungsversuche seiner Frau waren ohne Ergebnis geblieben, ihr straffer Körper wirkte nicht so auf ihn wie sonst. Schließlich hatte sie es aufgegeben. »Du hast zu viel Sorgen im Kopf«, sagte sie zärtlich. »Ich mache uns jetzt erst mal Frühstück.«

Während sie in der Küche Croissants, Eier und frischen Orangensaft vorbereitete, ging van Saxenburgh nach unten. Er hatte schlecht geschlafen und von einem merkwürdigen Telefongespräch geträumt, von einem Mann, der über alles bei der Mercator Bank informiert war. Der Mann hatte gesagt, dass er im Auftrag einer großen Gruppe von Anlegern über ein Angebot, Mercator zu übernehmen, sprechen wollte. Van Saxenburgh hatte in seinem Traum geantwortet, dass er eine Übernahme noch nicht in Betracht gezogen habe. Ihre Aktien sind doch an der Börse notiert, hatte der Mann drohend gesagt. Jeder kann diese Aktien kaufen. Und der Börsenkurs ist in den letzten Tagen beträchtlich gefallen. Deshalb machte der Mann das Angebot, mit dem Management zu verhandeln, um eine freundliche Übernahme zu erreichen. Van Saxenburgh erläuterte ihm, dass der Vorsitzende des Aufsichtsrats kein Interesse daran habe. »Aber Ihre Kollegen im Vorstand sehen das anders«, hatte der Mann gesagt. In diesem Augenblick war van Saxenburgh schweißnass wach geworden. Danach war es ihm nicht mehr gelungen einzuschlafen. Und nun stand er einsam am Fenster und schaute nach draußen.

Er fühlte sich zerschlagen und erschöpft, war sich nicht sicher, ob er so weiterleben wollte wie bisher. Seinen lebenslangen Kampf um Anerkennung hatte er längst

gewonnen, und er war eigentlich schon vor Jahren sinnlos geworden. Die Menschen, denen er es hatte beweisen wollen, waren längst tot oder er hatte kaum noch Kontakt zu ihnen. Seine Bank bedeutete ihm nicht mehr so viel wie früher, oft irritierte es ihn nur noch, dass er nicht genug Zeit für sein Leben mit Geraldine hatte. Und seit letzter Woche machte ihm die Arbeit gar keinen Spaß mehr. Warum hatten die Fälschungen ausgerechnet bei Mercator auftauchen müssen? Dann das Fernsehinterview, in dem er sich von dieser schrecklichen Judy Armacost hatte überrumpeln lassen. Mein Gott, was hatte er von allem genug. Und er hatte nicht einmal einen Erben, dem er die Bank hinterlassen konnte. Seine beiden Töchter interessierten sich nicht für die Finanzwelt, die eine hatte Grafikdesign studiert, die andere war Übersetzerin. Sie waren schon seit Jahren nicht mehr bei der Bank ihres Vaters zu Besuch gewesen.

Olivier van Saxenburgh drehte sich um und blickte sich in seinem Appartement um, das noch aus seiner Zeit mit seiner ersten Frau stammte. Die ursprüngliche Architektur des Hauses mit den Originalbalken und alten Mauern war beim Umbau erhalten worden. Er hatte eine offene Treppe zum oberen Stockwerk, wo Küche und Schlafzimmer waren, einbauen lassen. Das Appartement war mit antiken Möbeln, Wandschränken für seine Bibliothek, dem Globus aus dem 18. Jahrhundert auf einem Piedestal aus Eichenholz, der Sammlung von Schiffsmodellen und dem Tisch aus Mahagoni mit den Schiffstagebüchern eingerichtet.

Die Trennung von seiner ehemaligen Frau war schmerzhaft gewesen. Aber fast alle seine Freunde hatten schon einmal oder sogar mehrmals wieder geheiratet. Van Saxenburgh war hier eine Ausnahme gewesen. Seine eigenen Töchter hatte schon Familien gegründet und er war bei derselben Frau geblieben, die er vor dreißig Jahren geheiratet hatte. Immer im

Stress, durch seine Arbeit, den Aufbau einer neuen Bank, in Beschlag genommen. Seine Frau hatte nichts von seinen geschäftlichen Tätigkeiten verstanden, sie war vollkommen in ihrer ehrenamtlichen Arbeit aufgegangen – zuletzt hatten sie sich kaum noch gesehen und seit Jahren hatten sie in getrennten Betten geschlafen.

Dann kam Geraldine. Van Saxenburgh lächelte unwillkürlich, als er sich erinnerte. Wie in jedem Februar war er zu einem Managementsymposium in Davos gefahren, um dort Geschäftsfreunde zu treffen, intellektuell aufzutanken und Ski zu laufen. Wer hätte ahnen können, dass er dort auf der *soirée de gala* eine ganz außergewöhnliche französische Journalistin treffen würde? Mein Gott, wie schön hatte Geraldine an diesem Abend ausgesehen! Aber es war nicht nur ihr Aussehen gewesen, das ihn fasziniert hatte. Sein Status als Banker hatte sie überhaupt nicht beeindruckt, und sie hatten ganz unbefangen geplaudert. Amüsiert hatte sie seinen Geschichten über das Bankwesen zugehört. Sie hatte Esprit und betrachtete die Dinge des Lebens aus einem ganz anderen Blickwinkel, als er es gewohnt war. Gott, was hatten sie getanzt, nach der tropischen Musik einer Steelband aus Martinique. Später, im Hotel, hatten sie sich geliebt und ihrer Gier aufeinander freien Lauf gelassen. Niemals zuvor – und auch niemals später in seinem Leben – hatte Olivier van Saxenburgh Sex so genossen. Seine Sorgen um die Bank, seine Ehe und seine Prostataprobleme waren auf einen Schlag vergessen.

Damals war Geraldine 38 Jahre alt gewesen und hatte als Redakteurin der Wirtschaftszeitung *Les Echos* gearbeitet. Drei Monate später hatte sie ihre Stelle in Paris gekündigt, war nach Amsterdam gekommen. Weitere drei Monate später waren sie und van Saxenburgh verheiratet.

Jeden Tag und jede Nacht genossen sie, zusammen zu sein. Olivier betrachtete Geraldine als seine Viagrapille und

Verjüngungskur. Geraldine dagegen interessierte sich immer mehr für die Finanzwelt und hatte sich von seiner großen Leidenschaft, dem Segeln, anstecken lassen. Eigentlich hatten sie beabsichtigt, das Wochenende nach Jahreswechsel nach Saint Barth zu fahren, um drei Wochen in der Karibik zu segeln. Sie hatten sich auf die Sonne, den Wind und die Inseln gefreut.

Olivier ärgerte sich, dass er wegen dieser verdammten Euros gezwungen gewesen war, die Reise abzusagen. Schon aus diesem Grund war er düster gestimmt. Wenn er aus dem Fenster sah, sah er nicht das blau-grüne Wasser der Karibik, sondern eine graue Amsterdamer Gracht. Er hatte gründlich die Nase voll von dem Leben in diesem kalten Land.

Sein Albtraum, in dem es um eine Übernahme seiner Bank gegangen war, fiel ihm wieder ein. Vielleicht sollte dieser Traum auch ein Zeichen sein. Ein Notschrei aus dem Unterbewusstsein. Vielleicht war es Zeit abzutreten. Schließlich war er schon 61 Jahre alt – andere Männer genossen in diesem Alter ihren Ruhestand. Aber an wen sollte er dann seine Position als Aufsichtsratsvorsitzender abtreten, an Boonzaayer oder an Crommelin? Er mochte beide im Grunde nicht besonders. Crommelin war zuverlässig, solide, zuvorkommend, konservativ; Boonzaayer suchte das Risiko, war energisch, aggressiv. Jeder misstraute dem Arbeitsstil des anderen, immer herrschte zwischen ihnen Rivalität. Unter seiner Führung befanden sich die beiden Charaktere miteinander in Gleichgewicht. Wenn er verschwände, würde einer von beiden der Mercator Bank seinen Stempel aufdrücken. Das war das Problem.

Einen Augenblick fragte er sich, wer von beiden den Ehrgeiz hatte, seine Nachfolge anzutreten. Boonzaayer? Natürlich, er würde nichts lieber tun. Bei Crommelin war er weniger sicher. Der arbeitete am liebsten im Schatten der Macht. Keiner von

beiden erzählte viel, war bereit, sich in die Karten schauen zu lassen. Oft wusste er nicht einmal, womit sie gerade beschäftigt waren. Vielleicht verschworen sie sich jetzt hinter seinem Rücken, um die Beute zu verteilen. Wo waren sie eigentlich? Wo waren Boonzaayer und Crommelin jetzt, wo er sie brauchte? Ach, erinnerte er sich wieder, LoDo regelte irgendetwas in New York und Cees war in die Schweiz gefahren. So arbeiteten sie immer, jeder hatte seine geschäftliche Freiheit; solange das dem Gewinn nutzte, ließ er sie auch gewähren.

Und was tat der junge Oscar Straver? Ob er schon etwas herausgefunden hatte? Sicher nicht, er war ein netter Kerl, aber noch sehr unerfahren. Van Saxenburgh dachte noch einmal an die Sendung von Bloomfield. Hatte die blonde Reporterin nicht suggeriert, dass die Fälschung das Werk russischer Krimineller sein konnte? Wenn jetzt auf einmal alle Aufmerksamkeit auf die russische Mafia gelenkt würde, die das europäische Bankwesen unterwanderte, würde das auf jeden Fall die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit von der Mercator Bank ablenken. Van Saxenburgh dachte einen Augenblick nach, ob er eine russische Geschäftsverbindung hatte, jemand, der ihm helfen konnte. Natürlich! Er hatte letztes Jahr einmal Kontakt zu einem russischen Banker gehabt. Wie war noch sein Name? Das ließe sich herausfinden. Langsam entstand in seinem Kopf ein Plan.

Geraldine unterbrach seine Überlegungen. Sie hatte sich hinter ihn gestellt, legte ihre Arme um seinen Hals und streichelte seine Brust unter dem seidenen Morgenmantel. Sie drückte ihre Lippen an sein Ohr. *»Mon chéri«,* flüsterte sie. »Was grübelst du so?«

Van Saxenburgh machte eine ungeschickte Geste. »Ach, nichts…«

»Komm mit. Das Frühstück ist fertig.«

Er folgte Geraldine nach oben. Auf der Gracht stoben die Enten erschreckt auseinander, da sich gerade ein Rundfahrtboot näherte.

20. Schock am Abend

In der Londoner City hatte Step so viel verdient und so wenig Zeit gehabt, Geld auszugeben, dass sie nicht wusste, was sie mit ihrem gesparten Vermögen tun sollte. Als sie aus London nach Amsterdam kam, war Geld dann auch nicht ihr größtes Problem. Ohne einen Augenblick über den außerordentlich hohen Kaufpreis nachzudenken, hatte sie sich in Amsterdam ein Haus mit drei Etagen gekauft, in Amsterdam Oud-Zuid, hinter dem Concertgebouw, in dem an jedem Abend bekannte Künstler auftraten. Oud-Zuid war zwar kein Notting Hill, aber die Atmosphäre hier gefiel ihr. Als allein stehende Frau mit einem guten Job, einem hohen Einkommen und einem Kind fiel sie unter den Anwohnern, die sich gerne links gaben, auch wenn sie gut am Kapitalismus verdienten, nicht auf. „Eigentlich war das Haus viel zu groß für sie und ihre vierjährige Tochter. Aber es war eine ausgezeichnete Geldanlage, so hatte der Makler versichert, und es war wunderschön mit seinem weitläufigen Garten, der Richtung Südwesten lag.

Oscar hatte angenehm überrascht geklungen, als sie ihn Samstagmittag angerufen hatte, um ihn am nächsten Abend zum Essen einzuladen. Auf ihren Vorschlag, dass sie dann gemeinsam eine Strategie gegen das »schmutzige Geld« überlegen könnte, war er gerne eingegangen.

Gegen sechs Uhr abends klingelte Oscar bei Step. Er hatte mittags auf dem Blumenmarkt am Singel einen großen Strauß dunkelroter Dahlien für sie gekauft.

»Wie schön, dass du kommen konntest. Vielen Dank«, sagte Step. Sie gab ihm einen flüchtigen Kuss. »O ja, und das ist Belle.«

Belle stand verlegen, aber neugierig in ihrem Schlafanzug hinter Step, mit ihrem Bären im Arm.

Oscar gab Belle die Hand. »Ich bin Oscar«, sagte er. Belle antwortete nicht und sah ihn nur interessiert an.

Sie gingen ins Zimmer. Oscar schaute sich um. Es war ein großer offener Raum mit modernen Möbeln, gewebten indianischen Teppichen aus Südamerika und einer Essecke im Wintergarten. Auf dem Boden lagen Zeitungen und Kinderspielzeug.

»Es ist noch lange nicht fertig, ich muss noch viel tun«, entschuldigte sich Step. »Wenn du willst, mache ich gleich eine Führung durch das Haus. Oben habe ich ein Arbeitszimmer mit Internetanschluss.«

Sie setzten sich. Belle rutschte eng zu Step auf dem breiten Sofa.

»Du darfst noch ein wenig fernsehen und dann bringe ich dich ins Bett«, sagte Step resolut zu ihrer Tochter. Sie stand auf, holte ein Tablett mit einer Flasche Wein und selbst gemachten Häppchen aus der Küche. Belle legte sich auf den Boden und zappte auf einen Zeichentrickfilm. Step schenkte einen Becher Fruchtsaft für sie ein, den sie gierig leer trank. Es erinnerte Oscar an die Zeit, als er selbst mit einem kleinen Kind zu Hause gewesen war. Er bat auch um ein Glas Saft, Step schenkte sich Wein ein.

»Das ist mein Bär«, sagte Belle zu Oscar und zeigte ihm ihr Kuscheltier.

»Wie lustig, ein Euro-Bär«, bemerkte Oscar überrascht. Er betrachtete das Täschchen mit der Aufschrift *Good luck Euro,* das der Bär in seiner Pfote hatte.

Step lachte. »Ich habe ihn bei Belles Geburt von einem Kollegen der Optionsabteilung bei meiner Bank in London bekommen. Zum Scherz. Aber Belle ist vernarrt in ihren Euro-Bär.«

Eine Dreiviertelstunde später brachte Step ihre Tochter ins Bett. Als sie wieder nach unten kam, schlug sie vor, sich an den Tisch zu setzen. Sie drehte den Ton des Fernsehers leise und legte eine CD der Dave Matthews Band auf. Im Wintergarten war der Tisch schon mit eleganten bunten Tellern und Designerbesteck gedeckt. Step zündete zwei Kerzen an und dämpfte das Licht. Danach ging sie in die Küche, um das Essen zu holen. Sie hatte eine Quiche mit Lachsscheiben im Backofen vorbereitet und einen Salat aus verschiedenen Sorten Blattgemüse. Sie bat Oscar, eine Flasche chilenischen Chardonnay zu öffnen.

»Das sieht herrlich aus«, sagte Oscar. »Kochst du gerne?«

»Ja, und du?«

»Na ja, ich weiß mir zu helfen. In New York war es nicht notwendig, da gibt es so viele Möglichkeiten, außerhalb zu essen. Oder sich etwas bringen zu lassen. Selbst Kochen hat in Manhattan den Status eines absoluten Kulthobbys. Man muss unglaublich teure Sachen dafür haben und die speziellsten Zutaten verwenden. Dann kann man genauso gut selbst ein Restaurant aufmachen. Hast du übrigens auch Mineralwasser?«

»Willst du den Wein nicht mal probieren? Das ist mein Lieblingswein. Aus Chile.«

»Tut mir leid, heute nicht.«

»Sag mal, mir ist gestern Abend im Restaurant auch aufgefallen, dass du keinen Alkohol magst, aber ich habe dich darüber nicht gefragt. Trinkst du überhaupt nicht?«

Oscar schüttelte etwas verlegen den Kopf. »Keinen Alkohol.«

»Nun«, Step klang etwas enttäuscht, »dann lässt sich das nicht ändern. Warum eigentlich nicht, wenn ich fragen darf?«

Oscar rückte etwas auf seinem Stuhl. »Eh, ich versuche, wieder etwas bessere Kondition zu kriegen. Die war ganz schön unten und dann darf man nicht so viel trinken. Um es mir selbst einfacher zu machen, trinke ich überhaupt nicht.« Er strich sich mit seiner Hand durch die Haare.

»Nun, ich hoffe nicht, dass du etwas dagegen hast, wenn ich trinke. Für einen fruchtigen, trockenen Weißen bin ich nämlich immer zu haben.«

»Nein, nein, absolut nicht. Prost!« Oscar nahm sein Glas Mineralwasser. »Gute Musik, übrigens. Was für eine Band ist das?«

»Die Dave Matthews Band. Ich bin verrückt nach Jazzrock.« Step schaute ihn prüfend an. Sie fragte sich, wie sehr Oscar an seiner Kondition arbeitete. In der Kantine aß er jedenfalls ziemlich viel, und nicht gerade die leichtesten Sachen.

Entspannt tauschten sie Erlebnisse aus. Step erzählte, wie es war, als Deutsche in London und Amsterdam zu arbeiten. Oscar berichtete von seiner Zeit in New York.

Nachdem Step den Nachtisch, eine Mousse aus Passionsfrüchten, auf den Tisch gestellt hat, bemerkte sie: »Wir müssen noch über deine Nachforschungen reden. Das ist schließlich ein Arbeitsessen.«

Oscar seufzte und probierte die Mousse. »Herrlich. Auch selbst gemacht?«

Step nickte bestätigend. »Aber ablenken gilt nicht. Glaubst du eigentlich diese russischen Mafiageschichten, von denen Bloomfield berichtet hat?«

»Nein, ehrlich gesagt nicht. Dafür gibt es noch gar keine Hinweise. Was denkst du?«

»Im Handelssaal hat man eigentlich darüber gelacht. Jemand sagte, dass die Russen an Silvester alle betrunken sind, damit hatte er bestimmt Recht.«

»Aber da waren die Fälschungen schon im Umlauf. Ich verstehe nicht, wie es schon Fälschungen geben konnte, bevor die Euros offiziell im Umlauf waren.«

»Und wieso sie ausgerechnet bei Mercator aufgetaucht sind.«

»Genau. Und nicht bei anderen Banken.«

»Ich habe auch über die Russen nachgedacht«, fuhr Step nachdenklich fort. »Vielleicht sollte man diese Spur auf alle Fälle weiterverfolgen. Ich kenne da jemanden, der dir vielleicht bei deiner Arbeit helfen könnte.«

Sie aß ihren Teller Mousse auf. Danach berichtete sie, dass sie im letzten Jahr von einer russischen Bank kontaktiert worden war, die Euroville Obligationen zeichnen wollte. Eine gewisse Vremja-Bank aus Moskau. Die Bank hatte gerade eine Filiale in Frankfurt als Brückenkopf zum europäischen Markt eröffnet. An den Namen des russischen Bankiers konnte sie sich nicht mehr erinnern, aber er hatte sehr hartnäckig versucht, Euroville-Bonds zu bekommen. Da Mercator keine Geschäftsverbindungen zu dieser Bank hatte, hatte sie den Wunsch des russischen Bankers ihrem Chef Boonzaayer vorgelegt. Er hatte ihr daraufhin den Auftrag gegeben, den Leumund der Vremja-Bank zu untersuchen. Sie hatte einige Telefongespräche geführt, aus denen sich ergab, dass die Vremja-Bank in verschiedenen Bereichen als zahlungsunfähig galt. Es handele sich um eine ausgesprochen zwielichtige Bank. Wenn man sich die Situation des gesamten russischen Bankensektors vor Augen hielt, war das auch nicht verwunderlich.

Boonzaayer legte den Vorgang den anderen beiden Vorstandskollegen vor. Seltsamerweise hatte Crommelin nichts dagegen, mit den Russen Geschäfte zu machen.

Wahrscheinlich rechnete er sich aus, dass er einen neuen Kundenstamm russischer Privatanleger bekommen würde, die ihr Kapital im Ausland in Sicherheit bringen wollten. Van Saxenburgh hielt sich bedeckt, aber Boonzaayer sprach sich in aller Entschiedenheit gegen den Deal aus. Er fürchtete, dass der gute Ruf der Mercator Bank geschädigt werden könnte, wenn man sie mit undurchsichtigen russischen Geschäften in Zusammenhang brachte. Zum Ärger von Crommelin gab er Step den Auftrag, den russischen Bankier abzuweisen. Dieser beschimpfte sie und gab ihr zu verstehen, dass er noch etwas von sich hören lassen würde.

»Was für eine seltsame Geschichte«, sagte Oscar überrascht. »Hast du danach noch mal etwas von dem Typen gehört?«

»Nein, und daher habe ich die ganze Sache auch mehr oder weniger vergessen. Aber als das Gerücht über die russische Mafia auftauchte, habe ich mich plötzlich wieder an die Scherereien mit dieser Vremja-Bank erinnert.«

»Es könnte eine Art Vergeltungsaktion von ihnen sein, um Mercator in Diskredit zu bringen…«

»Das ist ihnen dann auch hervorragend gelungen.«

»Kannst du herauskriegen, was aus dieser russischen Bank geworden ist?«

»Ich glaube schon. Ich werde mich morgen erkundigen.«

»Wo hatten sie ihr europäisches Büro?«

»In Frankfurt.«

»Ich könnte da vorbeigehen, wenn ich am Montag dort bin. Die Zeit habe ich auf jeden Fall.«

»Prima Idee! Und ihnen dann unter die Nase reiben: ›*Spasiba*, haben Sie vielleicht bei der Mercator Bank gefälschte Banknoten in Umlauf gebracht, um sich dafür zu rächen, dass Frau Horlick sich geweigert hat, Ihnen ein Paket Euroville-Obligationen zu verkaufen?‹«

»So ungefähr, ja.« Sie brachen beide in Lachen aus.

»Jetzt mache ich erst mal Kaffee«, sagte Stephanie und ging in die Küche. »Den trinkst du doch hoffentlich?«

Oscar hörte Zischen und Brausen. Er ging dem Geräusch nach und sah, wie Step an der Spüle eine riesige, blitzende Espressomaschine bediente. »Bitte einen Cappuccino«, sagte er, während er sich hinter sie stellte.

Geschickt bediente Step die Knöpfe und Hebel, bis der Kaffee in zwei Tässchen tropfte. Mit der Dampfdüse brachte sie eine kleine Kanne Milch zum Kochen. »In London bin ich ein absoluter Kaffee-Junkie geworden«, sagte sie, ohne sich umzusehen. Oscar stand nun direkt hinter ihr, er konnte den frühlingshaften Duft ihres Parfüms riechen. Er schaute auf ihren schlanken Hals, auf ihre geschmeidigen Arme und konnte den Blick kaum abwenden. Step blieb bei der Spüle stehen, sie war sich der Nähe Oscars nur zu gut bewusst, als ob sie die Energie fühlte, die er ausstrahlte. Ruhig bewegte sie sich, als ob sie einen rituellen Tanz ausführte, ohne dass sie einander ansahen oder berührten. Schließlich hielt Oscar es nicht mehr aus. Sein Kopf beugte sich gerade nach vorne in die Richtung ihres Halses, als Step sich plötzlich umdrehte. Sie waren sich jetzt so nah, dass sich ihre Gesichter fast berührten. Eine Zeit lang blieben sie so stehen, beide überrascht, verwirrt und unsicher. Step kam als Erste wieder zu sich. Sie nahm ein Tablett mit zwei Tassen und schlug vor: »Komm, lass uns im Vorderzimmer Kaffee trinken.«

Sie setzten sich zusammen auf das Sofa. Step zog ihre Beine hoch und rutschte dichter zu ihm, Oscar legte den Arm um sie. Der Fernseher zeigte immer noch das Bild des Amsterdamer Stadtsenders AT5, den Ton hatte Step abgestellt.

»Komisch – ich fühle mich dir irgendwie verwandt«, sagte Step sanft.

»Wie meinst du das?«

»Nun, alle beide haben wir eine Nomadenexistenz hinter uns, du in New York und ich in London. Wir sind beide allein stehende Eltern.«

»Aber deine Tochter wohnt hier und mein Sohn nicht.«

»Das stimmt. Darüber musst du mir noch mehr erzählen.« Step drehte ihr Gesicht ihm zu. Er brauchte sich kaum nach unten zu beugen, um sie zu küssen. Sanft drückte er seine Lippen auf ihre Stirn, ihre Augen und Wangen und fand dann ihren Mund. Mit einer Hand streichelte er ihren Hals und ihre Schultern. Step reagierte begierig, als hätte sie jahrelang auf diesen Augenblick gewartet hätte, und rückte dichter an ihn heran.

Sie küssten sich nun heftig. Oscar fühlte, wie Steps Zunge sich in seinen Mund vorwagte. Seine Finger streichelten ihren Hals, suchten den Weg nach unten und entdeckten kleine, feste Brüste unter ihrem Pullover. Er spürte, wie sich ihre Hand langsam an seinem Körper nach unten bewegte. Dann zog sie ihn über sich.

»Moment!« protestierte Oscar. Das ging ihm jetzt doch etwas zu schnell. Er ließ sich wieder etwas zurücksinken – und sah aus dem Augenwinkel auf dem Fernsehschirm etwas, das ihn alarmierte. Beunruhigt drehte er den Kopf und schaute zu. Es dauerte einen Moment, bis er begriff, was er sah. Dann stieß er Stephanie abrupt von sich fort.

»Was ist los?«, rief sie erschrocken.

»Mach den Ton laut. Schnell!«

Der lokale Sender zeigte Bilder von einem Verkehrsunfall; das Opfer wurde gerade aus einem zerquetschten Auto geholt. Es war kein Zweifel möglich. Es handelte sich um Sarita Rachman.

Entsetzt und ernüchtert blickten Oscar und Step auf die Bilder und lauschten auf den Kommentar. An einer Kreuzung in Amsterdam-West war ein Auto von einem weißen Mercedes

gerammt worden, der mit hoher Geschwindigkeit über eine rote Ampel gefahren war. Die Fahrerin des anderen Autos war sofort tot. Der Fahrer des beschädigten Mercedes beging nach dem Unfall Fahrerflucht, von ihm war nichts bekannt.

»Bist du sicher, dass es Sarita war?«, fragte Step aufgeregt.

»Nein, nicht ganz. Ich habe es nur ganz schnell gesehen.«

Etwas später wurde klar, dass kein Zweifel mehr möglich war. Der Reporter berichtete, dass es sich bei dem Opfer um eine junge Hindu-Frau handelte, die aus Surinam stammte. Um eine Bankangestellte, deren Bild vor wenigen Tagen auf allen Kanälen ausgestrahlt worden war, als sie auf dem Dam die ersten Gulden in Euros umgetauscht hatte.

»Lieber Gott«, stammelte Oscar.

Sprachlos starrten sie weiter den Fernsehbildschirm an. Vergeblich versuchte Oscar, seine Tränen zu unterdrücken. Step griff seine Hand.

Ein Polizeisprecher betonte, dass das Opfer Grün gehabt hatte, als ihr Auto mit dem Mercedes zusammenstieß. Er forderte die Zuschauer auf, die Polizei zu informieren, wenn jemand etwas über den beschädigten Mercedes und die Identität des flüchtigen Fahrers wisse.

Wie betäubt ließ Oscar die Fernsehbilder an sich vorbeiströmen. Er dachte an Sarita Rachman. Wie fröhlich sie in der Bank immer gewesen war. Wie sie über ihr spanisches Kostüm geschimpft hatte. Wie hübsch sie vor dem Hintergrund des verschneiten Eurodorfs ausgesehen hatte. Sie war so stolz darauf gewesen, dass sie bei Mercator arbeitete. Sie hatte noch so viel vorgehabt.

Step ging in die Küche, um frischen Kaffee zu holen.

»Hier«, sagte sie, »damit dir’s etwas besser geht. Du kannst doch nichts dagegen machen.«

»Das weiß ich. Solche verdammten Unfälle passieren in der Stadt jeden Tag. Aber Sarita hat ja die ganze Sache mit dem

Euro ins Rollen gebracht, sie hat die Fälschungen entdeckt.« Er schwieg verzweifelt.

»Oscar…«

Er schaute Step fragend an.

»Du denkst doch nicht… ich meine, der Unfall wird doch kein Anschlag gewesen sein? Um Sarita Rachman aus dem Weg zu räumen?«

21. Service magique

Kien Duijker hatte einige Mühe, Euroville zu finden. Er war zwar schon öfter in Luxemburg gewesen, um sich dort mit befreundeten Bankiers zu treffen, aber jetzt musste er im Dunkeln ab der Ausfahrt Dudelange, kurz vor der luxemburgisch-französischen Grenze, in Richtung Schengen fahren. Auf halbem Weg lag Mondorf-les-Bains, ein Dorf, das in den Touristenprospekten wegen seiner heilkräftigen Bäder gepriesen wurde. Ihr Ziel lag etwas außerhalb dieses Dorfs.

Als sie ankamen, bemerkten sie, dass sie mit ihrem jadegrünen BMW nicht aus dem Rahmen fielen. Hier stand ein Vermögen auf Rädern: Audis, Mercedes, importierte amerikanische Modelle, Luxusmodelle französischer und italienischer Autos und einige Sportwagen. Ihre Nummernschilder verrieten, dass sie aus Belgien, Deutschland, Frankreich und den Niederlanden kamen.

Euroville war ein Themenpark mit Nachbildungen der bekanntesten europäischen touristischen Attraktionen in einer parkartigen Umgebung. Die Gebäude waren exakt nachgebaut und jedes hatte eine eigene Funktion. Im einen war der Empfang, in anderen das Kasino, das Heilbad und das Hotel für die Gäste untergebracht. Vom Augenblick an, als Kien und Pauline Duijker sich bei der Rezeption eintrugen, wurden sie mit der größten Aufmerksamkeit behandelt. Die Dame am Empfang bot ihnen den *Service magique* an, mit »exklusiven Privilegien« und einem Cocktail auf Rechnung des Hotels.

Sie bekamen ein Zimmer in der spanischen Alhambra. Bei Kerzenlicht dinierten sie im Restaurant in Wiener Stil und danach nahmen sie einen Digestif im Jägerzimmer eines

romantischen Loire-Schlosses. In dieser Nacht hatte Pauline zum ersten Mal seit langer Zeit wieder Lust, mit ihrem Mann zu schlafen. Sie liebten sich langsam und bedächtig, wie Kien es mochte. Sie streichelte ihn zärtlich, während er einschlief.

Am nächsten Morgen ging Kien mit der Louis-Vuitton-Tasche seiner Frau unter dem Arm zum Hauptgebäude. Er wurde in ein Sprechzimmer geführt, wo ihn ein Berater in tadellosem Anzug mit ausgestreckter Hand begrüßte. Er sprach Duijker als Anleger in Euroville-Obligationen an, der Recht auf die exklusiven Privilegien des Freizeitparks hatte. Es beruhigte Kien, dass der Berater fließend niederländisch sprach, aber er fühlte sich noch immer angespannt.

Nach einem kurzen Austausch von Höflichkeiten kam der junge Mann zum Punkt.

»Wir bieten unseren Sondergästen verschiedene Möglichkeiten«, fing er an. Danach erläuterte er, dass der Gast mit seinen finanziellen Mitteln – er vermied jeden Hinweis auf die Herkunft des Geldes – spezielles Euroville-Geld kaufen könne, das ausschließlich im Park von Euroville Gültigkeit besaß. Hiermit konnten die Eintrittspreise für die Attraktionen, die Gebühr für den Golfplatz und natürlich auch die Hotelrechnung bezahlt werden. Weiter konnte man damit in der Amsterdamer Diamantenschleiferei, dem Laden mit Meißener Porzellan oder den Boutiquen mit den französischen und italienischen Modemarken einkaufen. Für Liebhaber von Luxusgütern war Euroville ein Paradies, versicherte er. Und alles *tax free!*

Am Ende des Aufenthalts konnte Duijker das Euroville-Geld, das er nicht ausgegeben hatte, in echte Euros umtauschen. »Sie haben danach keine Gulden mehr, sondern verfügen über Euros«, erklärte der Berater in aller Deutlichkeit.

Eine andere Möglichkeit, fuhr er fort, war, mit den verfügbaren Mitteln im Kasino Roulette oder Black Jack zu

spielen. Auch konnte man an einer speziellen Euroville-Lotterie teilnehmen. Es ging nicht darum, das müsse Herr Duijker verstehen, Geld zu verspielen, sondern Geld zu gewinnen. Der Gewinn wurde in Euros ausgezahlt.

»Wir sorgen dafür, dass Sie gewinnen«, versicherte der junge Mann. »Abzüglich einer kleinen Provision bekommen Sie dann Ihren gesamten Einsatz ausbezahlt. Hierüber erhalten Sie eine Empfangsbescheinigung, sodass Sie nachweisen können, dass Sie im Kasino gewonnen haben.«

Mit einem Lächeln fasste er noch einmal die Optionen zusammen. Im ersten Fall wurde das Geld in Euros umgetauscht, jedoch behielten diese Euros ihren Status als nicht versteuertes Geld. Das konnte sinnvoll sein, wenn Herr Duijker gerne über Bargeld verfügen wollte, um parallele Zahlungen vorzunehmen. Im zweiten Fall wurde durch die Ausbezahlung des gewonnenen Betrages das alte Geld gewaschen. »In jedem Fall stehen Ihnen die steuerfreundlichen Anlagemöglichkeiten offen, die Euroville seinen Kunden in Zusammenarbeit mit verschiedenen Banken in Luxemburg anbietet«, endete der junge Kundenberater.

Duijker nickte. Er war beeindruckt. Das Konzept sprach ihn an und er fühlte sich allmählich wohler. »Funktioniert das alles denn in der Praxis?«

»Bestens. Wir sind sehr auf unseren guten Ruf bedacht. Unsere Kundschaft besteht aus vermögenden Personen aus Deutschland, Frankreich, den Niederlanden, Belgien, eigentlich aus ganz Europa. Das ist Ihnen bestimmt schon aufgefallen.«

Duijker nickte. Am Morgen hatte er bemerkt, dass der Frühstückssaal voll mit Gästen war, die er – wenn man von ihrem Äußeren ausging – in die Drei-Sterne-Wohlstandsklasse einordnen würde. Selbstbewusste Menschen in

Freizeitkleidung, die meisten mittleren Alters wie er, einige begleitet von jugendlichen Partnern.

»Sie können selbstverständlich über Ihre Entscheidung nachdenken«, bot der Berater an. »Dann heben wir Ihr Geld hier auf und Sie sagen mir später, was wir damit machen sollen. Aber wir müssen es rechtzeitig wissen, dass verstehen Sie bestimmt.«

»Nicht nötig«, sagte Duijker. »Ich kann es Ihnen jetzt schon sagen. Ich wähle die Option des, äh… Euroville-Geldes.«

»Ausgezeichnet.« Der Berater setzte sich an den Computer. Duijker stellte die Tasche seiner Frau auf den Schreibtisch und holte die Banknotenbündel heraus. Die Umrechung in Euroville-Geld erfolgte zum festen Wechselkurs des Euros. In einer Zählmaschine für Banknoten, einem Apparat, den Duijker früher schon einmal bei italienischen Banken gesehen hatte, kontrollierte der Berater den Betrag und rechnete ihn um. Aus 446435 Gulden wurden 202583,37 Euro.

Aus einer Schublade nahm der Berater das Geld des Freizeitparks, bunt gestaltete Banknoten mit den Köpfen berühmter europäischer Persönlichkeiten als Illustrationen. Duijker erkannte Erasmus, Beethoven, Galilei und Voltaire.

Der junge Mann zählte die Euroville-Euros vor Duijker auf den Tisch. »Sie können selbstverständlich den größten Teil hier im Tresor lassen«, sagte er. »Und erst wenn Sie das übrig gebliebene Geld gegen echte Euros tauschen, berechnen wir die Kommission. Der Vorteil ist, dass Sie für Ihre Ausgaben in Euroville keine Provisionen zahlen müssen.«

»Vielen Dank.« Duijker machte Anstalten aufzustehen.

»Wenn Sie noch eine Finanzfrage haben, können Sie jederzeit zu mir kommen«, versicherte der Berater. »Ich wünsche Ihnen noch eine erholsame Zeit in Euroville.«

Als er das Gebäude verließ, fühlte er sich zufrieden, aber gleichzeitig auch unwohl. Ein bisschen so, als hätte er gerade einen Bordellbesuch hinter sich.

Pauline genoss die Zeit in Euroville; sie ließ sich im Schönheitssalon versorgen, nahm ein Kurbad und machte Übungen im Fitnessraum. Am Samstag meldete sie sich zu einem Golfturnier an. Es war eine sehr schöne, schräg abfallende Bahn, und sie lag in einer romantischen Landschaft. Sie spielte eine schwierige Partie, wobei sie zwei Schläge unter ihrem Handicap blieb. Ihre Gegnerin war die Gattin eines deutschen Rechtsanwalts und nach Ende des Spiels lernte sie an der Bar noch andere Frauen kennen. Pauline war überrascht, wie offen alle darüber sprachen, wie sie und ihre Partner ihr Vermögen außerhalb des Zugriffes der Steuerbehörden hielten. Je mehr Gin-Tonics Pauline zu sich nahm, umso weniger schlimm fand sie das alles. Als sie nach Euroville fuhren, hatte sie Kien gefragt, was sie ihren Freundinnen sagen sollte. Kien hatte sie beruhigt: »Deine Freundinnen befinden sich in genau derselben Situation.«

Kien war erleichtert, dass er sein Geld eingetauscht hatte und genoss die Ruhe. Außer seinem ältesten Sohn wusste niemand, wo er war. Er schwamm viele Bahnen, um seine Kondition zu verbessern, blieb aber auch oft in der Lounge und las. Dort traf er andere Geschäftsleute, die von ihren Finanzberatern nach Euroville verwiesen worden waren, und plauderte mit ihnen.

Die meisten, fiel ihm auf, dachten sehr ähnlich: Sie hatten hart für ihr Geld gearbeitet und jetzt sollten sie mit diesem Zwangsumtausch in Euros dem Fiskus Einsicht in ihr Vermögen geben? Niemals! Für sie war Steuerdruck noch schlimmer als hoher Blutdruck. Was dachten die denn, diese raffgierigen Finanzminister? Und was machten sie mit den

Steuergeldern? Der Euro-Umtausch war nichts anderes als eine Geldsäuberung, mit der Absicht, die Staatskassen der europäischen Länder zu füllen. So redeten Kien und seine neue Freunde und bestellten noch einen Whiskey.

An der Bar bezahlte er mit dem Euroville-Geld. Ein Erasmus waren zehn Euros, ein Beethoven hundert Euros. Es kostete wenig Mühe, sich an diese Namen zu gewöhnen, fand Kien. Auf jeden Fall hatte man sich das originell ausgedacht. Die Abbildungen symbolisierten das europäische kulturelle Erbe – was man von den echten Euros mit ihren Bildern von nicht existenten Brücken und Toren nicht behaupten konnte. Das war steriles Geld ohne Geschichte. Kien war überrascht, dass das Euroville-Geld wie echtes Geld aussah. Die Banknoten fühlten sich solide an und sie hatten sogar Sicherheitsmerkmale. Genauso wie die nachgebildeten Gebäude war das Euroville-Geld eine originalgetreue Kopie echten Geldes.

Abends am Herd mit knisterndem Holzfeuer und einem Drink kam das Gespräch auf die Entdeckung der gefälschten Euros. In ganz Europa hatten die Medien ausführlich darüber berichtet. Die Gäste waren schnell zu ihrem Urteil gekommen: Der ganze Schlamassel war das Ergebnis, wenn Politiker so hochmütig waren zu denken, dass sie ungestraft zwölf nationale Währungen durch eine nicht getestete neue Währung ersetzen könnten. Natürlich wurden diese neuen Banknoten gefälscht! Vor allem die deutschen Gäste klangen verbittert. Ihre Mark wurde von europäischem Mickey-Mouse-Geld ersetzt. »Genauso wie das Spielgeld hier in Euroville!«, rief ein pensionierter Geschäftsmann aus Stuttgart. Ein ehemaliger französischer Politiker pflichtete ihm sofort bei.

»Aber es handelt sich doch nur um einen einzigen Fall von Fälschungen, und das beweist noch gar nichts«, mischte sich Duijker ein.

»Ha, was wissen Sie denn!«, rief ein niederländischer Notar. »Die Russen sind dabei, den europäischen Markt mit Fälschungen zu überschwemmen!«

»Und dann erst die Italiener«, ergänzte ein flämischer Zahnarzt. »Dieser verdammte Euro ist für Fälscher genauso attraktiv wie Marmelade für Wespen.«

»Das ist ein echtes Paradox«, bemerkte Kien mit einem Lächeln. »Sie alle halten nichts vom Euro, aber sie waren alle hier, weil sie ihr nationales Geld loswerden und unbedingt Euros haben wollten.«

»Wir können unseren Hintern doch nicht mit unseren alten *Frankskes* abwischen«, knurrte der flämische Zahnarzt. Diese Bemerkung führte zu allgemeiner Erheiterung. Brüllend vor Lachen ergänzte ein Geschäftsmann aus Stuttgart: »Wir Deutschen haben mehr Befriedigung bei Steuerhinterziehung als bei unseren reproduktiven Instinkten!«

In dieser Gesellschaft fühlte Kien sich in seinem Element. Als Pauline vom Golfspielen zurückkam und fröhlich erzählte, dass sie die Partie gewonnen hatte, gab er ihr spontan einen Kuss. An diesem Abend, nach dem Essen im nachgebauten Spiegelsaal von Versailles, liebten sie sich wieder. Zwei Nächte hintereinander, das hatte es bei ihnen schon seit Jahren nicht mehr gegeben.

Sonntagabend fuhren sie ab. Sie hatten neue Freunde gefunden und vereinbart, den Kontakt zu halten und sich schnell wiederzusehen. Pauline wollte gern beim Euroville-Golfturnier im Frühjahr mitmachen.

Kien zahlte die Rechnung des Aufenthalts mit seinem Euroville-Geld. Alles zusammen war es ein ziemlich hoher Betrag, aber sie hatten ihren Aufenthalt ja auch genossen. Die Dame an der Rezeption wies ihn darauf hin, dass er seinen Finanzberater noch einmal sprechen solle. Sie brachte ihn zum Empfangszimmer.

Etwas später stand Duijker mit der Louis-Vuitton-Tasche in der Halle. Er hatte das übrig gebliebenen Euroville-Geld in 200 000 echte, harte, nagelneue Euros plus eine Hand voll Wechselgeld umgetauscht. »Komm, Schatz, wir gehen«, winkte er Pauline erleichtert zu. Sie war noch dabei, sich von ihren neuen Golfpartnern zu verabschieden.

Nach und nach leerte sich der Parkplatz.

22. Europäische Zentralbank

Flug KL 1765 um 8.20 Uhr von Amsterdam nach Frankfurt hatte Verspätung. Im Warteraum von Flugsteig B auf Schiphol saßen die Montagmorgen-Passagiere, alles Geschäftsleute, und zeigten deutlich, dass sie verärgert waren. Es wurde ihnen klar, dass sie die Termine an diesem Morgen vergessen konnten. Überall wurden Handys gezückt, um Sekretärinnen zu kontaktieren und Meetings zu verschieben.

Was für ein Glück, dass er erst mittags bei der Europäischen Zentralbank sein musste, dachte Oscar Straver. Aber es ärgerte ihn, dass er umsonst so früh aufgestanden war. Er hatte viel zu wenig geschlafen. Nach den schockierenden Nachrichten über den Unfall von Sarita Rachman hatte er sich am vergangenen Abend noch ein bisschen mit Step unterhalten und danach war er niedergeschlagen nach Hause gegangen. Die schrecklichen Bilder hatten ihn die verbleibenden Stunden der Nacht verfolgt. Er fühlte sich immer noch jämmerlich, wenn er daran dachte. Vielleicht war es sinnvoll, bei Mercator anzurufen, aber er wusste nicht, was er sagen und wem er überhaupt sein Beileid aussprechen sollte. Auf jeden Fall wollte er Kontakt zu Saritas Familie aufnehmen, sobald er wieder aus Frankfurt zurück war.

Oscar ließ sich in aller Ruhe mit einer Tasse Kaffee in der Snackbar nieder, um die Zeitungen, die er frühmorgens von zu Hause mitgenommen hatte, zu lesen. Sein Blick fiel auf die Schlagzeile auf der ersten Seite der *Financial Times.* In Frankreich und Deutschland waren ebenfalls gefälschte Euro-Banknoten aufgetaucht. Meine Güte! Genauso überrascht wie neugierig las er weiter. In nüchternem Stil, dem

Markenzeichen dieser Wirtschaftszeitung, wurde zusammengefasst, dass drei Banken in Lyon, Düsseldorf und München am vergangenen Wochenende mögliche Fälschungen gemeldet hatten. Einige der Namen erkannte Oscar. Gehörten sie nicht zu der Allianz, die van Saxenburgh mit sieben kleinen europäischen Banken eingegangen war? Der Korrespondent der *Financial Times* in Frankfurt führte eine Quelle bei der Europäischen Zentralbank an. Die EZB versicherte, dass die Zentralbank auf derartige unglückliche Ereignisse in der Anfangsphase der Einführung des Euro-Bargelds vorbereitet war. Glück im Unglück sei, dass die Fälschungen sofort entdeckt worden waren. Dies bestätige die Qualität der Sicherheitsmerkmale der Euro-Banknoten.

Nachdenklich schaute Oscar von seiner Zeitung auf. Wenn an vier Orten Fälschungen aufgetaucht waren, dann war das doch ein Hinweis, dass man es hier mit einer international operierenden Gruppe zu tun hatte. Also doch das organisierte Verbrechen.

Mit drei Stunden Verspätung verließ Oscar mit dem Flug KL 1765 Schiphol. Wenig später befand er sich in der neuen Eingangshalle des Frankfurter Flughafens. Er schaute auf seine Uhr. Halb zwei. Er vergaß seinen Hunger und nahm ein Taxi in die Stadt. Der Taxifahrer, ein bierbäuchiger Mann, der dem Akzent nach aus Schwaben kam, begann sofort ein Gespräch. Er erzählte, dass Frankfurt eine gute Stadt war, um zu arbeiten, viel Geld zu verdienen, aber es war hier gefährlich. Oscar hörte nur halb zu und war froh, als sein Handy sich meldete. Van Saxenburgh war am Apparat.

Nachdem dieser sich informiert hatte, wo Oscar gerade war, sagte er: »Es gibt inzwischen schon Gerüchte auf dem Markt über die Stellung von Mercator. Ich hoffe, dass die EZB Ihnen weiterhelfen kann. Von Ihrer Arbeit hängt viel ab.«

Oscar versicherte seinem Chef, dass er alles in Bewegung setzen würde, um mehr zu erfahren.

»Machen Sie das und halten Sie mich auf dem Laufenden«, legte van Saxenburgh ihm ans Herz.

»Haben Sie von dem Unfall von Sarita Rachman gehört?«

»Ja, natürlich, meine Sekretärin hat es mir gleich erzählt. Ich war geschockt. So eine junge, viel versprechende Frau.« Van Saxenburghs Stimme klang berührt. »Ich habe schon mit der Polizei gesprochen. Ein Beamter, der die Ermittlungen durchführte, hatte durchblicken lassen, dass man wisse, wer der Fahrer des weißen Mercedes sei. Es handelt sich um einen russischen Illegalen mit einer kriminellen Vergangenheit.«

Erschrocken holte Oscar Luft.

»Viel Erfolg bei Ihrem Gespräch. Ich habe jetzt auch einen Termin. Melden Sie sich später noch einmal bei mir«, sagte van Saxenburgh und legte auf.

Nachdem er sein Handy ausgeschaltet hatte, blieben Oscars Gedanken einen Moment bei van Saxenburgh. Es tat gut, dass sein Mentor ihm so vertraute, obwohl er bisher noch überhaupt keine Ergebnisse erzielt hatte. Er würde es schaffen. Dieses Mal bestimmt.

Das Gebäude der Europäischen Zentralbank lag im Zentrum von Frankfurt, in der Nähe des Mains an der Ecke der Gallusanlage und der Kaiserstraße. Oscar bezahlte den schwäbelnden Taxifahrer und betrat den EZB-Turm. Er war verblüfft, wie geschmacklos die Eingangshalle war. In diesem kahlen Raum konnte noch nicht einmal eine Herde blinder Pferde Schaden anrichten. Genauso gut hätte es ein Büro des Sozialamts sein könnten, das hier untergebracht war. Nur eine Plakette aus Metall, die an einer unauffälligen Stelle in einer

Seitenwand eingemauert war, versicherte ihm in elf Sprachen, dass sich hier die Europäische Zentralbank befand.

Er meldete sich bei einem Pförtner und kurze Zeit später ging er durch eine gesicherte Drehtür und wartete, abgeholt zu werden.

»Herr Straver?«

Eine schlanke, modern gekleidete Frau Ende dreißig kam auf ihn zu. Oscar erhob sich, gab ihr eine Hand und folgte ihr in den Aufzug.

Im 28. Stockwerk stiegen sie aus und gingen zu einem Büro. »Nehmen Sie bitte Platz«, bat ihn die Mitarbeiterin höflich. »Kann ich ihnen etwas zu trinken holen lassen? Tee? Kaffee?« Sie gab ihm ihre Karte. Oscar nahm sie und merkte, dass er einen typisch männlichen Fehler gemacht hatte. Sein Gegenüber war keine Sekretärin, sondern die Chefin des Falschgeld-Analysezentrums der EZB.

Frau Soledad Milmontes verfügte über ein Eckzimmer mit Aussicht über die Stadt. Fasziniert schaute Oscar hinaus. In der Ferne über dem Taunus sammelten sich dunkelgraue Wolken, die mit großer Geschwindigkeit auf das Glas und Metall der Bankgebäude zukamen. Diese Wolkenkratzer hatten Frankfurt den Spitznamen Mainhattan eingetragen. »Es sieht aus, als ob es bald schneit«, bemerkte Oscar.

»Das ist gut möglich. Aber ich glaube nicht, dass Sie nach Frankfurt gekommen sind, um über das Wetter zu reden.« Soledad Milmontes klang sachlich, aber nicht unfreundlich. »Haben Sie die *Financial Times* von heute schon gesehen?« Ohne Oscars Reaktion abzuwarten, schob sie die rosa Zeitung über den Tisch zu ihm herüber. »Wir haben die Vermutung, dass diese Fälschungen zur gleichen Zeit in Umlauf gebracht worden sind und dieselbe Quelle haben. Ihre Bank war wohl die Erste, die das entdeckt hat. Meinen Glückwunsch.«

In der nächsten Viertelstunde sprachen sie über die unbegrenzten Möglichkeiten, die die Kriminalität im elektronischen Zeitalter hat. Mit guten Geräten konnte nahezu alles gefälscht werden, seufzte Soledad Milmontes und fragte: »Was ist eigentlich der Zweck Ihres Besuchs? Wenn es um Ermittlungen geht, müssen Sie zu Europol. Ich glaube nicht, dass ich Ihnen weiterhelfen kann.«

»Ich will dahinterkommen, was mit den Euros geschehen ist, aber ich weiß nicht genug über die technischen Aspekte von Banknoten. Eigentlich habe ich gehofft, dass Sie mich darüber aufklären könnten.«

»Pfff, da fragen Sie mich etwas. So viel Zeit habe ich heute Mittag nicht. Wie lange bleiben Sie in Frankfurt?«

»Ein, zwei Tage. So lange es nötig ist.«

»Ich frage Sie das, weil wir morgen ein Seminar für neue Führungskräfte der Zentralbanken von Euroland organisieren. Sie könnten als Zuhörer teilnehmen. Es kommen Sprecher aus der Papier- und Druckindustrie und nachmittags ein Sachverständiger der Polizei. Betrachten Sie diese Einladung als Belohnung für die Aufmerksamkeit der Mercator Bank.«

»Fantastisch«, sagte Oscar erfreut. Das war mehr, als er erhofft hatte. »Allerdings war es eine Schalterangestellte von uns, die die Fälschungen entdeckt hat, nicht ich.«

»Ja, das weiß ich. Ich habe sie sogar im Fernsehen gesehen. Aber wenn das ein spanisches Kostüm sein sollte… darüber sage ich lieber nichts.«

Oscar überlegte, ob er ihr von Saritas Unfall erzählen sollte, und schwieg dann doch.

Von der EZB zum Arabella Grand Hotel musste man zwanzig Minuten laufen. Oscar zog den Kragen seiner Jacke hoch und machte sich auf den Weg. Durch die Straßen lief ein buntes

Gemisch von Menschen aus aller Herren Ländern, Osteuropäer, Türken, Menschen aus dem Balkan, dem Kaukasus, Zentralasien, dem mittleren Osten. Frankfurt schien ein Zentrum der massiven Völkerwanderung zu sein, die nach dem Zusammenbruch des Sowjetsystems begonnen hatte.

Selbst im tiefsten Winter war die Zeil, die Fußgängerzone neben der Hauptwache, voll mit Ständen, Marktkaufleuten, Straßenmusikanten, Straßenverkäufern und Bettlern. An verschiedenen Stellen standen Gruppen von Männern zusammen, einige mit Handys am Ohr. Plötzlich schoss eine Frau auf Oscar zu. Sie zog ihn einige Male kräftig an seinem Arm. Erschrocken drehte Oscar sich um. An seinem Arm hing eine Zigeunerin in einem ausgewaschenen Umhängetuch mit zahlreichen Decken, in die ein Baby oder eine Puppe gewickelt war. Auch nachdem Oscar sie von sich abgeschüttelt hatte, drängte sie weiter nach Geld. Oscar beschleunigte seinen Schritt. Vergeblich. Um die Frau loszuwerden – und auch um sein Gewissen zu beruhigen – gab er ihr einen 10-Euro-Schein. Das war mehr, als er eigentlich wollte, er hatte einen Augenblick gedacht, dass es 10 Mark waren. Aber er hatte sonst auch nichts lose in seiner Tasche. Die Zigeunerin drehte sich um und verschwand, ohne ein Wort zu sagen.

Oscar war froh, dass er das elegante Arabella Hotel erreicht hatte. Die Außenfassade war aus rosa-grauem Marmor. In der Lobby plätscherten kleine Springbrunnen. Auf seinem Zimmer streckte sich Oscar auf dem Doppelbett aus. Mit der Fernbedienung schaltete er den Fernseher an. »Welcome, Mr. Straver«, erschien auf dem Bildschirm. Und danach: »Für Sie liegen zwei Nachrichten bereit.« Er klickte sie an. Die erste war von Stephanie. Sie fragte, ob er sie am Abend zu Hause anrufen würde. Oscars Laune besserte sich sofort. Die zweite Nachricht war von Boonzaayer aus New York. Das hatte noch etwas Zeit. Zuerst beschloss er, ein heißes Bad zu nehmen. Er

zog sich aus und während das Wasser in die Wanne strömte, betrachtete er sich in den hohen Spiegeln des Badezimmers. Hm. Oscar nahm sich vor, wieder mit dem Joggen anzufangen. Das war auch so eine New Yorker Angewohnheit, aber in den letzten Monaten hatte es nie geklappt.

Nach dem Bad rief er Step an. »Guten Abend, Frau Horlick!«

»Wunderschönen guten Abend, Herr Straver«, spielte sie mit. Step erzählte, dass man auf der Bank freudig zur Kenntnis genommen hatte, dass inzwischen neue Fälschungen aufgetaucht waren. Es wurde weiter über die Russen-Connection spekuliert. »Sei bloß vorsichtig, Frankfurt soll eine der Städte der russischen Mafia sein!«

»Auf jeden Fall laufen hier viele Männer in schwarzen Lederjacken mit Handys herum. Sag mal, könntest du übrigens was für mich herauskriegen?«

»Natürlich. Was denn?«

»Sagt dir die Plejaden-Gruppe etwas?«

»Die was?«

»Plejaden. Das ist der Zusammenschluss unabhängiger Banken, den van Saxenburgh gegründet hat, als er mit Mercator anfing. Etwas mit sieben Sternen, aber ich bin nicht so gut in Astronomie. Wie dem auch sei, einige der Banken, bei denen Fälschungen aufgetaucht sind, gehören zur Plejaden-Gruppe. Das ist ein komischer Zufall.«

»Ich habe noch nie etwas darüber gehört, aber jetzt, wo du das sagst… Ich hatte heute Morgen eine Kollegin aus London am Telefon. Sie machte eine Anspielung, nach der die Fälschungen vielleicht eine Vergeltungsaktion der Großbanken sind, um ihre kleinen Konkurrenten in ein negatives Licht zu stellen. Weil diese kleinen Banken bei den Großfusionen nicht mitgemacht haben. Sie sind kleine Spieler auf einem Markt, der von den europäischen Großbanken beherrscht wird. Das wäre eine Möglichkeit, ihnen einen Schlag zu versetzen.«

»Das klingt zu unglaublich, um wahr zu sein, aber möglich ist alles. Die großen europäischen Banken rücken gegen ein paar Minibanken an, um sie vom Markt zu werfen.«

»Sollten sie so viel aufs Spiel setzen?«, fragte Step.

»Mich wundert so langsam nichts mehr. Aber was ich dich fragen wollte, kannst du ein bisschen was über die Plejaden-Banken herausbekommen? Über das Internet geht das bestimmt leicht. Ich habe hier nur leider keinen Anschluss.«

»Aye, aye, Captain, ich werde mein Bestes tun«, sagte Step mit gespieltem Ernst. »Hat Boonzaayer dich eigentlich noch erreicht?«

»Es war eine Nachricht von ihm aus New York da.«

»Ich hatte ihn gebeten, Kontakt mit dir aufzunehmen. Vielleicht kann er dir weiterhelfen, dachte ich. Er kennt jeden in der Finanzwelt. Schick ihm doch eine E-Mail.«

»Werde ich tun. Wie haben die Leute übrigens auf den Tod von Sarita Rachman reagiert?«

»Jeder ist tief schockiert. So jung und dann so ein fürchterlicher Unfall.«

»Ich sehe immer noch ihr Gesicht vor mir. Wie sie in der Silvesternacht in diesem Pavillon auf dem Dam saß und fror. Ich wollte ihr noch Handschuhe besorgen.«

Beide schwiegen.

»Weiß man schon etwas über den Fahrer?«, brach Oscar das Schweigen.

»Nein, nicht, dass ich wüsste. Ich hoffe, dass du bald wieder zurückkommst. Ich vermisse dich.«

»Ach, du fehlst mir auch. Alleine in einem Luxus-Hotelzimmer ist es auch nicht gerade lustig.«

Step stotterte etwas Unverständliches.

»Ich rufe dich morgen Abend an, okay?«

»Ist gut.«

23. Allein in New York

Wütend trat LoDo Boonzaayer gegen eine leere Coladose. Er ging gerade über den Liberty Square ganz im Süden Manhattans und war in miserabler Stimmung. Zwei Termine waren unerwartet abgesagt worden. *»Sorry, Mr. Boone Sayer, your party is unable to meet you.«* So etwas war ihm noch nie passiert. Einfach Termine streichen! Die Ausreden, die er von den Sekretärinnen erhalten hatte, waren wirklich zu lächerlich. Nein, er hatte schon verstanden, er war hier in New York bei den Banken nicht länger willkommen und er wusste auch warum. Der Skandal bei der Mercator Bank hatte sich bis zur Wall Street herumgesprochen.

Wir war so etwas möglich? Vor einem halben Jahr waren seine Besuche in New York noch Triumphzüge gewesen. Für den Mann der Euroville-Obligationen hatten die großen Namen der Wall Street immer Zeit. Arbeitsessen mittags und abends, ja sogar Frühstückstermine waren nie ein Problem. Die mächtigsten Finanzhäuser boten an, in Zukunft mit der kleinen Mercator Bank zusammenzuarbeiten und er versprach wohlwollend, dass er die Möglichkeiten für ein Geschäft prüfen würde. Ja, Herr Boonzaayer, nein, Herr Boonzaayer, natürlich, Herr Boonzaayer. Und nun, nun ließen sie ihn fallen wie einen Backstein, da er nicht mehr interessant für sie war. Diese Hurenböcke.

Das Schlimmste war, dass er bis zum Ende des Nachmittags keine Termine mehr hatte. Hier war er, LoDo Boonzaayer, in New York und hatte nichts zu tun. Ein merkwürdiges Gefühl überkam ihn. Was machten andere Leute eigentlich, wenn sie in New York waren und keine Termine hatten? Wahrscheinlich

fuhren sie mit dem Boot zur Freiheitsstatue oder fuhren aufs Empire State Building rauf. Aber für ihn kam das nicht in Frage. Schließlich war er kein Tourist.

Allerdings konnte er auch unmöglich sechs Stunden in den Straßen Manhattans umherschlendern. Und dazu kam noch, dass es regnerisches Wetter war. Er beschloss, das Künstlerviertel SoHo zu besuchen und sich Galerien anzusehen. Freunde aus Künstlerkreisen hatten ihm oft den Tipp gegeben, dort einmal hinzugehen, wenn er Zeit hätte, aber sein voller Terminkalender hatte ihn bisher daran gehindert. Aber zuerst musste er etwas essen, denn das Mittagessen im exklusiven New Millenium Hilton war auch abgesagt worden. Er betrat das World Trade Center, und wenig später saß LoDo Boonzaayer mit einem Tunfisch-Sandwich und einem Becher Cola light an einem kleinen Tisch aus Resopal. Links, rechts, vor und hinter ihm saßen Menschen aus der Finanzwelt. Man redete lauthals und lachte miteinander. Raucher waren natürlich nirgendwo zu entdecken. Boonzaayer hatte Lust auf eine Zigarre, aber er wusste, dass Rauchen in der Öffentlichkeit in New York zu einer der sieben Todsünden erklärt worden war.

Er ließ die Ereignisse der vergangenen Woche Revue passieren. Boonzaayer ärgerte sich über seinen Chef. Er war froh, dass er am Silvesterabend nicht beim Euro-Einführungsspektakel, das Mercator auf dem Dam inszeniert hatte, dabei gewesen war. Man stelle sich vor, dass auch er in den Programmen von Bloomfield zu sehen gewesen wäre. Was für eine lächerliche Idee war dieses Umtauschhappening in der Silvesternacht doch gewesen! Bloomfield hatte behauptet, dass hinter den Fälschungen möglicherweise die russische Mafia stecken könnte. Typisch amerikanisches Denken aus dem kalten Krieg. Boonzaayer glaubte überhaupt nicht an so etwas, er hatte ganz andere Vermutungen. Für ihn war klar, dass die

Fälschungen mit der Absicht gemacht worden waren, die Mercator Bank in Misskredit zu bringen. Und weshalb? Weil Mercator einen so erfolgreichen Start gehabt hatte und die großen etablierten internationalen Banken bei der Emission der Euroville-Obligationsanleihen nicht zum Zug gekommen waren. Je länger er darüber nachdachte, umso überzeugter wurde er. Die Fälschungsaktion richtete sich gegen Mercator und im Besonderen gegen ihn persönlich. Sie hatten sich an seinen Erfolg gerächt, die etablierte Ordnung gegen den Rebellen Mercator.

Eigentlich wunderte dies alles Boonzaayer nicht. Er kannte die Geiermentalität seiner Kollegen: heute ist man Jäger und morgen die Beute. In diesem Beruf hatte man keine Freunde, denen man vertrauen konnte. »Nur Paranoiker überleben«, wer hatte das noch einmal gesagt? Auf jeden Fall hätte er auch nicht anders gehandelt. Aber nun musste er die Angelegenheit so gut wie möglich in Angriff nehmen. Es war wie ein Schachspiel.

Während er einen Schluck abgestandener Cola aus dem Plastikbecher zu sich nahm, versuchte er, ein paar Schritte vorauszudenken. Mercator war ins Gerede gekommen, van Saxenburgh stand schlecht da, aber er, LoDo Boonzaayer, wurde mit nichts in Verbindung gebracht. Die Mercator Bank hatte das Geschäft des Jahres gemacht und das war sein, LoDo Boonzaayers Verdienst. Das hieß, dass er gar nicht so schlecht dastand. Er konnte die Angelegenheit retten. Wenn van Saxenburgh geopfert wurde wie ein Bauer auf dem Schachbrett, konnte Mercator unter einem neuen Vorstandschef weitermachen. Er wusste bereits, wer der Nachfolger sein würde.

Als er zur Mercator Bank gekommen war, hatte van Saxenburgh angedeutet, dass er mit 60 Jahren aufhören würde und dass Boonzaayer sein Nachfolger werden würde.

Inzwischen war van Saxenburgh 61, vögelte sich fit mit einer jungen Frau und saß immer noch auf seinem Platz. Freundschaft, alles schön und gut. Es war an der Zeit, dass Ollie abtrat. Einen Augenblick dachte er an Cees Crommelin, seinen Kollegen aus dem Vorstand. Crommelin hätte keine Einwände dagegen, van Saxenburgh abzusetzen, aber würde er auch als Nachfolger antreten wollen? Nein, Cees war zu alt und zu bescheiden, um ein ernst zu nehmender Rivale sein zu können. Und sollte er Anstrengungen unternehmen, sich gegen seine Ernennung zu stellen, dann wusste er genug über Crommelins Geschäfte, um ihm schaden zu können. Nein, von diesem alten Sack hatte er nichts zu befürchten.

Ein farbiger Mann stellte sich neben seinen Tisch und fragte, ob er fertig gegessen habe. Boonzaayer nickte abwesend. Der Mann nahm das Tablett mit den Essensresten und dem Wegwerfbesteck und warf alles in einen Container.

Wenn er die Sache so betrachtete, war es eigentlich eine gewaltige Chance. Je mehr er darüber nachdachte, fand er, dass das alles eigentlich seine Idee hätte sein können, angefangen bei den gefälschten Banknoten, die bei Mercator in Umlauf gekommen waren, bis zum Kursverfall der Aktie.

Boonzaayer fühlte sich in seinem Element. Seine schlechte Laune wich einem verbissenen Zorn. Sollten sie doch Termine absagen – er kannte genügend Investmentbanker in New York, um den Rest der Woche zu verbringen. Zuerst musste er eine Strategie ausarbeiten, und dann musste er aktiv werden.

Er stand auf, verließ das Restaurant, suchte den Eingang zur Subway unter dem World Trade Center und nahm den E-Train nach SoHo.

24. An einer Kreuzung in Amsterdam-West

Judy Armacost stampfte mit den Füßen auf, um sich warm zu halten. Sie fror trotz ihres dicken Parkas und sie ärgerte sich. Das neue Jahr hatte noch kaum angefangen und sie war zum dritten Mal in Amsterdam. Und sie hasste die Gegend, in der sie sich jetzt befand.

Wenn sie um sich schaute, sah sie das trostlose Viertel mit Wohnkasernen aus dem 19. Jahrhundert, wo heute hauptsächlich Ausländer wohnten. Auf der Straße liefen Frauen mit Kopftüchern herum, es gab Kaffeehäuser und Läden mit türkischen oder arabischen Namen, indische Restaurant-Cafes und kleine asiatische Reisebüros. Judy Armacost fragte sich, was sie in diesem abgelegenen Teil der Stadt, der in keinem einzigen Touristenprospekt erwähnt wird, verloren hatte.

»Okay, Judy, wie fangen gleich an zu drehen«, rief Nick Hoyle, der unermüdliche Produzent von Bloomfield, der den Drehort ausgesucht hatte. Judy konnte ihn nicht leiden. Seit Hoyle sich in die falschen Euros verbissen hatte, war er nicht zu bremsen. Was sie jetzt drehten, war für eine halbstündige Hintergrundreportage bestimmt, die spät am Abend gesendet werden sollte.

Hoyle hatte Montagmittag in seinem Büro in London einen Tipp bekommen, dass Sarita Rachman, die Schalterangestellte, die die Eurofälschungen bei Mercator entdeckt hatte, bei einem Verkehrsunfall ums Leben gekommen war. Nach Angaben der Amsterdamer Polizei war der Täter mit ziemlicher Sicherheit eine illegale Person aus Russland, hatte der Informant gesagt. *»Wow!«,* hatte Hoyle enthusiastisch gerufen und hier standen

sie jetzt an einer trübseligen Kreuzung in Amsterdam-West. Dort waren noch immer Spuren des Unfalls auf dem Asphalt zu erkennen. Davon mussten auch Aufnahmen gemacht werden, fand Hoyle.

Aber zuerst sollte Judy Armacost einen Zeugen und einige Sachverständige interviewen. Der Zeuge war ein junger Mann, ungefähr sechzehn Jahre alt, mit einer umgedrehten Baseballkappe. Er befand sich auf seinem Moped fast neben dem Fahrzeug von Sarita Rachman, als der Unfall passierte, und hatte alles aus der Nähe gesehen. Im Mercedes hatte ein Mann mit einem dunklem Gesicht gesessen, ja, er war ganz sicher. Nach dem Zusammenstoß war der Mercedes rückwärts gefahren und danach mit hoher Geschwindigkeit verschwunden. Der Junge zeigte in Richtung stadtauswärts.

»Und das Opfer?«, wollte Armacost wissen.

Ihr rotes Auto war vollkommen zerquetscht worden und als die Polizei und der Krankenwagen gekommen waren, war sie bereits tot. Der Junge berichtete darüber, als sei das die normalste Sache der Welt. Judy Armacost dankte ihm für die Informationen. An diesem Punkt der Sendung, so hatte Hoyle sich ausgedacht, würde er die Bilder montieren, die er vom lokalen Fernsehsender gekauft hatte.

Als Nächstes sollte ein Polizeisprecher interviewt werden. Nach der Anmoderation sagte Judy: »Neben mir steht eine Sprecherin der Amsterdamer Polizei. Können Sie bestätigen, dass der Täter ein Russe war?«

»Es gab noch keine Festnahmen.«

»Das habe ich verstanden, aber wir sind im Besitz zuverlässiger Informationen, dass der Fahrer ein illegaler Krimineller aus Russland ist. Können Sie das bestätigen?«

»Darüber können wir zurzeit noch keine Angaben machen. Die Ermittlungen laufen noch.«

Ärgerlich blickte Judy Armacost sie an. »Laut unserer Quelle haben Polizeikreise bestätigt…«

»Auf diese Anspielungen kann ich nicht eingehen. Ich versichere Ihnen jedoch, dass wir versuchen werden, den Fall so schnell wie möglich aufzuklären.«

»Vielen Dank.«

Das war mehr als unergiebig gewesen! Judy Armacost kochte. Hoffentlich war der nächste Interviewpartner besser! Er stand schon bereit. Vorsorglich machte sie den Reißverschluss ihres Parkas halb auf. »Okay, wir drehen«, rief Hoyle.

»Neben mir steht Professor Walter Wouters von der Universität in Amsterdam. Professor Wouters ist ein respektierter Experte auf dem Gebiet von, äh, kriminellen Netzwerken.«

Woher hatte Hoyle diesen Dummkopf so schnell hergeholt, fragte sie sich, während sie ihn anblickte. In seiner verschlissenen schwarzen Jacke sah Professor Wouters nicht aus wie ein Experte, gleich auf welchem Gebiet.

»Professor Wouters, ist es vorstellbar, dass russische kriminelle Kreise am helllichten Tage mitten in Amsterdam mit jemandem abrechnen?«

»O ja, sicherlich!«, antwortete Wouters gierig. Er war extra für diesen Fernsehauftritt beim Frisör gewesen. Über den Rand seiner Brille blickte er Judy Armacost fasziniert an und begann zu erzählen: über grenzüberschreitende Kriminalität, über alte und neue Formen des Verbrechens, über Banden und Organisationen, über seine Untersuchungen der europäischen Netzwerke von Kriminalität, alles, was ihm in den Sinn kam. Judy hörte nur halb hin. Sie wusste, dass fast alles, was Wouters erzählte, in der Montage weggeschnitten werden würde. Viel zu weitschweifig und kaum etwas zur Sache. Sie schaute einen Moment um sich. Mit einem Blick sah sie

zufrieden, dass um das Kamerateam nun Dutzende Menschen neugierig ihrem Auftritt zusahen.

»Nach unseren Informationen war es ein illegaler Krimineller aus Russland, der diese junge Bankangestellte umgebracht hat. Ist so etwas nach Ihren Erfahrungen denkbar?«

»Selbstverständlich. Wir wissen, dass russische Kriminelle in Amsterdam aktiv sind. Diese Frau hat durch ihre Aufmerksamkeit die Pläne dieser Kriminellen vereitelt. Das musste sie sehr wahrscheinlich mit ihrem Leben bezahlen. Das verdeutlicht, dass die Integrität unseres Bankensystems auf dem Spiel steht.«

»Professor Wouters, danke für das Interview. Das war Judy Armacost für Bloomfield Television von einer Kreuzung in Amsterdam-West.«

25. Die Kunst der Banknotenherstellung

Ohne zu wissen, dass Bloomfield gerade in Amsterdam drehte, kam Oscar Dienstagmorgen in den Seminarsaal der EZB, in dem sich ungefähr 30 Teilnehmer versammelt hatten. Oscar blickte sich abwartend um und setzte sich auf einen der Zuhörerstühle ganz hinten im Saal. Soledad Milmontes begrüßte ihn herzlich.

Das Thema des Tages ließ sich trotz seiner Kompliziertheit einfach zusammenfassen: Der Herstellungsprozess von der Baumwollfaser zur Euro-Banknote. »Und zu den Fälschungen«, rief einer der Teilnehmer, was allgemeine Heiterkeit erregte.

Der erste Redner war ein Mann der Louisenthal GmbH, der deutschen Papierfabrik im bayrischen Gmünd. »Die Kunst jedes Fabrikanten von Banknotenpapier ist, ein erstklassiger Fälscher zu sein«, begann er in singendem bayerischen Akzent, der für Oscar nicht ganz leicht zu verstehen war. Das Papier für Banknoten, so erklärte der Fabrikant, besteht vollständig aus Baumwolle, die in reiner Form kein UV-Licht reflektiert. Die Baumwollballen werden auseinander gezogen, gemahlen und gebleicht. Unter Hinzufügung von Wasser entsteht aus den Fasern ein Brei. Dieser Faserbrei wird über ein Sieb durch eine Maschine gezogen, wodurch das Wasser abläuft und nach dem Trocknen Papier zurückbleibt. Dem Faserbrei werden Elemente hinzugefügt, die Sicherheitsmerkmale des Banknotenpapiers: fluoreszierende Fasern, ein Sicherheitsdraht, Planchetten und das Wasserzeichen.

Oscar machte sich ein paar Notizen in die bereitgelegte Seminarmappe.

Der komplizierteste Punkt in diesem Prozess, erklärte der Papierhersteller weiter, ist der Stempel für Wasserzeichen. Wasserzeichen entstehen, indem im Papiersieb kleine Verdickungen und Verdünnungen angebracht werden, wodurch die Dichte der Papierfasern, die auf dem Sieb zurückbleiben, variiert. Diese Unterschiede in der Dichte geben dem Wasserzeichen den Schatteneffekt von hell und dunkel.

Die Dias zeigten, wie die Stempel für Wasserzeichen aus kleinen dünnen bronzenen Drähtchen hergestellt werden, die in Form einer bestimmten Figur gewebt werden. Bei der Form des Wasserzeichenstempels muss berücksichtigt werden, dass das Papier bei der Herstellung in der Breite schrumpft und sich in der Länge ausdehnt. Je nachdem, mit welcher Papiermaschine gearbeitet wird, gibt es Unterschiede beim Ausdehnungs- und Schrumpfverhalten. Die Wasserzeichenstempel müssen alle drei Wochen erneuert werden, da sie durch Gebrauch ihre Schärfe verlieren.

Ein gutes Wasserzeichen ist nahezu fälschungssicher, es ist immer noch die beste Absicherung einer Banknote. Sogar mit den modernsten Drucktechniken lässt sich das Wasserzeichen nicht nachmachen und die Schattendetails gehen beim Fotokopieren verloren. »Eigentlich«, erläuterte der Mann von Louisenthal vergnügt, »ist unsere Arbeit nicht anderes als die Verpackung eines Wasserzeichens in einem Stück Glimmer-Papier.«

»Und wie steht es mit den Sicherheitsaspekten?«, wollte jemand wissen.

»Gut, dass Sie diese Frage stellen«, antwortete der Deutsche. »Unser Fabrikgelände ist natürlich gesichert. Die Abteilungen, in denen Wasserzeichen produziert werden und die Lagerräume des Papiers sind durch Zugangsschleusen abgesichert. Jeder, der dieses Gelände betritt oder verlässt,

wird kontrolliert. Alle Papierbögen, auch die misslungenen, werden gezählt und registriert, und der Transport findet mit gepanzerten LKWs statt. Kein Gramm Papier verlässt die Fabrik, ohne dass wir wissen, wo es geblieben ist.«

»Das ist doch Unsinn«, hörte Oscar den Mann neben sich murmeln. Er schaute ihn an. Es war ein kahl werdender Mann mittleren Alters in einer Tweedjacke. Er hatte einen Notizblock auf dem Schoß und machte sich die ganze Zeit Notizen. Oscar fragte sich, wer das sein konnte.

Der nächste Redner kam von Oberthur S.A. aus der Bretagne. Oberthur war einer der beiden französischen Banknotenhersteller. »Mein Vorredner hat gesagt, dass er Wasserzeichen liefert, die in Papier verpackt sind. Nun, wir produzieren die Farben auf der Verpackung.« Der Franzose sah aus wie ein flotter Unternehmer, er war jung und gut gekleidet.

»Sie wissen, dass der Verbleib jeden Papierbogens genauestens kontrolliert wird«, fuhr er fort. »Das gilt auch für die speziellen Tinten und die Druckmaschinen, die bei der Produktion von Banknoten verwendet werden. Aber lassen Sie mich zuerst erklären, wie der Druckprozess funktioniert.« Er schaltete den Powerpoint-Projektor ein. Zuerst, so erklärte er, werden auf den Papierbögen unter Erhitzung so genannte Prägefolien und Hologramme angebracht, danach mit Buchdrucktechnik die Strichcodes und die Nummern der Geldscheine auf die Bögen gedruckt. In der dritten Bearbeitungsphase werden mit Siebdruck optisch variable Tinten benutzt, die ihre Farbe abhängig vom Lichteinfall verändern. In der vierten Druckphase werden per Offset die Motive aufs Papier gedruckt. Danach gehen die Bögen zur Tiefdruckpresse, die unter hohem Druck Buchstaben und Ziffern mit einer fühlbaren Tintenschicht auf das Papier anbringt. Nur die Drucker von Banknotenpapier verfügen über

die speziellen Pressen, mit denen man dieses so genannte *Intaglio-printing* durchführen kann. Schließlich gibt es eine Lackmaschine, die eine dünne Schutzschicht auf das Papier bringt. Das schützt die Scheine gegen Verschmutzung, Knittern und Reißen.

»Das kann niemand fälschen«, schlussfolgerte der Franzose selbstsicher. Er schaltete den Projektor aus. »Oder er müsste eine komplette Druckerei aufmachen. Ganz abgesehen von den Investitionen, die das erfordern würde, kann man die Sicherheitstinten von Sipca, einer Schweizer Firma in Lausanne oder die Super-Orlof-Plattendruckpressen, die von Koeban Giordi DelaRue hergestellt werden, nur mit Zustimmung der Zentralbanken kaufen.«

Während der Kaffeepause versuchte Oscar mit dem Mann in der Tweedjacke zu reden, der neben ihm gesessen hatte, aber dieser war die ganze Zeit mit Frau Milmontes im Gespräch. Deshalb sprach Oscar den Redner von Oberthur an. Als er erzählte, dass er für die Mercator Bank arbeitete, begann der Franzose zu lachen. »Ach, die Bank mit den gefälschten Euros!«

Oscar seufzte und fragte ihn, wie es möglich sei, dass bei Mercator Euros aufgetaucht waren, die beim ersten Hinsehen alle Sicherheitsmerkmale hatten außer der fühlbaren Tintenschicht.

»Dann wurden die nicht auf einer Tiefdruckpresse gemacht«, antwortete der Franzose resolut. »Nur Tiefdruck ergibt dieses Relief. Also müssen sie mit Offset oder einer digitalen Presse hergestellt worden sein. Etwas anderes kann ich mir nicht vorstellen. Aber Sie haben heute Morgen gehört, dass dies sehr schwierig ist, wenn man nicht über die anderen Rohstoffe verfügt. Ehrlich gesagt, stellen diese Fälschungen mich vor ein Rätsel.«

Das Seminar ging weiter. Nun ergriff Frau Milmontes von der EZB das Wort und berichtete über die Gestaltung der europäischen Banknoten. Anfang 1996, so erzählte sie, hatte das Europäische Währungsinstitut, der Vorläufer der EZB, einen Gestaltungswettbewerb für Euro-Entwürfe mit dem Thema »Zeitalter und Stile in Europa« ausgeschrieben. Eine Jury unabhängiger Sachverständiger, eine Arbeitsgruppe von Technikern der Zentralbanken und ein öffentliches Forum, das aus 2000 Taxifahrern in den 15 EU-Ländern bestand, hatten ihr Urteil über die anonymen Entwürfe abgegeben. Schließlich entschied man sich für den Entwurf des Österreichers Robert Kalina.

»Was für ein Kompliment für den Künstler: 14 Milliarden Kalinas werden in Euroland in Umlauf kommen. Gut 300 Millionen Menschen werden sie jeden Tag in ihren Händen haben«, sagte Milmontes. Die Entwürfe von Kalina stellten die verschiedenen Architekturstile aus sieben Epochen der europäischen Kulturgeschichte dar: Klassik, Romanik, Gotik, Renaissance, Barock, Eisen- und Glasarchitektur und moderne Architektur aus dem zwanzigsten Jahrhundert. Auf der einen Vorderseite sind Fenster und Tore das Hauptelement, während auf der Rückseite Brücken dargestellt werden.

Aus Kunstbüchern hatte Kalina Beispiele gescannt und danach mit dem Computer angepasst, sodass sie keine Ähnlichkeit mit bestehenden Bauwerken mehr hatten. Aber er hatte nicht damit gerechnet, dass der Chefredakteur einer britischen Zeitschrift für Brückenbauer in der Brücke auf dem Entwurf für die 100-Euro-Note den Pont de Neuilly in Paris erkennen würde und auf dem Entwurf des 5-Euro-Scheins eine Brücke in Indien. Eilig passte Kalina die Entwürfe an.

Obwohl kritische Entwerfer die Banknoten von Kalina als steriles Monopolygeld abtaten, wurden sie angenommen. Nur eine Französin, Simone Bourdieu, hatte sich hartnäckig dieser

Entscheidung widersetzt. Auf eigene Initiative schrieb sie 1992 einen Gestaltungswettbewerb für Euro-Entwürfe aus. Ende 1993 sollten die Siegerentwürfe auf einem Festival in Athen bekannt gegeben werden, begleitet von Musik von Pink Floyd und Luciano Pavarotti. Die Serie, die den ersten Preis gewonnen hatte, bestand aus Banknoten mit Köpfen aus der europäischen Kulturgeschichte: Erasmus, Voltaire, Beethoven, Cervantes, Galilei, Shakespeare und Mozart.

Geld, so fand Madame Bourdieu, müsste für das europäische Publikum erkennbar sein, und deshalb sollten bekannte Persönlichkeiten auf den Banknoten stehen. Keine Abbildungen von Politikern und Generälen, wie in den Vereinigten Staaten, denn hierüber würde nur Streit entstehen, sondern Abbildungen von Kulturträgern.

Die zuständigen Stellen weigerten sich, dieser Bürgerinitiative Beachtung zu schenken. Nachdem das Projekt eines stillen Todes gestorben war, fuhr Madame Bourdieu fort, für ihr Geisteskind Lobbyarbeit zu machen. Sie habe ihre Pläne niemals aufgegeben, erzählte Milmontes amüsiert, und die EZB jahrelang mit Briefen bombardiert.

Nach diesem Vortrag war es Zeit für das Mittagessen. Mittags gebe es Arbeitsgruppen zu den Ermittlungstechniken der Polizei. Die Zuhörer waren hierzu nicht eingeladen.

Oscar lief zum Tisch mit den Brötchen und wartete, bis er hinter dem Mann in der Tweedjacke war. Nachdem sie sich mit einigen Sandwiches und Orangensaft ausgestattet hatten, stellten sie sich einander vor. Der Mann hieß David Morgan und war Korrespondent der *Financial Times* in Frankfurt. Der Journalist zog bedeutungsvoll seine Augenbrauen hoch, als Oscar ihm erzählte, dass er für Mercator arbeitete.

»Haben Sie gestern nicht geschrieben, dass auch bei anderen Banken Fälschungen entdeckt worden sind?«, fragte Oscar.

»Stimmt«, antwortete der Brite einsilbig.

»Darüber würde ich gerne mit Ihnen reden.«

»Okay, wenn Sie mir dafür erzählen, was genau sich bei Mercator abgespielt hat. Aber nicht hier in der Höhle des Löwen. Können Sie am späten Nachmittag in meinem Büro vorbeikommen? Dann habe ich meinen Artikel für morgen fertig.« Morgan gab Oscar seine Karte. »Es geschehen ziemlich merkwürdige Sachen mit dem Euro.«

26. Die Vremja-Bank

Um drei Uhr hatte Oscar einen Termin bei der Vremja-Bank. Die russische Bank hatte ihr Büro in einem nagelneuen, Eurotheum getauften Wolkenkratzer – *»the top in town for cosmopolitans«* – in der Neuen Mainzer Straße. Offensichtlich lief es nicht so gut mit *the top in town,* denn die Ladenflächen im Erdgeschoss waren zum größten Teil leer. Im Gebäude gab es zahlreiche Appartements und Büroräume zu mieten. Auch wenn die Finanzinstitute ihr Bestes unternahmen, der Euro hatte der Stadt nicht das Format der Londoner City gegeben.

Oscar meldete sich am Empfang im vierten Stock. Nachdem er einen Metalldetektor passiert hatte, wurde er von Juri Kagalovski, der sich als Direktor der Bank vorstellte, erwartet. Kagalovski verfügte über ein elegant möbliertes Zimmer mit der modernsten Elektronik und Aussicht auf eine nackte Wand. Er trug einen Hugo-Boss-Anzug und mit seinem gepflegten, jungenhaften Gesicht war er in jederlei Hinsicht ein Vertreter der neuen Moskauer kapitalistischen Elite.

Oscar entschied sich, gleich zur Sache zu kommen. »Können Sie sich noch an Stephanie Horlick, Verkäuferin von Obligationen bei der Mercator Bank, erinnern?«

Kagalovski brach in einen Wasserfall von Worten aus. Natürlich erinnere er sich an sie! Er habe mir ihr über die Beteiligung an der Euroville-Anleihe verhandelt, sie hätten vielfach miteinander telefoniert und schließlich hätte sie ihn abgewiesen. Ohne einen Grund anzugeben. Das habe er ihr schon verübelt. Seine Zentrale in Moskau sei auch nicht zufrieden damit gewesen, denn man war brennend daran

interessiert, als respektierte Bank in der Europäischen Union Fuß zu fassen.

»Ich habe gehört, dass Ihr Ton dann ein wenig schroff wurde«, fuhr Oscar vorsichtig fort.

Nun fing der Russe herzlich zu lachen an. »Aber nein. Das ist die Art, wie wir in Russland normalerweise Geschäfte machen. Wir Russen sind sehr zuvorkommend, vor allem wenn es sich um eine attraktive junge Frau handelt, und Frau Horlick ist sicher attraktiv. Aber wir können auch grob in Worten sein, wenn Sie verstehen, was ich meine. In Russland muss man eine kräftige Sprache benutzen, sonst wird man überrannt. Die Regierung, die Bürokraten, die Konkurrenten, die Unterwelt. Man muss sich immer seiner Haut wehren. Aber das mit Frau Horlick ist schon ein Jahr her. Warum fragen Sie jetzt wieder danach?«

Er drückte auf die Klingel. Kurz darauf kam eine verlegene Russin mit einem Tablett und zwei Tassen Kaffee ins Zimmer. Ohne ein Wort zu sagen, stellte sie es auf den Tisch und verschwand wieder aus dem Zimmer.

»Wissen Sie«, sagte Kagalovski, ohne Oscars Antwort abzuwarten. »Sie sind nicht der Erste von Mercator, der Kontakt zu mir sucht. Vor kurzem hat mich noch jemand von Ihrer Bank angerufen. Seltsame Manieren haben Sie. Zuerst uns die Tür weisen, dann ein Jahr lang nichts mehr von sich hören lassen und jetzt innerhalb einer Woche zwei Leute, die mich sprechen wollen.«

Überrascht fragte Oscar, wer das gewesen sei, aber Kagalovski ging nicht darauf ein. Er begann wieder, über den Unterschied zwischen den westeuropäischen und russischen geschäftlichen Umgangsformen zu reden.

»Und doch frage ich mich, weshalb Sie so darauf gedrängt haben, bei dieser Euroville-Emission mitzumachen«, unterbrach ihn Oscar.

»Sind Sie deshalb hierher gekommen? Hören Sie mal, lieber Herr, das ist unsere Angelegenheit«, sagte Kagalovski. Er hörte sich nicht mehr so freundlich an.

»Es interessiert mich nur, soweit es etwas mit Mercator zu tun hat.«

»Sie denken doch nicht, dass ich einer wildfremden Person, einem Vertreter einer Bank, mit der wir nicht einmal ein Geschäft machen können, unsere europäische Strategie verraten werde!«

»Nein, aber Sie können mir doch sagen, weshalb Sie so gerne in die Euroville-Obligationen investieren wollten? Dafür haben Sie doch im vergangenen Jahr ausdrücklich Kontakt zur Mercator Bank gesucht.«

»Herr Straver, Sie sind ein Kollege von Frau Horlick, an die ich die besten Erinnerungen habe. Aber Sie stellen unverschämte Fragen!«

Oscar versuchte es noch einmal. »Die Vremja-Bank ist ein Newcomer auf dem europäischen Kapitalmarkt. Weshalb wollten Sie ausgerechnet Ihre ersten Geschäfte mit einer kleinen, unbekannten Bank in Amsterdam machen?«

Kagalovski schien sich etwas zu beruhigen. Sein Scharm kehrte wieder zurück. »Na gut. Ich erzähle es Ihnen, weil wir in Zukunft hoffentlich miteinander Geschäfte machen werden. Der Grund war einfach. Sie wissen, dass es zu den Euroville-Obligationen einen kleinen Köder gab. Wer die Obligationen zeichnete, bekam Recht auf Sonderprivilegien bei einem Besuch in Euroville. Wir wollten diesen Service unseren russischen Kunden mit Valutakonten im Ausland anbieten. Es war außergewöhnlich attraktiv. Verstehen Sie, was ich meine?«

Oscar nickte, obwohl er nur halb folgen konnte. Was meinte der Mann mit »Sonderprivilegien«?

»Aber erzählen Sie mir doch etwas von der Mercator Bank. Ich habe den Medien entnommen, dass Sie einige Probleme gehabt haben.« Kagalovski lachte bösartig.

Oscar nickte. »Sie sind natürlich erschrocken durch die Berichte über eine mögliche Beteiligung der russischen Mafia an diesen gefälschten Euros und jetzt suchen sie Kontakt zu jemandem, der die russische Finanzwelt gut kennt.«

»Ich verstehe schon. In den letzten Jahren gab es so viele Skandale mit russischen Banken, die etwas mit zwielichtigen Geschäften zu tun hatten. Aber ich fürchte, dass ich Ihnen nicht helfen kann. Ich versichere Ihnen, dass wir keine Kontakte zur russischen Mafia haben, auch wenn das manchmal schwer zu vermeiden ist. Alle negativen Gerüchte über uns stammen von unserer Konkurrenz. Wir wünschen uns nur, als angesehene Bank zu gelten, dass ist auf Zeit die einzige Art, in Westeuropa einen Fuß auf den Boden zu bekommen. Wir haben es nicht gerne, dass wir noch einmal eine so lukrative Chance verpassen wie beim Euroville-Geschäft. Verstehen Sie?« Kagalovski war wieder die Freundlichkeit in Person.

»Ja, natürlich. Aber ich habe doch noch eine Frage«, antwortete Oscar und zögerte. Er wusste, dass er sich jetzt aufs Glatteis begeben musste. »Die Vremja-Bank hatte Interesse an den Euroville-Obligationen. Ihre Kunden hatten daran Interesse. Sie haben meine Kollegin Horlick bedroht, als sie Sie von diesem Geschäft ausschloss. Kurze Zeit später tauchen bei Mercator Fälschungen auf, von denen Sachverständige sagen, dass möglicherweise die russische *connection* dahinter steckt. Können Sie mir folgen?«

Kagalovski schaute Oscar irritiert an. »Und Ihre Frage?«

»Die Frage, die mich beschäftigt, ist ganz einfach. Gibt es irgendeinen Zusammenhang zwischen all diesen Sachen?«

»Raus!«, schrie Kagalovski und sprang von seinem Stuhl auf. »Raus jetzt! Sie beschuldigen mich der Mittäterschaft bei der Mafia! In meinem eigenen Büro! Was denken Sie eigentlich! Verschwinden Sie!«

Noch bevor Oscar aufgestanden war, hatte Kagalovski ihn halb aus dem Stuhl gezogen. Er öffnete die Tür und mit einer rohen Bewegung schob er Oscar durch das Vorzimmer der Sekretärin, die ihren Nagellack fallen ließ und den beiden Männern bestürzt nachsah.

»Lassen Sie sich hier nicht noch einmal sehen. Und grüßen Sie Frau Horlick«, schnaubte Kagalovski.

Einige Sekunden später hörte Oscar die gesicherte Metalltür des Büros hinter sich zuschlagen.

Noch etwas mitgenommen von dem Rauswurf lief Oscar durch die Neue Mainzer Straße. Er war mit seinen Fragen wohl wirklich zu weit gegangen. Aber vielleicht war die grobe Reaktion ein Anzeichen dafür, dass an der Theorie etwas dran war. Er erinnerte sich daran, was der Beamte von Europol, Dorbeck, ihm gesagt hatte: von drei russischen Banken würden zwei von der Unterwelt kontrolliert.

Oscar schlug seinen Kragen noch etwas höher und schaute sich um. Hinter sich sah er einen Mann in einer schwarzen Lederjacke. Zur Sicherheit überquerte Oscar die Straße. Der Mann lief auf der anderen Straßenseite weiter.

Um fünf Uhr hatte Oscar einen Termin mit David Morgan, dem Korrespondenten der *Financial Times,* Morgan hatte sein Büro in einer Straße hinter der Taunusanlage, wo die großen deutschen Banken ihren Hauptsitz hatten. Als Oscar klingelte, drehte er sich noch einmal um. Der Mann in der Lederjacke war nirgendwo mehr zu sehen. Er beschloss, Morgan nichts

über seine unglückliche Begegnung mit dem russischen Banker zu erzählen.

»So, Herr Straver«, hieß Morgan ihn willkommen. Er war weniger reserviert als morgens auf dem EZB-Seminar. Überall lagen Zeitungen, Zeitschriften, Zeitungsausschnitte, Ordner und Papiere. Morgan entschuldigte sich für die Unordnung in seinem Büro. Er hatte gerade seinen Artikel für den nächsten Tag fertig gestellt und noch keine Zeit gehabt aufzuräumen. Morgan machte einen der Stühle frei und bot ihn Oscar an.

»Sie sagten heute Morgen, dass es Unsinn gewesen sei, was dieser Vertreter von Louisenthal erzählt hat. Wie haben Sie das gemeint?«, fragte Oscar.

Morgan machte eine abwehrende Handbewegung. »Ach, das war eher so ins Unreine gesagt. Sagen Sie mir doch zuerst, was bei Mercator genau vorgefallen ist.«

Oscar erzählte in groben Zügen, was sich in der Silvesternacht auf dem Dam abgespielt hatte.

Morgan nickte einige Male und schrieb etwas in ein Notizbuch mit schwarzem Einband und rotem Rand. »Ich hoffe, Sie haben nichts dagegen, wenn ich mir Notizen mache«, sagte er mit seinem Stift im Mund. »Natürlich werde ich Sie nicht zitieren; dieses Gespräch bleibt vollkommen unter uns.«

Oscar nickte. In New York hatte er oft mit Journalisten auf dieser Basis gearbeitet. »Beschäftigen Sie sich hauptsächlich mit dem Euro?«, erkundigte er sich.

»Ja, das ist mein Fachgebiet. Außerdem interessiert mich das Thema sehr.«

»Weil Großbritannien beim Euro nicht mitmacht?«

»Nein, das hat nichts damit zu tun. Ich bin persönlich ein Befürworter des Euro. Aber…«

Morgan machte eine kleine Pause. Er schaute Oscar nachdenklich an.

»Wissen Sie, vielleicht sollte ich Ihnen das nicht erzählen, aber vor drei Jahren ist mir etwas Merkwürdiges hier in Frankfurt passiert. Es ging das Gerücht um, dass ein Stapel unbedruckter Bögen von Banknotenpapier aus der Fabrik von Louisenthal verschwunden war. Mit diesem Papier sollten Tests durchgeführt werden, aber irgendetwas ist bei der Herstellung falsch gelaufen und das Papier sollte danach vernichtet werden. Aus nicht geklärten Gründen ist das aber nicht geschehen und es wurde behauptet, dass eine nicht geringe Menge dieses Papiers verschwunden sei. Ich habe alles versucht, um hierfür eine Bestätigung zu bekommen, aber es ist mir nie gelungen. Also weiß ich nicht sicher, dass es wahr ist. Aber heute Morgen, in der Kaffeepause, hat Soledad Milmontes zugegeben, dass in der Testperiode tatsächlich einiges schief gegangen ist. Sie weigerte sich jedoch, Einzelheiten zu nennen.«

»Nun verstehe ich auch, was Sie mit Ihrer Bemerkung während der Präsentation dieses Louisenthal-Vertreters gemeint haben,« sagte Oscar interessiert.

»Ja. Ich bin überzeugt davon, dass vor drei Jahren ein Stapel Banknotenpapier von Louisenthal verschwunden ist und nie mehr gefunden wurden.«

Morgan stand von seinem Schreibtisch auf. »Nun gut, jetzt wissen Sie, weshalb mich der Euro so interessiert. Wie ist die Stimmung bei Mercator eigentlich?«, wechselte er das Thema.

»Nicht so gut, aber was genau meinen Sie?«, fragte Oscar. »Der Kurs von Mercator ist tüchtig in den Keller gegangen.«

»Wundert es Sie, nach all diesen negativen Schlagzeilen?«

»Nein. Aber Sie müssen die Bewegungen auf dem Markt gut im Auge behalten. Ich nehme an, dass das Management Aktienoptionen erhält?«

Oscar nickte.

»Dann würde ich an Ihrer Stelle mal untersuchen, ob in den letzten Tagen auffällige Transaktionen durchgeführt worden sind.«

Zu Beginn des Abends kehrte Oscar ins Arabella Hotel zurück. Er nahm den Aufzug zu seinem Zimmer, ließ das Bad voll laufen und schaltete den Fernseher ein, auf Bloomfield TV. Während er ins schäumende Wasser tauchte, ließ er einen seltsamen Tag an sich vorüberziehen. Das Seminar bei der EZB, Soledad Milmontes, Kagalovski, Morgan. Er tauchte seinen Kopf unter das Wasser.

Das Telefon summte. Mit einer schnellen Bewegung ergriff Oscar den Hörer des Apparats, der neben dem Bad hing.

»Dad?«

Sein Sohn Michael aus New York. Oscar freute sich, seine Stimme zu hören. Wahrscheinlich hatte seine Sekretärin ihm die Nummer des Hotels gegeben. Mike beschwerte sich, dass ihn seine Mutter nie eine Krimisendung im Fernsehen schauen ließ, und erzählte davon, dass er eine Eins in Mathe bekommen hatte.

»Gut gemacht«, lobte Oscar.

»Fahren wir noch in Skiurlaub?«

»Natürlich! Sobald ich kann, fahren wir Ski!«

»Okay, Dad.«

Als er den Hörer einhängte, hatte er Sehnsucht nach seinem tollen zehnjährigen Sohn. In der Ferne hörte er die Stimme von Judy Armacost von Bloomfield, sie sagte etwas über einen illegalen Russen mit einer kriminellen Vergangenheit. Jetzt bitte nicht, dachte Oscar. Kein Bloomfield. Keine Armacost. Er ließ sich so tief in die Wanne sinken, dass er nichts mehr hörte.

Durch das Bad erfrischt, beschloss Oscar in der Nähe des Hotels etwas zu essen. Er hatte in der Straße hinter dem Hotel ein paar einfache Restaurants gesehen und das was mehr als genug für einen Abend. Außerdem wollte er schnell zurück sein, da Step ja noch anrufen wollte.

Er nahm den Hinterausgang des Hotels und bog nach rechts ab. Außer ihm schien um diese Uhrzeit niemand unterwegs zu sein. Die Geschäfte hatten ihre Rolläden schon hinuntergelassen, nur ein paar Kebab-Buden waren noch dabei aufzuräumen. Es war sehr kalt geworden.

Auf einmal sah er zwei Männer vor ihm auftauchen, alle beide in schwarze Lederjacken gekleidet. Ohne dass er sie bemerkt hatte, waren sie offensichtlich aus einer der schmalen Seitenstraßen gekommen. Instinktiv versuchte Oscar ihnen auszuweichen, indem er die Straße überquerte. Während er das tat, sah er, wie aus Richtung der Zeil zwei weitere zwielichtig aussehende Typen hinter ihm her gingen. Noch ungefähr zwanzig Meter und sie würden ihn einholen. Die Männer, die ihm entgegenkamen, wechselten nun auch auf seine Straßenseite.

Lieber Gott, hatten die es etwa auf ihn abgesehen? Oscar beschleunigte seinen Schritt und versuchte einzuschätzen, ob er irgendein Restaurant erreichen konnte, um dahin zu flüchten. Doch alles hatte geschlossen. Die Straßen waren wie ausgestorben. Von weitem hörte er den Lärm der Stadt.

Oscar versuchte, ruhig zu bleiben und überlegte schnell. Er war noch nicht weit gegangen. Wenn er gleich umkehrte, konnte er den Eingang seines Hotels vielleicht noch erreichen.

Aber es war schon zu spät. Die beiden Männer, die ihm nachgegangen waren, hatten diese letzte Fluchtmöglichkeit schon blockiert. Einer der beiden Männer stand nun direkt vor ihm.

»Wissen Sie, wie spät es ist?«, fragte er auf Deutsch mit einem schrecklichen Akzent. Im Dunkeln war sein Gesicht nur schwer zu erkennen.

Oscar wollte den Mann ignorieren und versuchte an ihm vorbeizulaufen, aber das gelang nicht. Der zweite Mann stellt sich auch vor ihn. Er war eingeschlossen. Vor Angst wurden Oscar die Knie weich. Links war eine Mauer, vor und hinter ihm standen Typen in schwarzen Lederjacken. Der einzige Ausweg war, die Straße zu überqueren. Aber bevor er etwas tun konnte, wurde er festgehalten. Seine linke Schulter knallte an eine Wand. Von hinten bekam er einen Schlag auf den Kopf, der scharfe Schmerz ließ ihn taumeln. Oscar schlug mit dem Arm um sich, aber er traf niemanden. Der zweite Schlag betäubte sein Gesicht.

Er schrie auf. Etwas traf schmerzhaft seine Beine. Im Reflex holte er mit dem Knie aus und traf einen der Angreifer im Unterleib.

»Bljad pizdjets!«, fluchte der Mann und schlug wütend zu.

Oscar drückte sich näher an die Mauer und versuchte seinen Kopf mit den Armen zu schützen. Warum kam bloß niemand? Gab es in dieser verfluchten Stadt keine Polizei?

Einer der Männer packte Oscar von hinten, ein anderer zog seine Jacke auf und riss die Innentasche heraus. Mit einem hässlichen Geräusch gab der Stoff nach. Oscar hörte sein Portmonee auf die Straße klatschen. Dann der Schrei der Enttäuschung. Nur 50 Euro! Heftige Hiebe gegen Brust und Arme trafen Oscar. Ihm wurde schwindlig und er hatte das Gefühl, dass er gleich zusammenbrechen würde. »Bitte! Hilfe!«, brüllte er.

Endlich andere Stimmen. Jemand kam. Aus einer Kebab-Bude schräg gegenüber stürmten ein paar Libanesen nach draußen, um zu schauen, was los war. Nach einem letzen Stoß in Richtung Oscars Kopf machten die Angreifer, dass sie

wegkamen. Oscar hörte sie die Straße hinunterrennen. Er schwankte und musste sich an der Mauer abstützen. Erschrocken stellte er fest, dass ihm das Blut aus dem Gesicht tropfte. Er versuchte es abzuwischen, aber er fand kein Taschentuch in seiner Jacke.

»Brauchen Sie Hilfe?«, fragte ein Mann, der inzwischen näher gekommen war. »Sie bluten ja. Warten Sie, ich rufe einen Krankenwagen!«

Betreten wehrte Oscar die Hilfe ab. Er fühlte sich wie ein Boxer nach fünf Runden gegen den Weltmeister im Schwergewicht. Aber er musste ja bis zum Arabella Hotel kaum mehr als fünfzig Meter laufen. Der Libanese stützte ihn und half ihm, den Hintereingang des Hotels zu erreichen.

»Danke, dass Sie vorhin gekommen sind«, sagte Oscar. »Die hätten mich glatt… die hätten mich…«

»He, kein Problem. Viel Glück.«

In einem Büro hinter dem Eingang des Hotels ließ sich Oscar von einer Mitarbeiterin des Empfangs behandeln. Erschrocken lief sie Desinfektionsmittel holen und verband seine Schrammen. »Sie müssen gleich Anzeige erstatten! Was ist überhaupt passiert?«

»Vier Männer… sie sprachen russisch… mein Geld ist weg, verdammt!«

»Seien Sie froh, dass die kein Messer gezückt haben. Das sind ganz harte Typen«, sagte die Frau und seufzte. »Wir hätten Sie warnen müssen, abends nicht den Hinterausgang des Hotels zu benutzen. Da warten sie auf unsere Hotelgäste. Sie hatten es auf Sie abgesehen.«

27. Düstere Vermutungen

Im Spiegel seines Hotelzimmers sah sich Oscar an, wie er zugerichtet worden war. Seine Kleidung was ramponiert und dreckig. Sein Kopf schmerzte. Zum Glück war der größte Teil des Blutes aus seiner Nase gekommen, und sie schien nicht gebrochen zu sein. Glück gehabt. Allerdings hatte er eine hässliche Abschürfung auf der linken Seite des Gesichts. Vielleicht hatte er mit seiner Backe die Mauer gestreift. Er hatte nichts davon gemerkt.

Oscar schüttelte den Kopf. Meine Güte! Während all der Jahre, die er in New York verbracht hatte, war ihm das nicht passiert. Und ausgerechnet hier in Deutschland raubten sie ihn aus.

In diesem Moment summte das Telefon.

»Wo warst du?«, fragte Step, als er den Hörer abhob. »Ich habe schon einmal versucht dich anzurufen.«

Oscar erzählt kurz, was passiert war.

Stepps Stimme klang entsetzt. »Bist du sicher, dass alles in Ordnung ist? Lass dich besser gleich in die Notaufnahme fahren! Vielleicht hast du irgendwelche inneren Verletzungen!«

»Nein, nein, das hätte ich bestimmt schon gemerkt. Allerdings werde ich mit meinen blauen Flecken in nächster Zeit nicht sehr ansehnlich sein.«

»Woher willst du wissen, dass es Russen waren?«

»Ich will nicht sagen, dass ich fließend Russisch spreche, aber ich kann es schon erkennen. *Bljad pizdjets* ist ein Fluch, den ich oft von russischen Freunden in New York gehört habe.«

»Denkst du, dass sie dich verfolgt haben? Es könnte sein, dass die russische Mafia weiß, womit du beschäftigt bist. Und dich einschüchtern will.«

Oscar erschrak. Daran hatte er überhaupt noch nicht gedacht. Es war alles viel zu schnell geschehen und auch zu verwirrend gewesen.

»Denkst du das wirklich?«

»Weißt du, wer Sarita Rachman totgefahren hat? Irgendein russischer Krimineller! Bloomfield hat das heute Abend aufgedeckt. Sarita wurde vermutlich ermordet. Sie hatten darüber eine Sondersendung.«

Oscar war sprachlos. Das war es, was Armacost berichtet hatte, als er gerade im Bad war. »Das ist ja grässlich«, stammelte er. »Ist mehr über diesen Kerl bekannt, ich meine, was seine Motive waren?«

»Nein, er ist noch nicht festgenommen worden. Die Polizei hatte weiter keinen Kommentar. Es ist doch offensichtlich – Sarita und du, ihr wart alle beide an der Entdeckung dieser Euros beteiligt! Und ihr seid beide ins Visier von Russen geraten.«

»Scheint fast so«, sagte Oscar. »Aber es ist ja nichts weiter passiert. Also keine Panik jetzt, in Ordnung?«

Er sagte nicht, dass seine Kopfschmerzen immer heftiger wurden und sich sein ganzer Körper anfühlte wie durch die Mangel gedreht. Vielleicht sollte er sich vom Hotelpersonal ein paar Schmerztabletten bringen lassen.

Oscar erzählte Step von seinem Besuch bei der Vremja-Bank – er verzichtete darauf, die »Grüße« von Kagalovski an Step weiterzuleiten – und von den Ausführungen des britischen Journalisten. »Könntest du mal versuchen herauszufinden, ob in den letzten Wochen, so ab Ende Dezember, irgendjemand aus dem Management Optionen verkauft hat?«

»Ja, natürlich, das dürfte kein Problem sein«, sagte Step.

»Prima. Vielleicht liefert das unerwartete Informationen.«

Step berichtete, dass es auf dem Markt ein Gerücht gebe, nach dem eine feindliche Übernahme von Mercator geplant sei. Der Kurs von Mercator war ja beträchtlich nach unten gegangen und eine unbekannte Gruppe von Anlegern wollte offensichtlich hier ins Geschäft kommen. Angeblich hätten sie am Wochenende Kontakt zu van Saxenburgh gesucht und dieser sei sofort abgereist, um mit ihnen zu verhandeln. Niemand wusste, wo er war.

»Van Saxenburgh hat mir so etwas gesagt. Er rief mich heute Morgen an, als ich im Taxi in Frankfurt saß«, ergänzte Oscar. »Aber er hat nicht erwähnt, dass er irgendwo hinfahren würde.«

»Wer weiß«, antwortete Step. Im Handelssaal, so fuhr sie fort, machten die wildesten Gerüchte die Runde. Van Saxenburgh zöge in Erwägung, nach den Erniedrigungen der vergangenen Woche zurückzutreten. Er würde zögern, ob er Boonzaayer oder Crommelin als Nachfolger anweisen solle. Auf jeden Fall wolle er die Bank verkaufen.

»Das wäre doch irrsinnig!«, rief Oscar. »Durch ein unglückliches Ereignis, für das wir überhaupt nichts können, das Opfer einer feindlichen Übernahme zu werden! Bei der EZB hat man mich sogar dazu beglückwünscht, dass wir so schnell die Fälschungen entdeckt haben.«

»Ich bin ganz deiner Meinung. Es ist zum Verrücktwerden. Es könnte aber auch eine Art Kursmanipulation sein.«

»Wie meinst du das?«

»Nun, ganz einfach. Es geschieht öfter, dass jemand schlechte Nachrichten über ein gut laufendes Unternehmen in Umlauf bringt. Und nachdem der Kurs gefallen ist, übernehmen diejenigen dann den Betrieb. Dann hat man es quasi mit Rabatt gekauft. Es wäre möglich. Sehr gut möglich sogar.«

»Die Frage bleibt: wer steckt dahinter?«

»Das haben wir uns heute Mittag auch gefragt. Und da hatte meine Freundin in der Londoner City, mit der ich geredet habe, eine interessante Idee.«

»Was denn?«

»Erinnerst du dich noch an die Obligationen für Euroville, die ausgegeben wurden? An die Anleihe von einer Milliarde Euro, die wir letztes Jahr auf den Markt gebracht haben? Im Konsortium, das die Ausgabe der Anleihe durchführte, saßen ein paar von den Banken, die heute Probleme mit den gefälschten Euros haben. Vielleicht ist das Zufall, aber…«

»Wer war für diese Emission verantwortlich?«, fragte Oscar.

»Mein Chef. LoDo Boonzaayer. Wenn du ihn anrufst, frag ihn doch einmal direkt, was er hierüber denkt. Ob es hier einen Zusammenhang gibt.«

»Ich verstehe das alles nicht mehr, Step.«

»Ich auch nicht. Aber ich habe das Gefühl, dass wir so langsam einige Anknüpfungspunkte haben.«

»Vor allem habe ich Kopfschmerzen.«

»Das kann ich mir vorstellen. Geh lieber schnell schlafen. Und wenn es morgen nicht vorbei ist, ab zum Arzt.«

»Werde ich machen.« Er wollte auflegen. Aber Step war noch nicht fertig.

»Du könntest auch Crommelin anrufen. Er ist in Zürich, an seiner üblichen Adresse, habe ich mir sagen lassen. Hotel Baur au Lac.«

»Was soll ich ihn denn fragen?«

»Er weiß viel von Euroville. Dort schickt er all seine Kunden hin.«

»Wieso? Was machen Privatkunden in einem Freizeitpark?«

»Schwarzgeld, Oscar, Schwarzgeld. Ich merke schon, dass du erst seit kurzem im Bankgeschäft arbeitest.«

»Bei was für einer Bank bin ich eigentlich gelandet?«, fragte Oscar sich laut.

»Das ist gar nichts Besonderes. Alle Banken haben etwas mit delikaten Angelegenheiten zu tun.«

»Step, ich wünschte mir, dass das vorbei wäre.«

»Und ich erst.«

Nachdem sie einander auf Entfernung umarmt hatten, beendeten sie das Gespräch.

Nach aller Aufregung hatte Oscar unglaubliche Lust, etwas Starkes zu trinken. Er stand auf und wollte eine Flasche Whisky aus der Minibar holen. Eine kleine Stärkung, um wieder zu sich zu kommen und um die Schmerzen in seinem Kopf zu betäuben. Er zog die Kühlschranktür auf und starrte gierig auf die Flaschen. Er konnte den Whisky schon fast in der Kehle spüren. Es kostet ihn große Überwindung, die Tür wieder zu schließen. Lieber nicht, Straver, lieber nicht!, sagte er sich. Er legte sich aufs Bett und schlief fast sofort ein.

28. Alarmglocke

Oscar träumte, dass er in einem Labyrinth umherirrte. Das Labyrinth bestand aus den Gängen der Mercator Bank, am Ende dieser Gänge war die Halle der Europäischen Zentralbank. Er wurde von zwei Männern in schwarzen Lederjacken erwartet, die ihn mit Gewalt in einen Aufzug zogen.

Der Aufzug war ein gläserner Käfig. Die Männer verschwanden, der Aufzug setzte sich in Bewegung und ließ sich nicht mehr anhalten. Oscar versuchte durch Trommeln an die Glaswände die Außenwelt auf sich aufmerksam zu machen. Niemand bemerkte ihn. Auf den Stockwerken, an denen er vorbeisauste, sah er die Konturen von van Saxenburgh, Boonzaayer und Crommelin. Mitleidig winkten sie ihm zu, während er immer weiter nach oben schoss. Ängstlich wartete er auf den Schlag, wenn der Aufzug das Dach erreichen würde.

Der Schlag kam nicht. Der Aufzug schoss einfach durch das Dach in den Himmel und machte nun einen Flug über Europa. Unter sich sah er Sarita Rachman in einem Mercedes fahren, sie gab ihm verzweifelt mit ihren weißen Handschuhen Zeichen, während sie das Steuer losgelassen hatte. Der Wagen fuhr durch eine Landschaft, deren ausgedehnte Felder mit Banknoten bedeckt waren und wirkten wie die verpackten Gebäude des Künstlers Christo. Obwohl Oscar die Empfindung hatte, dass der Aufzug sich immer weiter von der Erde entfernte, konnte er die Banknoten sehr gut erkennen. So weit das Auge reichte: Euros.

In diesem Augenblick bemerkte er, dass am Horizont zahlreiche Druckpressen standen. In einem wahnsinnigen Tempo produzierten sie neue Banknoten, die wie Konfetti durch die Luft wirbelten. Nein! Sein Aufzugskäfig drohte sich in immer dickeren Wolken von Banknoten zu verfangen, die Geldscheine schlugen gegen die Außenseite des Glases, sodass er beinahe nichts mehr sehen konnte. Plötzlich tauchte unter ihm wieder das Gebäude der Mercator Bank auf. Verzweifelt versuchte Oscar zu vermeiden, dass er an dem Gebäude zerschmettern würde. Mit seiner Hand an der Decke versuchte er den Aufzug nach oben zu drücken, weg vom Bankgebäude.

Noch ein paar Sekunden, dann käme der endgültige Schlag. Alarmglocken schrillten. *Going down, going down.* Und auf einmal sah er Step unten auf der Erde, sie hatte eine Fernbedienung in der Hand und gab ruhig Anweisungen, um den Aufzug in die richtige Bahn zu bringen, sodass er sanft im Aufzugsschacht von Mercator landete. In diesem Moment bekam er eine Erektion.

Noch immer ging die Alarmglocke. Es dauerte einen Augenblick, bis Oscar wieder zu sich gekommen war, um zu begreifen, dass das Telefon läutete. Mit seinen Gedanken immer noch halb im Traum versuchte er sich zu orientieren. Hotelzimmer, Frankfurt, Schläge auf seinem Kopf. Telefon. Er erkannte die Melodie. Es war sein Handy.

Immer noch etwas verwirrt nahm er das Gespräch an.

»Herr Straver? Hier spricht Foster J. Wymann von McKinnon, Baker and Wymann, Rechtsanwaltsbüro in New York. Ich bin der Rechtsanwalt Ihrer Frau im Scheidungsverfahren.«

Oscar wurde in die Wirklichkeit zurückgeworfen. Er bekam keine Gelegenheit, etwas zu sagen. In rasselndem

amerikanischem Juristenjargon gab er Oscar zu verstehen, dass die Absage des Skiurlaubs mit seinem Sohn für seine Mandantin einen ernsthaften finanziellen Schaden bedeutet hatte. Sie hätte hierdurch nicht zur Arbeit gehen können, wodurch sie wichtige Verträge nicht hätte abschließen können. Seine Mandantin machte Oscar hierfür haftbar und diese Forderung sei Bestandteil der später zu treffenden finanziellen Regelung.

»Mein Gott«, war alles, was Oscar erwidern konnte.

Der Anwalt fragte ihn, wohin er eine schriftliche Bestätigung des geführten Gesprächs faxen könne.

»Wissen Sie was?«, antwortete Oscar. »Stecken Sie sich Ihr Fax irgendwo sonst hin. Und wünschen Sie Ihrer Mandantin vor allem viel Erfolg bei ihren Schadensforderungen. Ich werde einen Anwalt einschalten, um ihr eine Forderung wegen gestörter Nachtruhe zu schicken. Und wagen Sie es nicht noch einmal, mich unter dieser Nummer anzurufen!«

Er klickte das Gespräch weg und schaltete wütend sein Handy aus.

Wie spät war es eigentlich? Mitten in der Nacht? Er hatte keine Vorstellung, wie lange er geschlafen hatte. Undeutlich erinnerte er sich an einen schrecklichen Albtraum. Und dann noch dieser Rechtsanwalt!

Es war erst Viertel nach zehn. Seine Kopfschmerzen hatten glücklicherweise abgenommen. Er war wieder hellwach. Das war ein günstiger Augenblick, um Boonzaayer in New York zu erreichen. Und tatsächlich, es klappte. Oscar fragte ihn, ob er störe. Boonzaayer erzählte, dass er gerade in einer Kunstgalerie in SoHo war.

»Dort in der Nähe habe ich gewohnt«, sagte Oscar begeistert. »Schauen Sie sich doch mal mein altes Haus in Tribeca an!«

»Keine Zeit, Herr Straver. Ich beschäftige mich gerade mit der modernen Kunst. Damit kann man viel Geld verdienen; es

ist nicht zu glauben, wie teuer moderne Gemälde sind! Ich überlege mir, ob ich hier eine Galerie kaufen soll.«

Seltsam, dachte Oscar. Den ironischen Stil von Boonzaayer mochte er schon. Vielleicht konnte er diesen Mann auch verstehen, weil er selbst jahrelang in New York gewesen war. Ein Mann mit zügelloser Energie, voller Ehrgeiz, der immer am Rand seiner Fähigkeiten balancierte, das Mögliche austestete und zuschlug, wenn er konnte.

Aber Oscar rief ihn ja nicht an, um mit ihm über die neusten Trends in der New Yorker Kunstszene zu sprechen. »Sind Sie über die letzten Entwicklungen informiert?«, fragte er.

»Überflüssige Frage. Natürlich weiß ich Bescheid. Ich bin in New York und nicht in der Mongolei.«

»Van Saxenburgh ist anscheinend verschwunden.«

»O nein, der verhandelt mit einem Anleger.«

»Wissen Sie, dass es Gerüchte über ein feindliches Übernahmeangebot an Mercator gibt?«

»Ja, natürlich. Wenn man sich unseren Börsenkurs ansieht, wundert mich das auch nicht. Der Kurs wird nach unten gejagt, um dann preiswert zuzuschlagen. Zuerst das Drama mit den Euros und jetzt das Gerücht, dass van Saxenburgh unauffindbar sei. So manipuliert man den Markt. Heute ist unser Börsenkurs wieder um 5 Prozent nach unten gegangen. Mercator wird noch das Sonderangebot der Woche.«

»Was denken Sie?«

»Ich glaube, wir werden verarscht. Hier in New York schauen Spekulanten gespannt zu, wie weit der Kurs fällt. Bis sie sich nicht mehr beherrschen können und ein Angebot machen. Alle Investmentbanker lauern auf solche Chancen. Sobald ein Angebot kommt, fliegt der Kurs von Mercator nach oben. Das garantiere ich Ihnen. Steigende Aktienkurse sind wie Sex. Sie fühlen sich direkt vor dem Höhepunkt am besten an.«

Oscar wusste nicht, wie er darauf reagieren sollte. »Haben Sie etwas damit zu tun?«, fragte er schließlich.

»Wenn das so wäre, würde ich es nicht erzählen. Aber ich kann Ihnen schon sagen, dass Interessenten Kontakt mit mir aufgenommen haben. Ich habe hier meine Kontakte. Das ist mein Gebiet.«

»Ja, das ist mir schon klar.« Oscar wechselte das Thema. »Haben Sie auch schon gehört, dass bei anderen Banken Fälschungen aufgetaucht sind?«

»Sicherlich. CNN, die *New York Times*, das *Wall Street Journal*, alle haben es gebracht. Diese Person von Bloomfield hat sogar die russische Mafia entdeckt. Was für eine Pawlow-Reaktion! Falschgeld? Dahinter muss ja die Mafia stecken.«

»Es sind aber ein paar Banken dabei, die damals im Euroville-Konsortium gesessen haben…«

»Und das heißt?«

»Ist das nicht sonderbar? Haben Sie hierfür eine Erklärung?«

»Nein.« Boonzaayers Stimme wurde auf einmal kühl.

»Aber…«

»Hören Sie mal, Herr Straver«, sagte er in einem Ton, der keinen Widerspruch duldete. »Wir haben es hier mit mächtigen Kreisen zu tun. Ich möchte Ihnen drei Ratschläge geben. Erstens: Bilden Sie sich nicht ein, dass Sie bei einer solchen Sache den Amateurdetektiv spielen können, das ist Sache von Europol und EZB. Zweitens: Wenn es einigen Kleinbanken gelingt, ein Megageschäft mit Obligationen an sich zu ziehen, wie wir es bei Euroville gemacht haben, dann erweckt das bei den großen Brüdern Neid. Es geht hier nicht um eine Wohltätigkeitsveranstaltung, sondern um viel Geld. *Wipe out the competition,* nennt man so etwas hier in der Wall Street. Und drittens: Suchen Sie sich eine Frau und vögeln Sie sie. Das ist ein besserer Zeitvertreib, als zu versuchen, den Helden zu spielen.«

»Herr Boonzaayer…«

»Das war mein Rat. Und wenn Sie nichts dagegen haben, schaue ich mir jetzt noch ein paar Gemälde an.«

Boonzaayer klickte das Gespräch weg. Oscar blieb perplex auf dem Rand seines Betts sitzen. Warum hatte Boonzaayer so reagiert? War es gekränkte Eitelkeit, dass sein Euroville-Projekt negative Schlagzeilen bekommen hatte? Hatte er etwa wirklich etwas mit einem Übernahmeangebot an Mercator zu tun? Je tiefer Oscar in diese Affäre hineingerissen wurde, umso weniger verstand er davon.

Gerade als er sich wieder hinlegen wollte, klingelte sein Telefon wieder. Mein Gott, wieso rufen heute alle mitten in der Nacht an?, fragte sich Oscar gereizt. Am Apparat war Cees Crommelin. Crommelin klang reserviert wie immer. Er schlug Oscar vor, einmal in Ruhe über die Entwicklungen bei Mercator zu reden. Sie vereinbarten, dass sie sich am Ende des nächsten Nachmittags im Hotel Baur au Lac in Zürich treffen würden.

29. Hologramm und Testpapier

Am nächsten Morgen fühlte Oscar sich etwas besser. Im Badezimmerspiegel sah er, dass seine Arme und Schultern von blau-schwarzen Flecken übersät waren. Die Abschürfung in seinem Gesicht sah etwas besser aus. Er klebte ein Pflaster darauf, als ob er sich beim Rasieren geschnitten hätte.

Als er sein Hotelzimmer verlassen wollte, sah er, dass ein Briefumschlag unter seine Tür geschoben worden war. Darin war ein Fax von Fred Crone, dem Leiter des Sicherheitsdienstes bei Mercator. Das Fax enthielt eine Liste der Schalterangestellten, die im Dezember den Tresorraum besucht hatten. Oscar schaute sich die Liste flüchtig an und fand nichts Bemerkenswertes. Er steckte sie in seine Tasche, um sie später genauer zu studieren. Nachdem er sich im Hotel abgemeldet hatte, rief er seine Sekretärin an, um ein Ticket nach Zürich zu reservieren. Bevor er Frankfurt verließ, hatte er aber noch einen Termin mit Soledad Milmontes bei der Europäischen Zentralbank.

Das Wetter war angenehm, und er entschied sich, zu Fuß zu gehen. Aber sobald er um die nächste Ecke gebogen war, fühlte er sich unsicher und bedroht. Der Überfall am letzten Abend hatte nicht nur an seinem Körper Spuren hinterlassen. Komm schon, Straver, weitermachen, lass dich nicht unterkriegen, sprach er sich Mut zu. Aber was war, wenn tatsächlich die russische Mafia hinter ihm her war und ihr keine seiner Bewegungen entgingen? Immer wieder schaute er sich um, um sich davon zu überzeugen, dass niemand ihm folgte. Er achtete auf die Autos, die an ihm vorbeifuhren, lief

in einen Bogen um Hauseingänge und schaute an Kreuzungen zweimal nach rechts und links, bevor er die Straße überquerte.

Es geschah überhaupt nichts. Abgesehen vom Morgenverkehr war es ruhig auf den Straße, die Geschäfte machten erst später auf und der Straßenhandel auf der Zeil musste noch in Gang kommen. Aus den U-Bahn-Eingängen strömten mürrisch blickende Menschen, die auf dem Weg zur Arbeit waren.

Am Kiosk gegenüber der EZB kaufte Oscar sich einen Stapel Morgenzeitungen. Auf der Vorderseite der *Financial Times* stand ein Bericht über die nicht endenden Probleme bei der Einführung des Euros. An verschiedenen Orten gäbe es zu wenig neue Banknoten und es seien Probleme bei der Verteilung der Euro-Scheine aufgetreten. Morgan, der diesen Artikel geschrieben hatte, hatte ihm gestern nichts davon erzählt.

Oscar überquerte die Straße und betrat das Gebäude der EZB. »Guten Morgen, Herr Straver. Nun, wie fanden Sie das Seminar gestern?«, begrüßte ihn Soledad Milmontes freundlich.

»Es hat mir sehr viel gebracht.«

»Das freut mich.«

Oscar nahm Platz und schaute nach draußen. Auf der anderen Seite des Mains sah er silbergraue Punkte geräuschlos hintereinander in einer schrägen Linie durch die Luft nach unten gleiten. Das war die Anflugschneise zum Frankfurter Flughafen. Die Bilder aus seinem Traum vom letzten Abend spukten einen Augenblick durch seinen Kopf.

»Gestern habe ich schon vieles über die technischen Aspekte gehört, aber ich würde auch noch gern mehr darüber wissen, wie Fälschungen bekämpft werden.«

»Sie wissen vielleicht schon, dass uns die unterschiedlichen juristischen Systeme der Länder und damit verschieden lange Strafen für Fälscher Probleme bereiten«, sagte Milmontes.

»Aber wir haben noch einen Trumpf im Ärmel. Die EZB besitzt das Copyright für den Entwurf der Banknoten. Bei Fälschungen brauchen wir also nicht das Strafrecht zu bemühen, sondern können die Täter privatrechtlich wegen Verletzung des Copyrights verfolgen. Außerdem haben wir mit den Herstellern digitaler Fotokopiergeräte vereinbart, dass sie es technisch unmöglich machen, mit ihren Geräten Banknoten zu kopieren.«

»Wie funktioniert das?«, fragte Oscar. Es hörte sich interessant an.

»Es handelt sich um eine zusätzliche Software im Kopierer. Diese Software erkennt Banknoten und dann kopiert die Maschine nicht.«

»Soll das bedeuten, dass es unmöglich ist, Euro-Banknoten digital zu kopieren?«

»Das ist die Absicht.«

»Macht die Industrie denn freiwillig mit?«

»Ja, und das ist gar nicht so verwunderlich. Kein einziger Hersteller hat das Bedürfnis, als der ›offizielle Fälscher‹ von Banknoten bekannt zu werden. Im Übrigen gibt es nur eine Hand voll Fabrikanten auf diesem Markt: Canon und Ricoh in Japan, Kodak und Xerox in den Vereinigten Staaten, Oce in den Niederlanden. Es ist also nicht so schwierig, Vereinbarungen zu treffen.«

»Gibt es denn keine anderen Kopierer? Zum Beispiel aus Russland?«

»Nein. Zumindest nicht auf dem Markt für hochwertige Apparatur, die man benötigt, um Kopien mit einer bestimmten Qualität herzustellen. Dieser Industriezweig ist überschaubar. Genauso wie bei den Herstellern der Druckpressen, der Sicherheitstinten und des Sicherheitspapiers. Eigentlich operieren diese Firmen in einer Art Kriegswirtschaft.«

Das war der Augenblick, fühlte Oscar, das Thema, weshalb er gekommen war, anzuschneiden. Er zögerte einen Moment, nahm einen Schluck seines lauwarm gewordenen Kaffees und fragte: »Haben Sie eigentlich etwas von dem verschwundenen Papier gehört?«

Frau Milmontes stutzte und blickte Oscar überrascht und dann amüsiert an.

»Sie haben gestern auf dem Seminar sicherlich David Morgan von der *Financial Times* getroffen«, sagte sie spöttisch.

»Stimmt. Und er hat mir eine unglaubliche Geschichte erzählt…«

»Unglaublich in der Tat. So unglaublich, dass es nie veröffentlicht wurde. Oder haben Sie es vielleicht in der *Financial Times* gelesen? Nein, sie haben es nicht gedruckt. Und weshalb nicht? Vielleicht, weil es nur eine Quelle dafür gibt, nämlich David Morgan.«

»Aber er hat gesagt, dass Sie ihm bestätigt haben, dass diese Geschichte stimmt.«

»Nein, nein, da irren Sie sich.« Milmontes schüttelte heftig den Kopf. Sie blickte Oscar mit ihren dunklen, mandelförmigen Augen direkt an. »Wir haben uns über die anderen Eurofälschungen, die aufgetaucht sind, unterhalten. Das habe ich bestätigt.«

Oscar versuchte weiter zu drängen, aber Milmontes wich seinen Fragen aus. Es war offensichtlich, dass sie nicht weiter darauf eingehen wollte. Enttäuscht machte er Anstalten aufzustehen. Es war zum Haareausraufen. Jetzt hatte er endlich einen Anknüpfungspunkt und trotzdem kam er nicht weiter!

Auf dem Flur rief er per Handy in Amsterdam an. Seine Sekretärin sagte ihm, dass es für den Swissair-Flug um zwanzig nach zwei noch genug Plätze gab. »Reservieren Sie mir einen«, sagte Oscar und ging ins Büro von Milmontes

zurück, um sich zu verabschieden. Doch als er sagte, dass er um halb zwei auf dem Flughafen sein musste, unterbrach sie ihn. »Es ist jetzt ungefähr halb zwölf. Was halten Sie davon, wenn ich Sie zu einem kleinen Mittagessen einlade? Das schaffen Sie leicht. Und dann können wir uns noch weiter unterhalten.«

Überrascht nahm er das Angebot an. Vielleicht konnte er ihr außerhalb ihres Dienstgebäudes doch noch ein paar Dinge entlocken.

Im Erdgeschoss des EZB-Gebäudes befand sich das Restaurant Living. Es sah ziemlich verlassen aus.

»Im Sommer ist hier eine Terrasse mit Jazz-Brunches am Sonntag. Dann ist es hier richtig voll«, versicherte Frau Milmontes. Sie nahmen sich einen Tisch am Fenster. »Nehmen wir das Business Lunch. Das ist leichtes und schnelles Essen«, schlug sie vor.

»Hoffentlich nicht so schnell wie in New York«, scherzte Oscar. »Dort gibt es Restaurants, die Halb-Stunden-Lunches servieren, sodass man zwei Arbeitsessen an einem Mittag haben kann. Man hat gerade Zeit genug, rohen Tunfisch zu bestellen, denn gegrillt würde es zu lange dauern.«

Milmontes schaute Oscar amüsiert an. »Ich glaube nicht, dass die Welt die Essenszeiten so wie bei uns in Spanien auf mehrere Stunden ausdehnen sollte.«

»Na ja, aber in Amerika ist die *lunch hour* kürzer als die Dreiviertelstunde beim Psychiater.«

»Sie haben mal drüben gelebt, nicht wahr?«

»Ja. Zwölf Jahre New York, das reichte erst mal.«

Sie gaben ihre Bestellung auf. Als die Serviererin den Wein einschenken wollte, den Milmontes bestellt hatte, hielt Oscar seine Hand über das Glas. Er nahm Mineralwasser.

Wie Oscar gehofft hatte, schien Soledad Milmontes ihre formelle Haltung im 28. Stockwerk zurückgelassen zu haben.

Sie wirkte nun viel entspannter. Sie hatte die Jacke ihres Kostüms lose aufgeknöpft und Oscar bewunderte ihre Figur. Er bemerkte, dass sein Interesse ihr gefiel.

»Auf deine Untersuchung«, sagte Soledad Milmontes und hob das Glas. Dann stutzte sie. »Oh, jetzt habe ich dich geduzt. Hast du etwas dagegen?«

»Überhaupt nicht«, lächelte Oscar.

Nachdem der Lachssalat gebracht worden war, sagte sie: »Ich habe gerade mit meinem Chef gesprochen, während du deine Sekretärin angerufen hast. Er war mit mir einer Meinung, dass wir offener mit dem Problem umgehen sollten. Schließlich vertrittst du eine Bank, die durch die Fälschungen sehr getroffen wurde.«

Gespannt blickte Oscar sie an und legte die Gabel auf den Tisch.

»Es wird doch irgendwann herauskommen«, sagte Soledad. »Ich kenne David Morgan, er wird die Sache sicherlich nicht auf sich beruhen lassen. Ich möchte dich nur bitten, die Informationen, die ich dir gleich geben werde, nicht an die Medien zu geben. Kann ich dir vertrauen?«

»Ja, natürlich«, versicherte Oscar schnell. »Mercator hat sich sowieso für die Strategie entschieden, gegenüber den Medien Stillschweigen zu bewahren.«

»Das ist gut so. Ich werde dir jetzt eine merkwürdige Sache erzählen. 1998 gab es zweimal ein mysteriöses Verschwinden, das niemals aufgeklärt worden ist. Beides hatte etwas mit den Euro-Banknoten zu tun. Wir haben das nie veröffentlicht und nach einiger Zeit haben wir beide Ereignisse mehr oder weniger auf sich beruhen lassen. Ich möchte mal sagen: wir haben uns nicht aktiv damit beschäftigt, denn wir hatten genug andere Sachen zu tun.« Soledad zögerte. »Es war auch für uns alle ein wenig peinlich. Wie dem auch sei, niemand dachte mehr daran, bis diese Fälschungen auftauchten. Sofort haben

wir vermutet, dass sie im Zusammenhang mit diesem Verschwinden stehen könnten. Aber da wir noch keine Gewissheit haben und selbst nicht ganz sicher wissen, was vor vier Jahren geschehen ist, haben wir nichts an die Öffentlichkeit gebracht.«

Soledad Milmontes beugte sich nach vorne und senkte die Stimme. »Als Erstes verschwand im Mai 1998 ein *shim,* ein Stempelapparat, mit dem man Hologramme machen kann. Mit diesen Hologrammen sollten Tests für die Euro-Banknoten gemacht werden…«

Hersteller des Stempels, erzählte sie, waren die Hologramme Industries, ein spezialisiertes Unternehmen mit Sitz in Marne-la-Vallée, östlich von Paris. Mit einem gesicherten LKW war das Päckchen zum Flughafen Charles de Gaulle gebracht und im Frachtraum einer Air-France-Maschine mit Ziel München verstaut worden. Dort sollte das Päckchen bei Giesecke & Devrient abgeliefert werden, der deutschen Banknotendruckerei. Bei der Ankunft in München war das Päckchen verschwunden und wurde auch nach gründlicher Durchsuchung des Flugzeugs nicht entdeckt.

Oscar blickte die EZB-Mitarbeiterin mit weit aufgerissenen Augen an. »Aber… was…«

Der zweite Vorfall, fuhr Soledad fort, fand ein halbes Jahr später statt. Am frühen Abend des Donnerstags, 19. November 1998, fuhr ein LKW aus dem Tor der Papierfabrik Louisenthal GmbH im bayrischen Dorf Gmünd am Tegernsee, in der Nähe der österreichischen Grenze. Im Frachtraum des Lasters befanden sich zwei Paletten mit insgesamt 15000 Bögen Papier. Abhängig von der Größe der Banknoten konnten hieraus 500000 bis 600000 Banknoten gemacht werden.

Die Papierbögen waren für die letzte Serie von Tests mit den Euro-Noten bei den nationalen Druckereien vorgesehen. Louisenthal hatte jedoch entdeckt, dass bei der Produktion ein

technischer Fehler aufgetreten war. Das Papier wurde ausgemustert und man beschloss, es zu vernichten. Ein Verarbeitungsbetrieb sollte Kompost daraus machen.

»Kompost?«, unterbrach Oscar den Bericht von Soledad Milmontes. Er war so erstaunt, dass er nicht sicher war, ob er richtig verstanden hatte.

»Ja, Kompost. Das hört sich vielleicht seltsam an, aber es handelte sich um einen Test, um zu untersuchen, ob vernichtetes Banknotenpapier, vermischt mit Gemüse- und Gartenabfall, zu Kompost zermahlen werden kann. Es gab ein Unternehmen, die Umweltschutz Nord GmbH aus Ganderkesee in Niedersachsen, das behauptete, hierzu in der Lage zu sein. Sie hofften, bei der Massenvernichtung der vielen Tonnen D-Mark-Banknoten, die alle gleichzeitig aus dem Umlauf genommen werden, einen lukrativen Auftrag zu bekommen. Wir haben damals schon vorausgesehen, dass der Abfallberg von alten Banknoten im Jahr 2002 ein enormes Problem werden würde, und dies schien eine gute Möglichkeit zu sein, sie umweltfreundlich zu verwerten.«

Wie dem auch sei, fuhr Milmontes fort, die Tests fanden nicht statt. Aus ungeklärten Gründen war das Papier nie bei dem Kompostverarbeitungsbetrieb in Niedersachsen angekommen. Es war wahrscheinlich auch niemals vernichtet worden. Beide Paletten waren einfach verloren gegangen, nachdem der LKW das Fabrikgelände von Louisenthal verlassen hatte.

»Beide Vorfälle wurden niemals aufgeklärt«, schloss Soledad Milmontes.

Oscar blieb eine Zeit sprachlos. Er stocherte mit der Gabel in seinem Lachssalat, schenkte sich ein neues Glas Wasser ein und nahm einen Schluck. »Allmächtiger, das ist ja eine Geschichte«, sagte er schließlich. Zwei, drei Mal strich er mit der Hand durch seine Haare.

»Schon bald wird jemand so schlau sein, einen Zusammenhang zwischen diesen Vorfällen und den Fälschungen herzustellen. Wir erwarten, dass diese Geschichte in einigen Tagen, höchstens einigen Wochen in den Medien auftauchen wird. Morgan beschäftigt sich damit, das wissen wir, und er ist nicht der Einzige. Deshalb haben wir vor, die betroffenen Banken hierüber in den nächsten Tagen vertraulich zu informieren. Du bist der Erste, der die ganze Geschichte zu hören bekommt. Aber behalte es bitte unbedingt für dich.«

»Alles bleibt unter uns«, versicherte ihr Oscar noch einmal. »Aber meinen eigenen Untersuchungen hilft es enorm, dass du mir das erzählt hast.«

»Das war auch meine Absicht. Natürlich hoffe ich, dass du mich auch informierst, wenn du irgendetwas herausfindest. Eine Hand wäscht die andere.«

»Abgemacht.«

»Und jetzt musst du weg. Du hast noch eine Stunde, um zum Flughafen zu kommen.«

Oscar verabschiedete sich von Soledad Milmontes, packte seine Taschen zusammen und eilte zum Taxistand an der Ecke. Im Flugzeug nahm er den Briefumschlag mit dem Fax aus seiner Tasche, den man morgens unter seine Tür geschoben hatte. Mit seinen Fingern verfolgte er die Namensliste. Alles Mitarbeiter des Sicherheitsdienstes. Bis auf einen. Am 24. Dezember hatte LoDo Boonzaayer den Tresorraum besucht.

30. Schweizer Winterreise

Das Hotel Baur au Lac befand sich am Ufer des Zürichsees. Hier, im Zentrum von Zürich, hatten die Schweizer Privatbanken ihre Büros, Banken, bei denen die Wahrung des Bankgeheimnisses und die Anonymität ihrer Kunden eine lange Tradition hatte. Sie verwalteten die Vermögen politisch Verfolgter, in Ungnade gefallener Politiker, aus dem Land gejagter Generäle aus Bananenrepubliken. Zu ihrem Kundenkreis gehörten Kriminelle, Steuerflüchtlinge, der alte Geldadel und die Neureichen. Manchmal waren Familienvermögen schon seit Jahrhunderten im sicheren, neutralen und gediegenen Helvetien untergebracht. Arabische Scheichs, europäische Drogenhändler, amerikanische Rohstoffspekulanten, französische, deutsche, niederländische, italienische Steuerhinterzieher hatten hier ihre Nummernkonten. Das 1844 gegründete Baur au Lac in der Talstraße war eines ihrer Lieblingshotels. Es vereint Stil, Luxus und Diskretion.

In der Hotellounge saß Cees Crommelin und wartete. Sobald er Oscar sah, erhob er sich. »Es ist sehr vernünftig, dass Sie gekommen sind«, sagte Crommelin mit besorgtem Gesicht. »Ich glaube, wir haben Verschiedenes über die Situation von Mercator zu besprechen. Und über unseren Freund Boonzaayer.«

Oscar fragte sich, ob Crommelin Gedanken lesen konnte. »Wie lang sind Sie schon hier?«, fragte er in neutralem Ton.

»Oh, seit Mitte letzter Woche. Ich habe einige Geschäfte gemacht, am Wochenende bin ich etwas Ski gelaufen und morgen fahre ich nach Liechtenstein. Leider haben wir nur auf

der Reise Gelegenheit, ruhig miteinander zu reden. Morgen Abend fliege ich schon nach Frankreich, Sie können dann zurück nach Amsterdam fahren. Aber sagen Sie, was ist denn mit Ihrem Gesicht geschehen?«

In wenigen Worten berichtete Oscar über den Überfall am letzten Abend in Frankfurt. Währendessen gingen sie über die Brücke zum alten Stadtviertel, das wegen seiner besonderen Atmosphäre bekannt war. Aber an diesem nasskalten Winterabend im Januar waren die kleinen Straßen beinahe ausgestorben und nur mit Mühe fanden sie ein geöffnetes Restaurant.

»Sagen Sie, wie geht es mit Ihren Nachforschungen voran?«, wollte Crommelin wissen, nachdem sie sich für einen kleinen Tisch in einem der hinteren Räume des Restaurants entschieden hatten.

»Ach, ich komme nicht so richtig weiter.« Oscar gab sich vorsichtig, solange er noch nicht mehr über Crommelins Motive für dieses Gespräch wusste. »Auch wenn ich inzwischen viel über die technischen Aspekte von Banknoten weiß. Ich hatte das Glück, gestern an einem Seminar der Europäischen Zentralbank teilnehmen zu dürfen.«

Nachdem ihre Mahlzeit serviert worden waren – sie aßen beide Raclette –, kam Oscar zur Sache. »Können Sie mir ein bisschen was über LoDo Boonzaayer erzählen?«, fragte er.

»Was möchten Sie über ihn wissen? Ich kenne ihn schon sehr lange. Wir sind vollkommen gegensätzlich. Wir arbeiten zusammen, ohne persönlich Freunde zu sein, und das wird sich auch niemals ändern.«

»Mich interessiert sein Hintergrund. Und wie er arbeitet.«

»Tja.« Crommelin wischte sich den Mund mit der Serviette ab und nahm einen Schluck Wein. »Er wird vom Wunsch getrieben, viel Geld zu verdienen und seinen Konkurrenten voraus zu sein. Wie alle Investmentbanker. Das wird Ihnen

sicher nicht neu sein.« Voller Abneigung fuhr er fort: »Haben Sie gewusst, dass LoDo Boonzaayer niemals sein Studium abgeschlossen hat?«

»Nein«, meinte Oscar interessiert.

Crommelin erzählte, dass LoDo in seinen Studentenjahren Rennfahrer gewesen war. Er war stolz darauf, dass er eine Kurve mit 250 Stundenkilometern nehmen konnte. Wenn er so eine Kurve unverletzt hinter sich gebracht hatte, wusste er, dass er die Situation richtig eingeschätzt hatte. Einmal klappte das nicht, und er verbrachte vier Wochen im Krankenhaus. Seitdem behauptete er immer, dass er als Rennfahrer mehr über Risikobereitschaft mitbekommen habe, als er jemals in einem akademischen Studium hätte lernen können. »Das ist typisch für ihn«, sagte Crommelin säuerlich.

»Fährt er heute immer noch Rennen?«, fragte Oscar erstaunt.

»Nicht, dass ich wüsste«, fuhr Crommelin fort. »Ich glaube, er will immer noch eine Weltreise mit dem Motorrad machen. Ansonsten hat er sich auf die Schürzenjägerei konzentriert.«

Oscar nickte. Mit plötzlicher Eifersucht fragte er sich, ob Step einen Flirt mit Boonzaayer gehabt haben könnte. Sie sprach immer so positiv über ihn. Aber nein, das konnte er sich nicht vorstellen.

»Diese Schalterangestellte, wie war doch ihr Name…?«, fragte Crommelin.

»Sarita Rachman.«

»Ja, genau. Sie hat bei dem Reisebüro gearbeitete, in dem LoDo eines Tages ein Ticket ändern lassen wollte. Danach war sie plötzlich bei uns angestellt, mit einer Empfehlung von Boonzaayer, und ich kann Ihnen versichern, dass LoDo dafür etwas zurückbekommen hat.« Crommelin kicherte.

Oscar war einen Moment sprachlos. Dann fragte er: »Wussten Sie, dass Sarita vor ein paar Tagen bei einem Autounfall umgekommen ist?«

Crommelin blickte betroffen. »Oh. Nein, das wusste ich nicht.«

Sie schwiegen eine Weile. Dann fragte Oscar, ob Crommelin etwas über Boonzaayers Beteiligung bei Euroville wisse.

»Ja, natürlich, er hat die Emission betreut.«

»Was ist mit den Banken, die damals im Emissionskonsortium gewesen sind? Auch dort sind Fälschungen gefunden worden.«

»Ja, ich weiß. LoDo kennt diese Banken gut. Aber ich verstehe nicht ganz, worauf Sie hinauswollen.« Crommelin sah ihn argwöhnisch an.

»Ist es nicht ein merkwürdiges Zusammentreffen bestimmter Umstände? Boonzaayer betreute die Emission von Euroville mit einigen anderen Banken. Bei diesen Banken sind falsche Euros aufgetaucht. Könnte Boonzaayer mehr darüber wissen, das ist eigentlich meine Frage.«

»Sie glauben, er hat etwas damit zu tun?«

»Ich wollte nur mal Ihre Meinung dazu hören.«

»Was Sie sagen, ist eine massive Anschuldigung, Herr Straver. Damit wäre ich an Ihrer Stelle vorsichtig. Aber wenn ich nun einmal den Advocatus Diaboli spielen soll: was sollte er damit erreichen wollen?«

»Das weiß ich nicht. Vielleicht den Kurs von Mercator manipulieren. Es wird über ein Übernahmeangebot von Mercator geredet. Es könnte doch sein, dass Boonzaayer etwas damit zu tun hat.«

»Er wäre dazu in der Lage.«

»Glauben Sie das?«, fragte Oscar überrascht.

Crommelin beugte sich nach vorne. »Ich habe es Ihnen schon gesagt. Er liebt das Risiko. LoDo’s größter Wunsch ist, die Nachfolge von van Saxenburgh anzutreten. Haben Sie ihn vor kurzem noch gesprochen?«

»Ja, gestern Abend. Er war ziemlich aggressiv.« Oscar verschwieg die Einzelheiten.

»Das kann er sein, ja.«

Schweigend nahmen sie sich einige Käsestücken von der Schale mit Emmentaler, die die Serviererin für sie hingestellt hatte.

»Kommen Sie, wir gehen«, sagte Crommelin. Beim Bezahlen bemerkte er: »Es ist doch ein angenehmes Gefühl, dass man hier mit Schweizer Franken bezahlen kann und nicht mit diesen komischen Euros!«

Am nächsten Morgen fuhren Cees Crommelin und Oscar Straver mit einem silberfarbigen Mietwagen, einem Audi 8 der neusten Ausführung, nach Liechtenstein. Nach zehn Minuten hatten sie die Stadt verlassen und Crommelin bog auf die Autobahn in Richtung Ziegelbrücke ab.

Auf der Schweizer Autobahn war es ruhig. Crommelin saß entspannt hinter dem Steuer. Er stellte die Geschwindigkeitskontrolle auf 130 km/h ein und suchte einen Sender mit klassischer Musik. Seine Anzugsjacke hatte er auf den Rücksitz gelegt. Oscar blickte ihn von der Seite an. Aus der Nähe fiel ihm auf, das Crommelins Gesicht ziemlich eingefallen war. Der Kragen seines Hemds war etwas zu weit für seinen Hals. Eigentlich, bemerkte Oscar, machte Cees Crommelin einen ziemlich ungesunden Eindruck.

Schilder mit Schweizer Ortsnamen schossen vorbei, Thalwil, Wädenswil, Pfäffikon.

»Wie weit ist Liechtenstein?«, fragte Oscar, um ein Gespräch anzufangen.

»Ach, gut 100 Kilometer. Wir sind bald da«, antwortete Crommelin.

»Sind Sie diese Strecke schon öfter gefahren?«

»Ja, sicher. Früher, als ich noch in Zürich gearbeitet habe, war ich manchmal in Vaduz.«

»Wo fahren wir eigentlich hin?«

Crommelin zögerte lange, bevor er antwortete. »Na gut, Sie sind ja jetzt lange genug bei Mercator, und Olivier vertraut Ihnen. Vielleicht ist es sinnvoll, dass ich Ihnen etwas über unser Privatkundengeschäft erzähle – aber behalten Sie es bitte für sich.«

Er schwieg einen Moment, während der erste Teil des Klavierkonzerts von Grieg durch das Auto klang. Dann begann er: »Die Pflicht eines Bankers ist, das zu schützen, was die Kunden ihm anvertrauen. Er ist gleichermaßen Verwalter und Vertrauensperson. Denn da die Leute ihren Besitz in unsere Hände legen, müssen wir Diskretion bewahren.«

Für die Privatkunden von Mercator, fuhr Crommelin fort, versuchte er einen guten Ertrag zu erzielen. Dafür hatte Mercator den Navigator-Obligationsfonds und den Equator-Aktienfonds eingerichtet. Das waren sichere Anlagefonds mit einem hervorragenden Ertrag. Sie schlugen den Index. Aber die Privatkunden von Mercator waren damit nicht zufrieden. Sie wollten mehr, oder besser gesagt, andere Formen von Vermögensverwaltung. Deshalb hatte Mercator für seine Kunden die Möglichkeit eröffnet, das Geld über Luxemburg anzulegen, wo die beiden Fonds juristisch niedergelassen waren. Der Vorteil war, dass die Banken in Luxemburg Dividenden- und Zinserträge nicht an die nationalen Steuerbehörden weitermeldeten.

Das Radio brachte die 9-Uhr-Nachrichten. Oscar konnte sich ein verschmitztes Lächeln über das Schweizerdeutsch nicht verkneifen.

Crommelin wartete, bis die Musik wieder begann – die *Winterreise* von Schubert – und fuhr dann fort. Das Großherzogtum war mit 200 ausländischen

Bankniederlassungen das Land mit den meisten Banken pro Quadratkilometer in Europa. Kunden dieser Banken waren nicht die Anwohner, sie stammten vielmehr aus den Nachbarländern, aus Deutschland, Belgien, den Niederlanden und Frankreich. Von dort waren enorme Vermögen nach Luxemburg geschleust worden. Aber Luxemburg war inzwischen nicht länger sicher, wenn man Steuern hinterziehen wollte. Es gehörte zum Euroraum, und die übrigen Euroländer übten Druck auf die Regierung aus, den Schleier des Bankgeheimnisses zu lüften.

Luxemburg eignete sich weiter für kleine Beträge, für die Sparer, die mit ihrem Wohnwagen auf dem Campingplatz in den Ardennen standen und danach ihr Schwarzgeld aus ihren kleinen Nebenerwerben auf ihr Konto einzahlten. Aber für die Kunden von Mercator, die ansehnlichere Privatvermögen besaßen, war Luxemburg nicht mehr geeignet. Deshalb wollte Crommelin nach Liechtenstein ausweichen.

Nachdem Step ihm bereits von den Schwarzgeldaktivitäten der Mercator Bank erzählt hatte, war Oscar nicht mehr ganz so geschockt von den Worten des Direktors. Aber er fühlte, dass er über vieles nachdenken musste. Oscar schaute schweigend auf die beschneiten Alpen, die allmählich imposante Höhen bekamen. Sie fuhren an der Ziegelbrücke vorbei und am Walensee entlang.

»In Vaduz werden wir einen Treuhandverwalter besuchen. Mit ihm möchte ich eine Vereinbarung über unsere Mercator-Kunden treffen.«

Oscar dachte an seinen Besuch im Tresorraum und daran, was Fred Crone ihm erzählt hatte. »Ich muss gestehen, ich bin ein bisschen entsetzt darüber, dass unsere Bank anscheinend etwas mit Steuerhinterziehung zu tun hat.«

Crommelin lachte. »Nein, da haben Sie etwas falsch verstanden. Was denken Sie denn, weshalb alle großen

europäischen Banken Filialen in Luxemburg haben? Oder auf den englischen Kanalinseln? Haben Sie mal *The Economist* gelesen? Es ist ein renommiertes Blatt, aber darin finden Sie Seiten voll mit Anzeigen von Vermittlern von *off-shore banking* und Steueroasen. Die *Financial Times* veröffentlicht jedes Wochenende lange Listen mit *offshore-Bonds* in Steuerparadiesen, das ist alles erlaubt! Verstehen Sie mich richtig, es gibt einen großen Unterschied zwischen illegaler Steuerhinterziehung und legaler Steuerflucht. Was wir machen, ist legal. Wir beschäftigen uns nicht mit kriminellem Geld. Keine Drogen, keine Waffen, kein Menschenhandel, kein Schmuggel. Unsere Kunden sind ehrbare Bürger, die zu engen Kontakt mit dem Fiskus vermeiden wollen. In der Finanzwelt hat jeder etwas mit Geld zu tun, von dem die Steuer nichts weiß, Herr Straver. Wenn Ihnen das nicht gefällt, müssen sie sich einen anderen Job in einem anderen Gewerbe suchen.«

Beide schwiegen, bis ein Autotelefon die Stille unterbrach. Crommelin fuhr langsamer und tippte auf dem Lenkrad das Telefon an. »Hallo?«

Er hörte ein paar Sekunden zu und sprach dann in Französisch weiter. »Ah, Simone! Schön, dass du mich erreicht hast. Ich bin gerade im Auto. Ja, meine Nummer ist weitergeleitet worden.« Und nach einer kurzen Pause fuhr er fort: »Nein, ich bin mit einem Kollegen auf dem Weg nach Liechtenstein.«

Kurze Pause.

»Ich komme heute Abend um Viertel vor sieben in Lyon an. Mit Air France. Wenn du mich abholen könntest, wäre das prima.«

Nach weiteren Höflichkeitsfloskeln beendete er das Gespräch.

Bei Sargans nahm Crommelin die Abfahrt Richtung Bregenz und Sankt Gallen. Sie fuhren nun Richtung Norden am linken

Ufer des Rheins entlang, der hier nicht mehr als ein schmaler Fluss war. Das Tal wurde links und rechts durch aufsteigende Berge begrenzt. Nach kurzer Zeit erschien ein Schild mit der Abfahrt Servelen/Vaduz. Die Friedensbrücke über den Rhein bildete den Grenzübergang. Es gab keinen Zoll, keine Passkontrolle, nichts. Außer, dass ein Schild sie im Fürstentum Liechtenstein willkommen hieß.

31. Steuerparadies Liechtenstein

Die Hauptstadt des Fürstentums Liechtenstein war ein Dorf von 5000 Einwohnern auf dem schmalen Landstreifen zwischen dem Rhein und den österreichischen Alpen. Vaduz wurde vom Schloss auf den Hügeln, oberhalb des Dorfs, beherrscht. Dort wohnten Fürst Hans Adam II. von und zu Liechtenstein, seine Frau und ihre drei Kinder. Ein kleines Schild machte darauf aufmerksam, dass das Schloss mit seinen dicken Steinmauern, Türmen und hölzernen Wehrgängen der Öffentlichkeit nicht zugänglich war.

Liechtenstein war der Privatbesitz der fürstlichen Familie. Der Bruder des Fürsten war Direktor der größten Bank, die Wälder gehörten zum fürstlichen Besitz, die Weinberge zum fürstlichen Hofkeller und im Museum konnte man die beträchtliche fürstliche Kunstsammlung bewundern. Früher lebten die Liechtensteiner als Bauern und Förster auf den fürstlichen Ländereien. Die Staatskasse wurde durch den Ertrag aus Briefmarken gefüllt. Anfang der neunziger Jahre begannen die Veränderungen. Liechtenstein entdeckte, dass der Dienstleistungsökonomie, genauer gesagt den finanziellen Dienstleistungen, die Zukunft gehörte. Der stürmische Anstieg dieser Tätigkeiten hatte den 30000 Liechtensteinern das höchste Pro-Kopf-Einkommen weltweit beschert.

Vier Faktoren machten Liechtenstein wie keinen anderen Ort geeignet, einen Finanzsektor aufzubauen. Erstens war es einfach zu erreichen. Zweitens hatte Liechtenstein den Vorteil des Schweizer Franken, einer grundsoliden Währung, die nicht zum Euroraum gehört. Drittens stand das Bankgeheimnis in anderen Ländern, wie Luxemburg, unter Druck. Und viertens

hatte Liechtenstein eine Bankgesetzgebung, die eine noch größere Geheimhaltung garantierte als die der Schweiz.

Liechtenstein war ein gastfreundliches Steuerparadies im Herzen von Euroland.

Das Zentrum von Vaduz bestand hauptsächlich aus Bankfilialen, aus Büros von Vermögensverwaltern und Steuerberatern. Es gab keine Börse, keine protzigen Gebäude aus Glas und Stahl: die Banken waren in unauffälligen, grauen Flachbauten niedergelassen. Drei Liechtensteiner Banken und eine Hand voll Vertretungen ausländischer Banken bildeten den Finanzplatz Vaduz. Hier wurden 120 Milliarden Schweizer Franken an Privatvermögen verwaltet und der Betrag nahm jährlich stark zu.

Die Treuhänder besaßen eine Schlüsselposition. Sie traten als Vertreter der Kunden auf und regelten die Geschäfte mit den Banken. Für die Kunden wurden Nummernkonten eingerichtet und es war ausgeschlossen, dass Informationen an Steuerbehörden im Ausland weitergegeben wurden. Das war gesetzlich verboten.

Einer dieser Treuhänder war Herr Doktor jur. phil. Gerber Glarus. Er residierte in einer großen Familienwohnung mit einem kleinen Namensschild aus Kupfer neben der Vordertür. Cees Crommelin parkte seinen Audi vor der Tür, neben einem BMW mit deutschem und einem Mercedes mit österreichischem Nummernschild. »Hier ist es«, sagte er zu Oscar.

Herzlich hieß Glarus sie willkommen; Oscar merkte, dass sich der Treuhänder und Crommelin offenbar schon länger kannten. Das Büro war gutbürgerlich eingerichtet; mit Ledersesseln und Spitzendeckchen auf den Seitentischen.

»Herr Crommelin, was für eine Freude, Sie wiederzusehen. Nehmen Sie Platz. Womit können wir Ihnen helfen?«

Glarus sah merkwürdig aus. Er trug eine karierte Jacke und ein Hemd mit einem schlappen Kragen, der durch eine rostfarbene braune Krawatte zusammengehalten wurde. Seine lockigen Haare trug er in einer altmodischen Tolle nach hinten gekämmt. Oscar war überrascht, wie jung er war; er schätze ihn auf dreißig, höchstens fünfunddreißig Jahre.

»Wir benötigen Ihren Rat für eine umfangreiche Transaktion. Aber zuerst könnten Sie vielleicht meinem Kollegen« – Crommelin nickte in Richtung von Oscar – »die Eigenarten der Liechtensteiner Vermögensverwaltung erläutern.«

»Es ist ganz einfach: Steuerhinterziehung ist in Liechtenstein keine Straftat«, sagte Glarus in singendem Schweizerdeutsch und lächelte. »Ausländische Anträge, wegen eines Verdachts auf Steuerhinterziehung Informationen herauszugeben, haben in Liechtenstein keine Rechtskraft. Sie landen sofort im Papierkorb. Außerdem haben wir niedrige Steuern. Darin liegt unsere Attraktivität.«

Anhand einiger Prospekte erklärte Glarus, welche juristischen Konstruktionen in Liechtenstein möglich waren. Für Familienvermögen wurde eine Stiftung empfohlen, diese Form wurde auch von kapitalkräftigen Herren benutzt, die ihren Geliebten Geld hinterlassen wollten, ohne dass die eigenen Ehefrauen es erfuhren. Der Treuhänder regelte alles. Er bildete den Stiftungsvorstand, er verwaltete das Vermögen. Der Vermögensbesitzer musste nur ein einziges Mal vorbeikommen, um zu unterschrieben und selbst das konnte schriftlich erledigt werden.

Oscar starrte Glarus an. Er hatte das Gefühl, bei *Alice im Wunderland* angekommen zu sein. »Aber gibt es denn keine, äh, moralischen Bedenkungen gegen Steuerhinterziehung?«

»Was meinen Sie damit? Eine Bank ist doch nicht die Steuerfahndung! Wir schützen das Recht unserer Kunden auf individuelle Freiheit. Es ist doch nicht unser Problem, dass in

Ihrem Land oder in anderen europäischen Ländern der Steuerdruck dermaßen hoch ist, dass die Bürger sich gezwungen fühlen, ihr Vermögen woanders in Sicherheit zu bringen.«

Bis vor kurzem, fuhr Glarus fort, konnte ein Kunde in Liechtenstein ein Bankkonto durch seinen Treuhänder eröffnen, ohne dass dieser die Identität des Kunden der Bank preisgeben musste. Es reichte aus, dass der Treuhänder für die Integrität seines Kunden einstand. Das war jedoch geändert worden. Heute musste die Bank den Namen des Kunden wissen. Glarus erzählte das in einem Ton, als würde es sich hierbei um ein außerordentliches Zugeständnis handeln.

»Solche Möglichkeiten ziehen kriminelles Geld an!«, sagte Oscar erregt.

»Nein, nein, der Fürst hat persönlich angekündigt, dass Liechtenstein sich an den internationalen Anstrengungen beteiligen will, Geldwäsche zu bekämpfen«, antwortete Glarus entschieden. »Wir haben die europäische Richtlinie gegen die kriminelle Geldwäsche in unsere Gesetzgebung aufgenommen. Daran halten wir uns. Wir haben kein Interesse an Drogengeldern, sondern an Privatvermögen.«

Crommelin, der sich offensichtlich über Oscars Äußerungen ärgerte, mischte sich ein. Er bedauerte vermutlich schon, dass er den jungen Kollegen nach Liechtenstein mitgenommen hatte. »Das ist genau, was wir suchen, Herr Glarus«, sagte er versöhnlich. »Einen soliden, zuverlässigen Ort für die Vermögen unserer Privatkunden, die eine Allergie gegen Briefe vom Finanzamt haben.«

Darauf erläuterte Crommelin seinen Plan. Mit der Steuerharmonisierung, die Euroland bevorstand, würde Luxemburg seine Attraktivität als Zufluchtsort vor den Steuerbehörden verlieren. In die Zukunft blickende Banken suchten nach Ausweichmöglichkeiten für ihre Privatkunden.

Nicht in den Drogennestern der Karibik, auf Zypern, das fest in der Hand der russischen Mafia war, oder in kriminellen Staaten wir Panama. Nein, für konservative, ordentliche Bürger, die ihr Privat- und Familienvermögen nicht von der Steuer einsehen lassen wollten, bot ein grundsolides, langweiliges und sauberes Land die besten Möglichkeiten. Und das war Liechtenstein.

Glarus nickte zufrieden und zündete sich ein Zigarillo an. »Ich verstehe genau, was Sie sagen wollen.«

Es bestehe ein Plan, fuhr Crommelin fort, die Luxemburger Konten der Mercator-Kunden, die dies wünschten, in Stiftungen nach Liechtensteiner Recht zu transferieren. Und die Anlagefonds von Mercator, den Navigator- und Equator-Fonds, satzungsgemäß in Liechtenstein registrieren zu lassen.

Crommelin und Glarus diskutierten, wie man diesen Plan umsetzen könnte, und nannten Beispiele für Stiftungssatzungen. Währenddessen brachte eine Sekretärin Kaffee und Liechtensteiner Gewürzkuchen. Das kleine Büro versank nahezu im Zigarrenrauch. Oscar bekam kaum noch Luft. Er dachte mit Heimweh an New York, wo Raucher gezwungen waren, als süchtige Parias draußen auf der Straße zu paffen, weil es in den Gebäuden verboten war. Oscar beschloss, nach draußen zu gehen, um ein bisschen frische Alpenluft in die Lungen zu bekommen.

»Entschuldigen Sie mich – ich schaue mir Vaduz ein bisschen an«, bemerkte Oscar. Crommelin, vertieft in seine Unterlagen, bemerkte kaum, dass er ging.

Nach anderthalb Stunden hatte Oscar Vaduz gesehen. In einem Cafe bestellte er sich eine Tasse Kaffee und betrachtete das Leben auf dem Dorfplatz. Ein Gefühl der Entfremdung machte sich in ihm breit. Wo war er eigentlich gelandet? Für was für eine Bank arbeitete er? Zuerst die Fälschungen und nun diese

Konstruktionen zur Steuerhinterziehung! Crommelin mochte zwar behaupten, dass alles völlig legal war und dass alle Banken ähnlich vorgingen, aber Tatsache war, dass sich Mercator aktiv daran beteiligte, Privatvermögen außerhalb des Zugriffs nationaler Steuerbehörden zu halten.

Plötzlich fiel ihm die BCCI ein, eine britische Bank, die vor ungefähr zehn Jahren nach einer Welle von Geldwäsche-Skandalen pleite gegangen war und die dann auch nur noch *Bank of Crooks and Criminals International* genannt wurde. Konnte die Mercator Bank genauso verdorben sein? Anscheinend war das grundsolide Image der Bank nichts anderes als eine Fassade für alle möglichen illegalen Geschäfte.

Stand hinter all dem vielleicht doch die russische *connection?* Vielleicht benutzten die Russen Mercator als Deckmantel für ihre Aktivitäten auf dem europäischen Markt? Oscar dachte daran, was Kagalovski ihm erzählt hatte, bevor er ihn aus seinem Büro geworfen hatte. Euroville wäre für vermögende Kunden der Vremja-Bank interessant. Frankfurt. Ein Schaudern überlief ihn, als er an den Überfall dachte. Er konnte von Glück reden, dass er mit ein paar blauen Flecken und Schrammen davon gekommen war. Sarita Rachman hatte weniger Glück gehabt. Er sah ihr zartes Gesicht wieder vor sich, damals in der Silvesternacht. Wenn es hier einen Zusammenhang gab, wer steckte dahinter, wer hatte die Russen auf sie angesetzt?

Lieber Gott! Doch nicht einer der distinguierten Vorstandsmitglieder, van Saxenburgh, Crommelin oder Boonzaayer? Er wusste so langsam nicht mehr, was er von diesen drei Herren halten sollte.

Oscar fühlte eine plötzliche Abscheu vor der Bank, bei der er vor sechs Monaten so enthusiastisch zu arbeiten angefangen hatte. Konnte van Saxenburgh über all das Bescheid wissen?

Konnte dieser integre, starke Mann, den Oscar trotz seiner Fehler bewunderte, einer Bank vorstehen, die Privatvermögen an der Steuer vorbei in Sicherheit brachte? Der Gedanke erschütterte Oscar. Aber einiges sprach dafür, dass er richtig war. Es würde jedenfalls den spektakulären Gewinnanstieg des letzten Jahres erklären, den van Saxenburgh am Silvesterabend so stolz verkündet hatte. Und was wusste Boonzaayer? War er lediglich der aggressive Investmentbanker? Oder hatte er den infamen Plan, die Mercator Bank zu übernehmen? Wusste er vielleicht sogar, wer die Euros gefälscht hatte? Und dann Crommelin. Dieser gewissenhafte Mann erwies sich als Gehirn hinter einem System von Steuerhinterziehung. Was mochte er noch auf dem Kerbholz haben?

Fragen über Fragen.

Oscar starrte zu den schneebedeckten Bergen auf der anderen Seite des Rheins. Könnte er sich nicht einfach von den Problemen dieser Welt entfernen und sich in diese wunderschöne Schneelandschaft zurückziehen? Nein, er durfte nicht flüchten. Er durfte nicht aufgeben. Das hatte er einmal getan, und es war ihn teuer zu stehen gekommen.

Bald würde er mit Crommelin nach Zürich zurückfahren. Mit Widerwillen bezahlte er die Rechnung, stand auf und lief langsam zum Treuhand-Büro von Gerber Glarus zurück. Crommelin kam gerade nach draußen. Er machte einen sehr zufriedenen Eindruck. »Ich muss noch schnell ein paar Sachen regeln, Herr Straver!«, rief er. Mit seinem Diplomatenkoffer lief er in Richtung des Gebäudes der Liechtenstein Global Trust-Bank auf der gegenüberliegenden Seite der Straße. Von außen sah Oscar, wie Crommelin hinter einer Tür verschwand.

Eine Viertelstunde später fuhren sie nach Zürich zurück. Crommelin war in bester Stimmung. Er hielt seine Hände locker am Lenkrad. »Ich glaube, wir haben gute

Vereinbarungen getroffen. Ich habe größtes Vertrauen zu Herrn Glarus. Was denken Sie?«

»Ich kann mir vieles unter einer kommerziellen Strategie vorstellen«, sagte Oscar zurückhaltend, »aber *das* habe ich bei Mercator nicht erwartet.«

»Glauben Sie mir«, antwortete Crommelin, »wir machen keine unehrlichen Geschäfte. Wir halten uns an die Gesetze und unsere Prinzipien.«

Schweigend fuhren sie das letzte Stück zum Flughafen Kloten. Cees Crommelin musste sich beeilen, um seinen Flug nach Lyon zu erreichen und Oscar nahm zwei Stunden später die Maschine nach Amsterdam. Ohne Verspätung kam er um Viertel vor zehn abends auf Schiphol an.

32. Die Plejaden-Gruppe

Sobald Oscar daheim war, rief er Step an. Er hatte das Bedürfnis ihre Stimme zu hören, sie war die Einzige, zu der er genug Vertrauen hatte, um über seine Bedenken gegen die Mercator Bank zu reden. Sie hörte aufmerksam zu, während er ihr sein Herz ausschüttete. »Das wundert mich überhaupt nicht«, bemerkte sie schließlich. »Ich bin froh, dass du heil zurückgekommen bist, Oscar. Ich würde dich jetzt am liebsten in die Arme nehmen.«

Oscar schlug vor, morgen in der Bank etwas für Freitagabend oder für das Wochenende ausmachen. Step stimmte erfreut zu.

Am nächsten Morgen gingen überall bei der Mercator Bank Gerüchte um. Olivier van Saxenburgh sei bereit, die Bank zu verkaufen. Eine Eilsitzung des Vorstands sei geplant, da Boonzaayer jedoch erst aus New York zurückkommen müsse und Crommelin irgendwo in Frankreich sei, habe man diese Sitzung auf nächste Woche verschoben. Van Saxenburgh selbst war ebenfalls nicht in Amsterdam. Man nahm an, dass er mit einer Gruppe Investoren verhandelte. Als Folge der Gerüchte über eine bevorstehende Übernahme hatte der Kurs von Mercator einen gewaltigen Sprung nach oben gemacht.

Mit einer frischen Tasse Kaffee setzte Oscar sich hinter seinen Computer. Er klickte auf seine eingegangenen Mails und blätterte rasch durch seine Post. Zu seiner Freude sah er auch eine E-Mail seines Sohns aus New York. Mike fragte, ob er die Mafiabosse schon dingfest gemacht habe. Es gab auch eine Nachricht von Fred Crone, dem Chef des Sicherheitsdienstes. Ob er so schnell wie möglich nach seiner Rückkehr Kontakt zu ihm aufnehmen könne.

Oscar griff sofort zum Telefonhörer und rief Crone an. »Danke für das Fax mit der Liste. Ist Ihnen auch aufgefallen, dass Boonzaayer an Weihnachten dort war?«

»Natürlich. Aber jetzt habe ich weniger gute Nachrichten für Sie, Herr Straver. Wenn Sie vorbeikommen, werde ich es Ihnen erzählen.«

Das Büro der Sicherheitsabteilung war im Erdgeschoss. Oscar schwebte mit dem gläsernen Aufzug nach unten. Amsterdam-Zuidoost spiegelte sich trübe im Regen. Kein bisschen Sonne am Himmel. Etwas später betrat er Crones Zimmer.

»Eigentlich wollte ich Ihnen jetzt die Videobänder aus dem Tresorraum vom 24. Dezember zeigen«, sagte der ehemalige Polizist. »Aber es ist etwas Komisches geschehen. Die Bänder sind gelöscht!«

»O nein!«

»Normalerweise werden die Videobänder der Tresorüberwachung einen Monat lang aufgehoben. Und doch sind alle Bänder vom Dezember zum Anfang des neuen Jahres gelöscht worden. Wir untersuchen noch, wie das passieren konnte. Vielleicht ein Fehler in der Software.«

»Das glauben Sie doch selbst nicht«, rief Oscar.

»Nein. Aber was sonst? Es ist auch möglich, dass jemand den Auftrag erteilt hat, die Bänder zu vernichten.«

Oscar ließ Crones Bemerkung zu sich durchdringen. »Es gibt also keine Bilder, die zeigen, was Boonzaayer im Tresorraum gemacht hat?«

»Nein, leider nicht. Es gibt eine kleine Chance, dass wir die Bilder elektronisch rekonstruieren können. Das werden wir jetzt probieren, aber ich weiß nicht, ob es gelingt. Wie dem auch sei, wir haben im Augenblick gar nichts in der Hand.«

»Vielen Dank für die Mühe, Herr Crone.« Oscar wollte sich wieder erheben.

»Warten Sie einen Augenblick. Ich habe noch etwas anderes für Sie.«

Crone ging zu seinem Schreibtisch und nahm einen Stapel Ausdrucke. »Hier«, sagte er, »das ist die Liste der Geldtransporte, die Brinks bei uns abgeliefert hat. Sie wissen schon, die Werttransporte, die bei uns in den Keller fahren.«

Oscar nahm die Liste und blätterte sie durch. Unzählige Fahrten, alle ordentlich abgerechnet, Eingang und Ausgang von Geldnoten und Münzen. Von der Zentralbank zu Mercator, von Mercator zur Zentralbank. Von Mercator zu anderen Banken und umgekehrt.

»Und?«, sagte Oscar fragend. Er konnte mit den Codes nicht viel anfangen.

»Man kann schon sehen, dass Sie nie bei der Polizei gewesen sind«, bemerkte Crone milde. »Hier.« Er zeigte erneut unten auf die Liste.

Nun sah Oscar es. Zwei ausländische Fahrten. Eine von Amsterdam zur Mercator-Filiale in Luxemburg. Und eine Fahrt von Euroville in Mondorf-les-Bains zu Mercator. Beide am 24. Dezember. »Was ist das?«, fragte er verwundert.

»Laut der Frachtbriefe hat Brinks Euros zu unserer Filiale in Luxemburg gebracht. Zurück haben sie niederländische Banknoten von Euroville nach Amsterdam befördert. Alles stimmt, die Papiere sind in Ordnung. Auf den ersten Blick nichts Besonderes.«

»Und auf den zweiten Blick?«

»Die niederländischen Gulden sind niemals angekommen. Besser gesagt, sie sind verschwunden.«

»Was? Was passiert hier eigentlich?« Ohne es zu wollen, war Oscar laut geworden. »Nicht nur werden Videobänder gelöscht, auch noch ein Transport von Gulden verschwindet spurlos. Haben Sie hierfür eine Erklärung?«

Crone grinste. »Schön wäre es. Vorläufig ist es noch ein Rätsel. Es wäre möglich, dass Brinks die Gulden versehentlich bei der niederländischen Zentralbank abgeliefert hat. Dort waren die Fahrer in dieser Nacht auch. Oder dass man sie zu Brinks eigenem gesicherten Tresor gebracht hat. Das untersuchen wir noch.«

»Wieso ist eigentlich nicht früher bemerkt worden, dass Geld fehlt?«

»Sie dürfen nicht vergessen, es waren hektische Tage für den Geldtransport. Die Transporter fuhren hin und her, um Euros zu verteilen und Gulden oder andere Währungen zurückzuholen. Es war ein Irrenhaus. Das ist es übrigens immer noch.«

»Haben Sie den Fahrer des Transporters darüber befragt?«

»Nein, ich nicht. Aber Brinks natürlich. Und dann gibt es noch etwas. Der Beifahrer war Russe. Er war kurz vorher angestellt worden.«

»Was bedeutet das?«

»Nichts. Oder vielleicht doch etwas. Wir wissen es einfach nicht. Brinks hält sich verständlicherweise zurück. Sie haben die Polizei informiert.«

»Weshalb mussten eigentlich Banknoten von uns nach Luxemburg? Hatten die denn kein eigenes Geld?«

»Es ist vereinbart worden, dass die ausländischen Banken ihre Filialen in Luxemburg selbst mit Banknoten versorgen. Vielleicht auch, weil in all diesen Banken eine ganze Menge Geld lagert, von dem die Steuer nichts weiß. Wenn Sie mich verstehen.«

Seit seiner Fahrt mit Crommelin wusste Oscar genau, was Fred Crone meinte.

In der Mittagspause trafen sich Oscar und Step in der Kantine und trugen ihre Tabletts an den gleichen Tisch. Step war, wie immer, bei der Arbeit eher förmlich gekleidet und trug diesmal einen bordeauxroten Blazer und eine Bluse. Sie lächelte herzlich, als sie Oscar sah. Doch beide wussten nicht so richtig, wie sie das Gespräch anfangen sollten. Zur gleichen Zeit fingen sie zu reden an und lachten dann nervös.

»Okay, du zuerst«, bot Oscar an.

»Schön, dich zu sehen«, sagte Step. Sie strich mit der Hand über das Pflaster auf Oscars Wange. Oscar genoss die Berührung. »Die haben dich ja ganz schön zugerichtet. Du kannst von Glück reden, dass es so ausgegangen ist.«

Oscar nahm ihre Hand. »Ich habe mich wahnsinnig erschreckt. Die Verletzungen sind glücklicherweise nicht so schlimm.« Er versuchte zu lächeln. »Auf jeden Fall ist es nicht so dramatisch gelaufen wie mit Sarita. Weiß man schon mehr über den Täter?«

»Nein, er ist immer noch nicht festgenommen worden. Bloomfield hat nach den ersten Enthüllungen auch nichts mehr darüber berichtet. Heute ist ein Polizeikommissar in der Bank gewesen und hat noch mehr Fragen gestellt. Ich glaube, dass die Polizei doch einen Zusammenhang sieht zwischen dem Unfall und der Tatsache, dass sie die gefälschten Euros entdeckt hat.«

»Und weiter?«, fragte Oscar. Er fühlte sich in der Kantine beobachtet. Am liebsten wäre er jetzt mit Step allein gewesen.

»Weiter nichts Besonderes. Der Markt ist vollkommen tot«, antwortete Step. »Niemand möchte in diesem Moment Geschäfte mit Mercator machen. Man wartet ab, bis Klarheit über die Übernahme kommt. Und das muss bald geschehen, sonst können wir den ganzen Handel hier zumachen.«

Von einem anderen Tisch rief jemand Step etwas zu. Oscar konnte es nicht verstehen. Step dreht sich halb um und fragte:

»2. Januar? Weißt du das sicher?« Der Mann nickte bestätigend.

»Das ist der *compliance officer* der Bank, er registriert alle Anlagen, die das Personal vornimmt«, erklärte Step. »Weißt du noch, du hast mich gebeten herauszufinden, ob irgendjemand vom Management Optionen verkauft hat. Das hat er für mich getan.«

Während Step zum anderen Tisch ging, versuchte Oscar, scharf nachzudenken. Der 2. Januar war ungefähr vor einer Woche gewesen. Wenn jemand damals Aktien verkauft hatte, war das vor dem Kursverfall von Mercator geschehen! Die Geschichte mit den gefälschten Euros wurde erst am Donnerstagabend bekannt, nach der Sendung von Bloomfield am 3. Januar. Innerhalb der Bank wussten zu diesem Augenblick nur der Vorstand und er etwas von den gefälschten Euros. Und die arme Sarita Rachman natürlich.

Etwas später kam Step zurück. Sie sah erschrocken aus.

»Und?«, wollte Oscar wissen.

»Boonzaayer. LoDo Boonzaayer hat am 2. Januar seine ganzen Bonusoptionen verkauft. Ein riesengroßes Paket.«

»Nicht zu fassen«, stammelte Oscar. »Was soll man davon halten?«

»Das kannst du laut sagen. Ich weiß es nicht. An diesem Morgen fand die wöchentliche Vorstandssitzung statt. Boonzaayer ist früher weggegangen, denn er musste nach New York. Nach Aussagen des *compliance officers* hat er telefonisch einen Verkaufsauftrag durchgegeben, als er auf dem Weg zum Flughafen oder bereits auf Schiphol war. Auf jeden Fall bevor er nach New York flog. Formell ist das in Ordnung. Er war berechtigt, sein Optionenpaket zu verkaufen und er hat es ordnungsgemäß gemeldet.«

»Ich verstehe überhaupt nichts mehr«, seufzte Oscar. Er erzählte Step, was er von Fred Crone gehört hatte: dass

Boonzaayer am 24. Dezember im Tresorraum gewesen sei und dass die Videobänder dieses Tages gelöscht worden wären. »Das könnte man einen Indizienbeweis nennen«, bemerkte Oscar.

»Aber noch keine Überführung.«

»Nein.«

Sie schwiegen.

Step nahm einen letzten Schluck Orangensaft. Aus ihrer Tasche holte sie einige Ausdrucke aus dem Internet. »Du hattest mich um noch etwas gebeten. Das habe ich auch für dich ausgedruckt. Pfff, ich bin ja bald deine persönliche Assistentin!« Sie lächelte verlegen. »Kleiner Scherz. Ich mach das gerne für dich.«

Sie legte die Papiere auf den Tisch.

»Hier. Angaben über die sieben Banken der Plejaden-Gruppe. Es war nicht schwer zu finden.«

Oscar betrachtete die Ausdrucke. Pro Bank standen hier Angaben über Umsatz, Gewinn, Mitarbeiterzahl, Zusammensetzung des Vorstands, Kursentwicklung. Er sah nichts Besonderes daran. Etwas ratlos blickte er Step an.

»Ich habe mir auch die Lebensläufe der Vorstandsmitglieder aus dem Internet geholt. Es sind interessante Namen dabei«, sagte Step.

Jetzt nahm Oscar den Rest der Papiere. Er schob das Tablett zur Seite und legte die Papiere vor sich auf den Tisch. Pro Lebenslauf enthielten sie Namen, Foto und persönliche Angaben.

»Interessant«, murmelte er. »Aber die meisten Namen sagen mir nicht viel. Dafür bin ich noch zu kurz in Europa.«

»Ich habe mich mal schlau gemacht. Weißt du was? Beinahe alles sind Leute, die Probleme in ihrer Karriere gehabt haben. Oder rausgeworfen worden sind.«

Step nahm einen Stift und ein leeres Blatt Papier. Sie begann ein Schema aufzuzeichnen.

Vorstandsmitglieder der Plejaden-Banken

DÜSSELDORFER BANK
– *Wilhelm Neumann* (ex-Bundesbank, anti-Euro)
– *Horst Sonnenberg* (ex-Dresdner Bank, beteiligt an Schwarzgeldaffäre)

BANCO SANTANDERIANO
– *Carmen Botero* (ex-Banco Santander, selbst gekündigt)
– *Mario Duque* (ex-Banespa, verurteilt wegen Betrugs)

BANQUE LYONNAIS
– *Simone Bourdieu* (?)
– *Jean Jacques Hervais* (ex-Credit Lyonnais, entlassen wegen Verlusten)

MEDIOBANCA DI MILANO
– *Bernardo Calvi* (ex-Banco Ambrosiano, beteiligt an einer Schwarzgeldaffäre)
– *Allesandro Portinari* (Banco di Napoli, zurückgetreten nach Bestechungsskandal)

SUOMIBANKEN
– *Paavi Nüürmäni* (ex-Helsinki Bank, wegsaniert)

BAYERISCHE PRIVATBANK
– *Jürgen Köhler* (ex-EZB, anti-Euro)
– *Christa Wolf-Weser* (ex-Deutsche Bank, abgetreten nach Steuerhinterziehungsskandal)

BANK MERCATOR
Olivier van Saxenburgh (ex-BGN, nach Fusion beurlaubt)
Cees Crommelin (ex-Union Bank of Switzerland, Vermittler bei Steuerhinterziehung)
LoDo Boonzaayer (ex-Morgan Stanley, anti-Euro)

»Siehst du, was ich meine?«, fragte Step, als sie ihr Schema fertig aufgezeichnet hatte.

»Was ist das für eine Gesellschaft?«, knurrte Oscar. »Selbst wenn man sich bemühte, würde es kaum gelingen, so viele zweifelhafte Gestalten zusammenzubekommen. Warum habe ich mich nicht gründlicher über die Bank informiert, bevor ich bei Mercator angeheuert habe?!«

»Halt, zieh keine voreiligen Schlüsse. Du tust so, als ob diese Leute Schwerverbrecher wären. Aber es stimmt: Sie haben alle eine merkwürdige Episode bei ihrer Karriere hinter sich. Beinahe alle. Ein paar Namen sagen mir nichts.«

»Ich weiß, wer Simone Bourdieu ist«, rief Oscar, dämpfte seine Stimme aber sofort wieder. »Diese Woche in Frankfurt, auf dem EZB-Seminar, wurde ihr Name genannt. Sie hat vor zehn Jahren eine Kampagne für die Gestaltung der Euro-Banknoten gestartet. Aber ihr Projekt wurde von den Zentralbanken abgelehnt.«

»In Ordnung. Dann können wir das auch eintragen.« Step strich das Fragezeichen hinter Bourdieus Namen durch und schrieb dahinter »(ex-Kampagne Gestaltung Euro-Banknoten)«.

Oscar betrachtete noch einmal die Liste. »Zufall oder nicht, was diese Leute miteinander verbindet, ist eine Abneigung gegenüber dem Euro. Und eine Vorliebe für Schwarzgeld.«

»Genau. Und eine Investition ihrer Bank in Euroville.«

Oscar machte Step einen Vorschlag, über den er bereits seit einigen Tagen nachgedacht hatte. »Hör mal, Step, was mir aufgefallen ist, immer wieder taucht Euroville auf. Die Plejaden-Banken haben etwas damit zu tun, Boonzaayer hat diese Obligation betreut, der Geldtransporter kam aus Euroville. Die Vremja-Bank interessierte sich für Euroville. Ich bekomme den Eindruck, dass dieser Freizeitpark im Zentrum dieser ganzen Angelegenheit ist. Was hältst du davon, nach Euroville zu fahren? So langsam bin ich davon überzeugt, dass dort der Schlüssel zur Lösung aller Rätsel liegt. Wir könnten morgen früh abfahren, oder heute Abend noch. Und Sonntagabend zurückkommen.«

»Aber was mache ich mit Belle?«

»Die nimmst du natürlich mit. Schließlich ist es ein Freizeitpark! Es gibt sicherlich auch jede Menge Attraktionen für Kinder dort.«

»Stimmt. Und du hast Recht, Euroville taucht immer wieder auf, auch wenn ich nicht verstehe, weshalb. Ja, jetzt, wo ich drüber nachdenke, scheint mir das eine prima Idee zu sein. Auf jeden Fall machen wir einen schönen Ausflug. Und ich weiß sicher, dass Belle es toll finden wird. Du wirst dich gut mir ihr verstehen.«

Einen Augenblick schauten sie sich an. Oscar sah einen Ausdruck in Stepps Augen, den er nicht deuten konnte. Etwas verlegen strich er mit der Hand über seinen Kopf. Es war, als würde das Stimmengewirr um ihn verstummen und sie befänden sich beide unter einer Glasglocke. Beide fühlten, dass ihre Fahrt nach Euroville mehr als eine Geschäftsreise werden würde.

»Wie lange werden wir brauchen?«, fragte Step.

»Ungefähr drei, vier Stunden, denke ich.«

»Wann möchtest du fahren?«

»Heute Abend?«

»Heute Abend! Aber ich habe zu Hause noch viele Sachen zu regeln, und Belle…« Step hielt inne. Du jammerst ja!, dachte sie und schüttelte den Kopf über sich selbst. Und gerade dann, wenn es etwas zu erleben gibt! »Okay, heute Abend.«

»Schaffst du halb sieben?«

»Besser sieben Uhr. Dann habe ich Zeit, einige Sachen für unterwegs zu packen.«

»Gut, dann kümmere ich mich um die Reservierung.«

33. Euroville

Um fünf nach sieben stand Oscar vor der Tür.

»Hallo! Ich dachte, ich komme etwas später, damit du mehr Zeit hast«, rief er gut gelaunt.

»Die habe ich auch gebraucht«, antwortete Step. »Es hat schon etwas gedauert, bis ich alles für Belle zusammen hatte.« Sie selbst war noch nicht ganz fertig. Schnell zog sie einen Schlabberpullover und Jeans an.

»So, wir können fahren. Schau mal, Belle, ich habe Spielzeug mit und leckere Sachen für unterwegs.« Step kam mit zwei Taschen die Treppe herunter, hinter ihr hoppelte Belle mit ihrem *Hello-Euro*-Stoffbär.

Sie stiegen ins Auto, Belle richtete sich auf dem Rücksitz ein. Oscar fuhr auf den Stadtring und bog auf die A2 in Richtung Utrecht ab. »Luxemburg 372 Kilometer« lasen sie auf einem Schild.

»Das war eine wirklich tolle Idee, Oscar«, sagte Step. Sie legte ihre Hand auf sein Bein. »Es ist schon ewig her, dass ich so spontan Urlaub gemacht habe!«

»Wir machen keinen Urlaub, sondern eine Geschäftsreise«, lachte Oscar.

»Ja, natürlich! Aber ich meine, ich sitze im Auto mit Belle und muss nicht selbst fahren.«

Sobald sie an den unzähligen niederländischen Geschwindigkeitskontrollen vorbei waren, gab Oscar Gas. Wenn man schon ein so schnelles Auto hatte, musste man es auch einmal ausnutzen. Nachdem er in New York glücklich ohne Auto gelebt hatte, war er der Versuchung erlegen, sich in den Niederlanden einen sportlichen Volvo C70 Cabrio zu

kaufen. Es weckte bei ihm romantische Erinnerungen an seine Studentenzeit, als Oscar einen unverwüstlichen Volvo Amazone gefahren hatte.

Etwas nach zehn Uhr erreichten sie Mondorf-les-Bains an der luxemburgisch-französischen Grenze. Etwas außerhalb des Kurorts lag Euroville. Der prächtig beleuchtete Park sah in der winterlichen Landschaft märchenhaft aus.

Belle, die die Autofahrt ohne Proteste ertragen hatte, war hellwach und strahlte vor Freude. »Mama, fahren wir da hin?«

Nachdem Oscar seinen Wagen geparkt hatte, liefen sie zu dritt zum Hotel.

»Hast du bei der Reservierung gesagt, dass wir von der Mercator Bank kommen?«, wollte Step wissen.

»Nein, ich habe uns einfach als Gäste angemeldet«, antwortete Oscar.

Das Hotel war eine Nachbildung der berühmten Alhambra in Granada.

»Das hast du also mit deinen Obligationen finanziert, Step«, frotzelte Oscar, als sie bei der Rezeption standen. Er nahm sich einen Prospekt mit Informationen über Euroville.

»Nicht schlecht, oder?« Step sah sich zufrieden um.

Die Mitarbeiterin am Empfang erklärte ihnen, wann die Mahlzeiten serviert wurden und informierte sie über das spezielle Euroville-Geld. Da es schon spät war, empfahl sie, nun direkt Geld zu wechseln. Dann könnten die weiteren finanziellen Angelegenheiten morgen mit dem Euroville-Berater besprochen werden. Oscar zog fragend die Augenbrauen hoch, sagte aber nichts. Er wechselte fünf 100-Euro-Scheine für das Geld des Freizeitparks. Interessiert betrachtete er das »Spielgeld« einen Moment lang, wurde aber von Belle abgelenkt, die mit Wasser aus dem Springbrunnen

mit den zwölf Löwenköpfen spielen wollte. Oscar gab Step die Scheine und wandte sich wieder der Empfangsmitarbeiterin zu.

»Wir haben spezielle Zimmer für Eltern mit kleinen Kindern«, sagte sie. »Mit einem kleinen abgetrennten Nebenraum und einem Wickeltisch.«

Oscar und Step sahen sich an.

»Ja, gern, das nehmen wir«, sagte Step.

Etwas später betraten sie ein Zimmer, das in spanischem Conquistador-Stil ausgestattet war. Möbel aus dunklem Eichenholz und mit Stierleder überzogene Stühle, ein Doppelbett mit einer gehäkelten Bettdecke und einem Baldachin, hohe Fenster, hölzerne Fensterläden mit Kupferbeschlag, weiß verputzte Wände und große Fotos des Al-baicin in Granada.

»Wo schlafe ich?«, krähte Belle.

»Dort ist ein eigener Raum für dich.« Step öffnete eine Tür zum angrenzenden Kinderzimmer. Belle stieg aufs Bett und fing an, begeistert darauf herumzuspringen.

Inzwischen studierte Oscar den Prospekt, den er an der Rezeption mitgenommen hatte. Dort wurde die Philosophie, die hinter dem Konzept für Euroville stand, beschrieben. Es war zu lesen, dass jedes Jahr in Europa die Besucherzahl von Sehenswürdigkeiten sprunghaft zunahm. Die größten Renner waren Euro Disneyland (12,5 Millionen) und Notre Dame in Paris (10 Millionen). Hinter Euroville stand die Idee, die Anziehungskraft dieser beiden touristischen Höhepunkte zu kombinieren. In einem Park von 75 Hektar Größe, eingebettet in eine leicht hüglige Landschaft, entstand ein Vergnügungspark mit Nachbildungen berühmter Gebäude.

Euroville, las Oscar, war stilvoll gestaltet, mit Respekt vor Mensch und Natur, und verzichtete auf die Plattheiten der modernen Vergnügungsindustrie. Hier begegneten sich ein ausgeklügelter Handelsgeist und die Förderung des

europäischen kulturellen Erbes. Der Park hatte den Anspruch, die europäische Antwort auf die amerikanische Disneyland-Kultur zu sein. Weiter enthielt der Prospekt einen Plan des Parks und eine Auflistung aller Erholungsmöglichkeiten.

»Hier werden wir noch einiges zu tun haben, Step«, sagte Oscar beeindruckt.

»Dann müssen wir morgen früh anfangen«, sagte sie. »Und du« – sie nahm Belle hoch – »gehst deshalb früh ins Bett, dann bist du morgen ausgeruht.«

Nach ein paar Minuten kam Step aus dem Kinderzimmer zurück und schloss leise die Tür. »So, sie schläft jetzt wie Dornröschen. Wir können sie ruhig einen Augenblick alleine lassen. Gehen wir noch an die Bar und trinken was? Das brauche ich jetzt nach diesem langen Tag.«

Die Lounge war voll mit Gästen, vor allem Ehepaaren mittleren Alters. Mit halbem Ohr folgte Oscar ihren Gesprächen. Sie schienen nicht besonders an den architektonischen Attraktionen von Euroville interessiert zu sein, sondern mehr an seinen finanziellen.

Ein Kellner in spanischer Kleidung nahm ihre Bestellung auf.

»Ich nehme einen Bitter Lemon«, sagte Oscar. Er schaute Step fragend an.

»Für mich ein Gin Tonic und ein paar Tapas, bitte.« Nachdem der Kellner die Getränke und die Schälchen mit Oliven, Chorizo und Serrano-Schinken gebracht hatte, fragte sie spöttisch: »Bist du immer noch in deiner anti-alkoholischen Phase?«

Oscar nickte. »Prost. Auf unser Wochenende.«

»Und auf unsere Nachforschungen.« Step nahm einen Schluck. Es war ihr schon früher aufgefallen, dass er über seine alkoholische Enthaltsamkeit nicht sprechen wollte. Deshalb interessierte sie das Thema nur umso mehr. Aber sie hatte keine Lust, ihren ersten Abend mit dieser Frage zu

belasten. »Belle wird es hier fantastisch finden – und ich glaube, ich auch.«

Sie besprachen, was sie am nächsten Tag machen würden. Oscar schlug vor, zuerst den Park anzusehen und später zu versuchen, hinter die Kulissen zu schauen. Das erschien Step eine sehr gute Idee. Wenn Oscar beschäftigt war, konnte sie sich mit Belle einige Attraktionen für Kinder ansehen.

»Du hast eine wahnsinnig nette Tochter«, bemerkte Oscar spontan.

Step lächelte. »Ja, sie ist fantastisch.«

Unerwartet fragte Oscar: »Wo ist eigentlich ihr Vater geblieben? Habt ihr euch getrennt oder seid ihr geschieden?«

»Es gab keine Beziehung und ich bin auch nicht geschieden.«

»Was meinst du, Beiles Vater war doch dein Partner, nehme ich an?«, fragte Oscar erstaunt.

»Nein.«

»Ist das zu persönlich?«

Step schüttelte den Kopf. »Nein, es ist nur, äh, nicht so einfach zu erzählen, weil nicht jeder es versteht. Aber wenn du noch einen Gin Tonic für mich bestellst, erkläre ich es dir.«

Mit einem zweiten Glas in ihrer Hand und neuen Tapas auf dem Tisch begann Step. Sie berichtete, wie sie mit 30 beschlossen hatte, ein Kind zu bekommen und sich im Urlaub auf Antigua hatte schwängern lassen.

Oscar starrte sie an. »Du bist nicht ganz bei Trost!«

»Wieso, das war genau, was ich wollte!«

»Ja, aber dieser Mann? Du hast ihn doch gar nicht gekannt? Hast du ihm vorher erzählt, was du vorhattest?«

»Nein.«

»Dann hast du ihn gnadenlos ausgenutzt. Wie bist du nur auf so eine Idee gekommen?«

»Diese Frage habe ich mir später auch gestellt. Es gab später einige Probleme.«

»Kein Wunder. So etwas tut man ja auch nicht!«

Ihr Karibik-Lover war ein Niederländer gewesen und Step hatte seine Telefonnummer aufgehoben. Als sie ihn anrief und ihm sagte, dass er Vater geworden sei, wurde er wütend. Er fühlte sich in die Irre geführt und als Samenspender missbraucht. »Das war natürlich auch so, aber das konnte ich ihm nicht sagen«, grinste Step.

Nachdem sie schriftlich vereinbart hatten, dass sie von ihm zu keiner Zeit eine finanzielle Unterstützung verlangen würde, hatte der zukünftige Vater die Situation akzeptiert. Später, Belle war inzwischen geboren, hatten sie noch einmal Kontakt gehabt. Und als sie beschloss, London zu verlassen, lag es auf der Hand, in die Niederlande zu gehen. Dann könnte Belle ihren Vater ab und zu sehen.

»Und ist das auch geschehen?«, fragte Oscar.

»Nein, bis heute noch nicht. Ich glaube, dass ich für ihn immer noch eine durchtriebene Schlampe bin. Ich habe natürlich seine Eitelkeit schrecklich gekränkt, indem ich ihn als Zuchtbullen benutzt habe.« Sie kicherte erneut. »Aber ich habe das keine Sekunde bereut.« Sie leerte ihr Glas Gin Tonic.

»Was für eine unglaubliche Geschichte. Das hättest du mit mir einmal machen sollen.« Oscar schaute sie mit gemischten Gefühlen an. Er wusste nicht, was er von Steps Eigensinnigkeit halten sollte. »Hast du gar nicht daran gedacht, dass das bedeuten würde, dass Belle ohne Vater aufwächst? Was für eine Kindheit sie haben würde?«

»Moment mal«, sagte Step gereizt. »Die Kindheit von Scheidungswaisen ist auch nicht viel besser!«

Das saß. Ein paar Minuten starrten sie schweigend in ihre Drinks.

»Komm, gehen wir schlafen«, sagte Step.

Sie standen auf.

»Ich hoffe ja nur, dass ich für dich nicht auch ein Zuchtbulle bin«, sagte Oscar mit belegter Stimme.

»Mach dir keine Sorgen, so etwas macht man nur einmal im Leben.«

Sie setzten sich ins Hotelzimmer, das Licht war gedimmt, und redeten leise, um Belle nicht zu wecken. Auf einmal waren sie befangen, der Streit schwebte noch unsichtbar zwischen ihnen. Doch als Step immer heftiger gähnte, beschlossen sie doch, ins Bett zu gehen. Oscar zog sich bis auf die Unterhose aus und hängte seine Kleider lose über einen Stuhl. Step streifte ihren Pullover und die Jeans ab und ließ sie auf den Boden fallen. Sie drehte sich halb mit ihrem Rücken zu Oscar, klinkte ihren BH auf und zog ein T-Shirt an. Danach kroch sie schnell ins große Doppelbett.

Oscar legte sich neben sie. Sie konnte seinen Körper fühlen und schmiegte sich vorsichtig an ihn. Oscar stützte sich auf die Ellenbogen und betrachtete ihr T-Shirt. Es hatte den Aufdruck *Flower Power* in einem Blumenkranz. Er streichelte ihre Schultern und Arme, seine Hand glitt unter ihr T-Shirt und er bemerkte seine Aufregung, während er mit den Fingerspitzen ihre Brüste streichelte. Nach ein paar Minuten drehte sich Step um. Sie hatte die Augen geschlossen. Nach einer ersten, zögernden Berührung ihrer Lippen pressten sie ihre Körper gierig aneinander.

Die Tür zum Kinderzimmer ging auf. Blinzelnd kam Belle ins Zimmer, ihren Bär unter dem Arm. Step und Oscar bemerkten sie nicht. Sie stellte sich ans Bett und sagte leise: »Mama, ich kann nicht schlafen, ich höre immer diese komischen Geräusche.«

Sofort saß Step kerzengerade im Bett. Hastig zog sie ihr T-Shirt nach unten.

»Weshalb ist der Mann noch da?«, fragte ihre Tochter, während sie neugierig zu Oscar blickte, der halb hinter Stepps Rücken verborgen war.

»Dieser Mann bleibt heute hier und du musst jetzt wirklich schlafen. Morgen stehen wir früh auf und es wird ein langer Tag. Komm, ich bringe ich dich jetzt ins Bett und erzähle dir noch eine Geschichte.«

Seufzend streckte sich Oscar wieder auf dem Bett aus.

Zehn Minuten später war Step wieder zurück. »Tut mir leid«, sagte sie, »das ist eben so, wenn man eine neugierige Tochter hat. Belle will immer alles wissen.«

Sie kuschelte sich an Oscar.

Nach einer Weile küssten sie sich wieder, aber Step fühlte, dass durch die unerwartete Unterbrechung ihre Lust verschwunden war und es dauerte nicht lange, bis sie in Oscars Armen einschlief. Resigniert starrte Oscar in die Dunkelheit. Ihre erste Nacht hatte er sich anders vorgestellt.

34. Im Frühstückssaal

Als Belle am nächsten Morgen an ihrem Bett auftauchte, schliefen Step und Oscar noch. Step, in ihrem Flower Power-Shirt, war zuerst wach. Oscar drehte sich noch einmal um. »Du hast doch gesagt, dass wir heute früh zu einem Märchenpark gehen«, hörte er Belle zu ihrer Mutter sagen. Ihm wurde klar, dass er das Ausschlafen vergessen konnte.

Eine Dreiviertelstunde später suchten sie im Frühstückssaal nach einem Tisch. Der Saal war wie eine Orangerie aus Sevilla eingerichtet. Er duftete sogar nach Apfelsinenbäumen und gerade als Oscar etwas hierüber zu Step sagen wollte, sah er sie. Mit dem Rücken zu ihm saß Olivier van Saxenburgh beim Frühstück zusammen mit drei anderen Personen, von denen Oscar zwei sofort erkannte: Jürgen Köhler und Wilhelm Neumann. Die vierte Person war eine Frau.

Oscar stieß Step an und zeigte perplex zu dem Tisch, an dem van Saxenburgh gerade genüsslich in ein Croissant biss. Er befand sich in einem angeregten Gespräch mit seinen Tischgenossen. »Lieber Gott«, stammelte Step, die sich als Erste wieder fangen konnte. »Was macht der denn hier?«

Oscar zögerte einen Moment. Er wusste nicht, ob sie unbemerkt den Saal verlassen und so schnell wie möglich probieren sollten zu verschwinden, ob er van Saxenburgh ignorieren sollte oder ob es besser wäre, einfach mit ausgestreckter Hand auf ihn zuzugehen. Aber es war schon zu spät, sich etwas zu überlegen, denn Neumann, der gegenüber van Saxenburgh saß, zeigte in seine Richtung. Nun drehte sich auch van Saxenburgh um. Er blickte düster drein.

Oscar ging zum Tisch der Banker. »Guten Morgen, schön, Sie zu sehen!«, sagte er und gab ihnen die Hand. Neumann und Köhler murmelten einige Höflichkeitsfloskeln. Van Saxenburgh sagte immer noch nichts, sah Oscar und Step jedoch eindringlich an.

»Das«, sagte Oscar, »das sind, äh… Stephanie Horlick und ihre Tochter Belle. Wir hatten uns entschieden, einen Wochenendurlaub hier zu verbringen.«

»Das sehe ich«, brummte van Saxenburgh. »Willkommen in Euroville. Ich kann verstehen, dass Sie sich den Erfolg von Euroville einmal mit eigenen Augen ansehen wollen. Vielleicht ist es sinnvoll, gleich nach dem Frühstück einige Worte miteinander zu wechseln.« Er drehte sich um und fuhr mit dem Gespräch mit seinen Tischgenossen fort, ohne Oscar, Step und Belle weiter zu beachten.

Sie setzten sich an einen Tisch in der hintersten Ecke des Frühstückssaals am Fenster. Obwohl Belle ununterbrochen plapperte, waren Oscar und Step still. Oscar fühlte sich ertappt. Er hätte van Saxenburgh melden müssen, dass er sich ein Wochenende freinehmen würde, dachte er. Step dagegen wollte die Nähe zu Oscar genießen, aber die Anwesenheit ihres höchsten Chefs lenkte sie ab. Beiden wurde klar, dass der Besuch in Euroville kein Liebesabenteuer werden würde, sondern dass sie eine bestimmte Aufgabe hatten. Van Saxenburgh hatte sie wieder auf den Boden der Tatsachen zurückgebracht.

Eine Viertelstunde später stand van Saxenburgh an ihrem Tisch. Oscar stand auf und gemeinsam gingen sie zu einem kleinen Zimmer neben der Lounge.

»Was haben Sie hier eigentlich vor?«, polterte van Saxenburgh, sobald er die Tür geschlossen hatte. »Sie sollten sich doch eigentlich mit den Fälschungsproblemen bei der Mercator Bank beschäftigen und nun sind Sie hier mit

irgendeiner Freundin. Sind Sie vollkommen verrückt geworden? Wissen Sie eigentlich, was auf dem Spiel steht? Mercator wird bedroht und Sie machen hier Urlaub. Das haben wir so nicht vereinbart.«

Einen solchen Wutausbruch hatte Oscar bei van Saxenburgh noch nie erlebt. Er fühlte sich wie ein gescholtener Schuljunge. »Lassen Sie mich es erklären«, erwiderte Oscar. »Ich versuche hier einiges herauszubekommen, was wichtig bei meinen Untersuchungen sein könnte. Ich bin bestimmten Dingen auf der Spur…«

Van Saxenburgh lachte hämisch. »Das glaube ich gern. Mercator hat etwas mit Euroville zu tun. Nun, das weiß jeder in der Finanzwelt. Also untersuchen Sie hier etwas mit irgendeiner Freundin. Sie brauchen mir nicht zu erzählen, was das für eine Untersuchung ist. Ich bin enttäuscht von Ihnen.«

Oscar fühlte sich immer niedergeschlagener. Das Vertrauen, das van Saxenburgh in ihn gesetzt hatte, hatte er verspielt, das war klar.

Van Saxenburgh beruhigte sich. »Entschuldigen Sie, Oscar, ich habe mich gehen lassen. Aber ich nehme an, dass Sie mich verstehen können. Ich versuche alles zu unternehmen, um Mercator zu retten und dann sehe ich Sie in Freizeitkleidung hier umherlaufen. Es passiert so vieles im Moment. Darüber möchte ich Ihnen gerne später mehr berichten. Die nächsten Tage werden auf jeden Fall außerordentlich spannend werden.«

Sie nahmen Platz. Oscar war nun etwas ruhiger. Er verstand, dass van Saxenburgh unter gewaltigem Druck stand. Die Fälschungen. Die Übernahme…

»Kann ich mich darauf verlassen, dass Sie mit aller Energie Ihre Nachforschungen weiter betreiben und mich über die Fortschritte informieren?«, fragte van Saxenburgh. Er hatte seinen vertrauten Ton wieder gefunden.

»Natürlich, Olivier.«

»Jetzt, wo ich Sie sehe, möchte ich Ihnen noch einen Tipp geben. Ich habe mit einem alten Bekannten von mir, einem russischen Banker in Frankfurt, gesprochen. Sein Nachname ist Kagalovski, und er ist der Chef der Vremja-Bank.«

Also war es van Saxenburgh gewesen, der mit Kagalovski telefoniert hatte!

»Wie dem auch sei, er verfügt über interessante Informationen über das russische kriminelle Netzwerk in Europa. Sie wissen ja, Bloomfield hat gemeldet, dass unsere Schalterangestellte Sarita Rachman von einem russischen Kriminellen totgefahren worden ist. Es kann hier einen Zusammenhang geben. Auf jeden Fall lohnt es sich, denke ich, das weiter zu untersuchen.«

»Die russische *connection* gehört zu den Dingen, mit denen ich mich beschäftige. Aber es gibt auch andere Hinweise.«

»Zum Beispiel?«

Oscar bemerkte, dass der Ausbruch van Saxenburghs ihn gekränkt hatte. Er hatte keinerlei Bedürfnis, ihn in diesem Augenblick über seine Abenteuer in Frankfurt und seine anderen Probleme zu informieren. Außerdem hatte er ja keine konkreten Hinweise, höchstens Vermutungen. Aber er musste irgendetwas sagen.

»Zum Beispiel die Rolle von Boonzaayer und Crommelin.«

Van Saxenburgh schaute ihn bedeutungsvoll an. »Ja«, sagte er besonnen, »darüber habe ich auch schon nachgedacht.«

Er erhob sich. »Also gut. Ich muss jetzt zu meinen Freunden zurück und Sie zu Ihrer, äh… Freundin.«

Oscar nahm seinen Mut zusammen. »Was machen *Sie* eigentlich hier, wenn ich fragen darf?«

»Ach, ich habe hier eine Besprechung mit drei anderen Mitgliedern der Plejaden-Gruppe. Wir treffen uns oft in

Euroville, da es für alle Teilnehmer sehr gut zu erreichen ist. Der Anlass ist diesmal natürlich das Übernahmeangebot.«

Van Saxenburg legte Oscar die Hand auf die Schulter; die vertraute Geste.

»Vergessen Sie bitte meinen Wutausbruch. Es war wohl die Anspannung. Ich hoffe auf jeden Fall, dass Sie noch schöne Tage hier verleben. Und viel Erfolg bei den weiteren Nachforschungen. Wir sprechen uns dann am Montag.«

Van Saxenburg drehte sich um und verließ den Raum. Oscar folgte ihm mit gewissem Abstand.

Zwanzig Minuten später lief Oscar mit Step und Belle durch den Park und erzählte ihnen, was van Saxenburgh gesagt hatte. Step zuckte die Schultern.

»Mach dir nichts draus. Der Mann hat sich ertappt gefühlt, weil wir ihn in der entspannten Umgebung von Euroville gesehen haben, während die Zukunft seiner Bank auf dem Spiel stand. So, und jetzt genießen wir erst mal den Park.«

Sie beschlossen, zuerst zum Eiffelturm zu gehen, dort hatten sie eine Übersicht über das ganze Gelände.

Der Euroville-Eiffelturm war halb so hoch wie der Eiffelturm in Paris, aber das Panorama in 138 Meter Höhe bot eine wunderbare Aussicht über den Park und die Umgebung. Sie erblickten eine touristische Landkarte von Europa in hügliger Landschaft. Dort standen das Colosseum und der Turm von Pisa. Dahinter sahen sie den Tower von London, das Brandenburger Tor und die Alhambra. Die Jahrmarktattraktionen des Tivoli-Parks befanden sich in der Nähe eines kleinen Flusses. Auch der Palast von Versailles und das österreichische Schloss Schönbrunn waren zu sehen. Oscar erkannte den griechischen Parthenon, den quadratischen Turm von Belem aus Lissabon, eine niederländische Windmühle,

eine keltische Kirche, ein flämisches Gildehaus. Offene Straßenbahnen aus einer vergangenen Zeit regelten die Beförderung zwischen den Bauwerken. Es war schon beeindruckend. In Euroville konnte man die bekanntesten Bauwerke Europas an einem einzigen Wochenende besuchen. Etwas außerhalb des Parks befand sich eine 18-Loch-Golfbahn. Weiter entfernt war der Ort Mondorf zu sehen. Auf der gegenüberliegenden Seite des Flusses begann Frankreich, Richtung Westen lag Belgien und im Osten Deutschland.

»Du kannst sagen, was du willst«, sagte Step. »Aber dieser Park ist eine perfekte Investition. Aus allen Richtungen gut zu erreichen. Er könnte im Sommer wie im Winter eine ganze Menge Touristen anziehen, die keine Lust auf die Banalität des Schlümpfeparks haben.«

Oscar nickte zustimmend. »Es ist wirklich beeindruckend. Mike würde es bestimmt auch gefallen.«

Step hielt den Euroville-Prospekt in der Hand. »Das klappt bestimmt irgendwann mal. Es gibt übrigens Pläne für einen Hightechpavillon mit einem Museum für kulturelle Integration. Ist ja toll! Dann kann Boonzaayer eine neue Euroville-Obligation ausgeben, an der Mercator wieder verdienen kann!«

Während sie mit dem Aufzug nach unten fuhren, besprachen sie, wie sie den Mittag verbringen würden. Step wollte mit Belle zu den Attraktionen für Kinder gehen. Oscar konnte inzwischen versuchen, etwas mehr über die geschäftlichen Geheimnisse von Euroville zu erfahren. Sie vereinbarten, sich am Ende des Nachmittags im Hotel zu treffen.

35. Der Meisterdrucker

Der Nachmittag hatte gerade begonnen und außer einem Sandwich bei den Tivoli-Attraktionen, wo er Step und Belle zurückgelassen hatte, hatte Oscar nichts gegessen. In der Hotellounge nahm er eine Tasse Tee. Er zögerte, ob er noch etwas bestellen oder auf die Rückkehr von Step und ihrer Tochter warten sollte. Inzwischen betrachtete er die Gäste, die sich in der Lounge versammelt hatten. Die meisten waren in mittleren Jahren; bis auf einen jungen Mann mit lockigem Haar, der an einem Kaffee nippte.

Zu seiner Erleichterung waren van Saxenburgh und seine Kollegen nirgendwo zu sehen. Er konnte sich vorstellen, dass van Saxenburgh den Eindruck hatte, dass er nach Euroville gekommen war, um ein Wochenende Spaß zu haben. Stephanie sah sehr attraktiv aus, das war Olivier natürlich auch aufgefallen. Er dachte einen Augenblick an ihre Geschichte, wie sie schwanger geworden war. Ganz schön schamlos, dachte er. Aber Belle, das Ergebnis ihres Abenteuers, war schon ein tolles Kind. Also hatte es sich für sie wohl gelohnt.

»Sind Sie der Vater dieses blonden Mädchens?«

Oscar blickte überrascht auf. Vor ihm stand eine Frau Mitte vierzig in sportlicher Kleidung. Er hatte keine Ahnung, wer sie war.

»Ich habe Sie heute Morgen im Speisesaal gesehen und später beim Eiffelturm. Mit Ihrer Frau und diesem süßen Mädchen.«

»Äh, ja, das stimmt«, antwortete Oscar verwirrt.

»Meine Glückwünsche. Es ist ein sehr liebes Kind. Es hat mir einen hübschen weißen Kiesel geschenkt.«

»Ja, Belle ist sehr aufgeschlossen.« Er wusste weiter nichts zu sagen, aber es war klar, dass die Frau weiter mit ihm plaudern wollte.

»Es ist hier ja auch für Kinder fantastisch. Sind Sie das erste Mal hier?«

»Ja, und es ist unser erster Tag hier.«

»Ach, wir sind hier schon letzte Woche gewesen.« Die Frau kicherte. »Ich heiße Pauline Duijker. Ich nehme an, dass Sie auch ein Kunde der Mercator Bank sind?« Sie gab Oscar die Hand. Er stand halb auf, stellte sich vor und bot ihr einen Stuhl an. Plötzlich hatte er Interesse an dieser redseligen Frau in ihrer karierten Hose, dem Burberry-Pullover und den Golfschuhen. Sie konnte ein erster Kontakt sein, weitere Informationen über Euroville zu erhalten.

»Mein Mann ist sehr angetan von den Möglichkeiten, die hier geboten werden. Haben Sie auch schon…?« Sie schaute Oscar bedeutungsvoll an. »Ach, da kommt mein Mann. Kien, das ist auch ein Kunde von Mercator, der Vater des blonden Mädchens.«

Oscar stellte sich Kien Duijker vor. »So, jetzt muss ich noch einige Putts für mein Golfturnier am nächsten Tag üben«, verabschiedete sich Pauline. »Ihr amüsiert euch bestimmt auch ohne mich.«

»Haben Sie schon mit dem Kundenberater gesprochen?«, fragte Kien, und als Oscar den Kopf schüttelte, fuhr er fort: »Ach, Sie werden außerordentlich zufrieden sein mit dem Service hier. Ich bin letzte Woche schon einmal hier gewesen und es hat mir so gut gefallen, dass ich noch einmal mit neuen Geschäften zurückgekommen bin. Dann hat es sich ergeben, dass meine Frau hier morgen an einem Golfturnier teilnehmen kann. Sie ist verrückt nach Golf. Spielt Ihre Frau auch?«

»Nein, und ich selbst spiele lieber Tennis.« Oscar wechselte das Thema. »Aber ich interessiere mich sehr für Ihre

Erfahrungen hier. Nicht für Ihre persönlichen finanziellen Angelegenheiten, das versteht sich, aber vielleicht können Sie mir einiges erzählen, sodass ich mich für mein Gespräch mit dem Berater besser vorbereiten kann. Ich bin, äh, finanziell nicht so bewandert, wissen Sie?«

Hierzu war Duijker nur allzu gerne bereit. In der nächsten Stunde stellte er Oscar die verschiedenen Möglichkeiten vor, mit denen steuerlich nicht gemeldetes Geld in Euroville in Euros umgewandelt werden konnte. »Wissen Sie, ich habe mir sogar sagen lassen, dass das Euroville-Geld hier im Park gedruckt wird. Sie haben zweifellos schon gesehen, wie gut es gemacht ist. Perfekte Imitationen, genauso wie die Bauwerke hier im Park. Ach, da kommt meine Frau.« Duijker drehte sich halb um.

Pauline setzte sich zu ihnen an den Tisch.

»Wissen Sie zufällig, wo die Druckerei sich befindet?«, fragte Oscar, bevor das Gespräch sich wieder Golf zuwandte.

»Ja, im Gebäude des Towers. Originell, finden Sie nicht?« Duijker musste von Herzen lachen und Oscar lachte freundlich mit.

»Morgen möchte ich übrigens an einer Führung durch den Tower-Komplex teilnehmen. Meine Geschäfte habe ich bereits erledigt und meine Frau ist doch den ganzen Tag beim Golfspielen. Weshalb gehen Sie nicht mit? Die Führungen sind jede Stunde. Man bekommt sogar Nachbildungen der Kronjuwelen zu sehen! Das wird Ihrem Töchterchen bestimmt gefallen.«

»Ich bin sicher, dass meine, äh, Frau, von der Idee begeistert sein wird.«

Duijker erhob sich. »Dann sehen wir uns morgen beim Tower!«

Samstagabends zwischen 17 und 19 Uhr war in der Bar von Euroville eine gemeinsame Happy Hour für die Besucher und das Personal des Parks. Die Besucher konnten auf informeller Ebene die Mitarbeiter, die Führungen durch den Park organisierten, die Finanzberater, das Management und die Golftrainer kennen lernen. Die Atmosphäre war zwanglos und viele Besucher waren gekommen.

Oscar saß mit Step und Belle in der Bar. Er erzählte, was er am Mittag von Duijker gehört hatte. »Unglaublich«, sagt Step. »Dieser Park fungiert also als Euro-Umtauschstelle für die Kunden der Plejaden-Banken. Euroville ist nichts anderes als eine Geldwaschanlage!«

»Leiser!«, ermahnte sie Oscar mit einem Blick auf die anderen Besucher.

»Sorry. Du hast Recht. Um uns sitzt die geballte Finanzkraft.«

Sie bestellten etwas zu trinken. Wein für Step, Cola für Belle und Tomatensaft für Oscar. Step hatte sich langsam daran gewöhnt, dass sie eine Flasche für sich alleine hatte.

In der Ecke der Bar saßen drei Männer, die ihrer Kleidung nach weder zu den Gästen noch zum Management von Euroville gehörten. Sie redeten und tranken nicht gerade wenig. Wahrscheinlich, dachte Oscar, waren es Handwerker, die ihren freien Samstagabend in der Bar verbringen wollten.

Besonders der älteste der drei schien von Belle bezaubert. Er winkte ihr zu und zog lustige Grimassen. Belle lief zu ihm, und der Mann brachte sie zu Step und Oscar zurück. »Was haben Sie doch für eine nette Tochter«, sagte er und ging in die Hocke. »Wie heißt du eigentlich?«

»Belle.«

»Que bella«, sagte er gerührt. Er streichelte flüchtig über ihre blonden, kurzen Haare. »Ich heiße Giuliano und komme aus Neapel. Giuliano Barbero.«

Er hatte ein gebräuntes Gesicht mit buschigen Augenbrauen über einer Brille mit altmodischem schwarzem Gestell. Er machte einen sonderbaren, aber keinen unfreundlichen Eindruck.

Oscar lud ihn ein, sich zu ihnen zu setzen, Barbero nahm Platz und Oscar fragte, was er trinken wolle. Ihm war nicht ganz wohl dabei; er sah mit einem Blick, dass der Mann bereits recht viel getrunken hatte. Die beiden Freunde von Barbero blieben in der Ecke der Bar sitzen und riefen ihm hin und wieder etwas zu. Auch ein Mitarbeiter des Managements in einem eleganten silbergrauen Anzug und lockigen braunen Haaren spähte skeptisch zu ihnen hinüber und machte Barbero ärgerlich Zeichen. Doch dieser bemerkte es nicht.

Step sah nicht so begeistert aus, dass sie nun nicht mehr allein mit Oscar reden konnte. Aber sie wollte nicht unhöflich sein. »Was machen Sie bei Euroville?«, fragte sie.

»Ach, ich bin einer der Drucker«, sagte Barbero. »Obwohl man kaum sagen kann, dass es noch eine richtige Druckerei ist, es ist eher wie ein Computerlabor. Das da drüben sind meine Kollegen, der dunkelhaarige, Massimo Salvaretti, ist mit den Computern sogar noch besser als ich.«

Schlagartig stieg Oscars und Stepps Interesse an ihrem Gast'.

»Ich bin ein Fachmann«, fuhr Barbero und nahm dankend das Glas Wein an. »Immer Drucker gewesen. Für jemanden, der Perfektion liebt, ist das der schönste Beruf auf der Welt. Und Euroville verfügt über das Beste vom Besten.«

Jetzt geriet er in Fahrt. »Wir haben eine Indigo Super Stream digitale Offset-Color-Presse«, erklärte Barbero andächtig; er sprach den Namen aus, als sei er eine Zauberformel, und seine Zunge machte bei dem komplizierten Wort nicht mehr ganz mit. »Mit flüssiger Tinte an Stelle von Pulver und mit elektronisch manipulierbaren Bildern. Und dabei so einfach zu bedienen wie ein Fotokopierer!«

Oscar notierte sich schnell den Namen des Apparats auf einem Stück Papier. Aus dem Augenwinkel sah er, dass der Mann im silbergrauen Anzug näher gekommen war und sie unruhig beobachtete.

»Mit *electronic printing* kann man alles machen«, bemerkte Barbero theatralisch und gestikulierte mit den Händen. »Alles. Digital kann man das Bild exakt so manipulieren, wie man will. Am Ende weiß man nicht mehr, ob man etwas gedruckt, kopiert oder ein neues Original gemacht hat.«

»Eigentlich fälschen Sie dann ja Dokumente«, erwiderte Step.

»Fälschen klingt so dramatisch. Man schafft etwas Neues, so müssen Sie es sehen. Mit diesen modernen Maschinen kann man nahezu alles schaffen, was man nur will.«

»Besser als mit einem Farbkopierer?« fragte Oscar. Er dachte daran, was Frau Milmontes ihm über die Sicherheitsmaßnahmen in Kopierern erzählt hatte.

»O ja! Aber das ist auch keine Kunst, wir haben hier Apparate im Wert von einer Viertelmillion Euro«, sagte Barbero.

»Wie sind Sie eigentlich aus Neapel hierher nach Euroville gekommen?«

Begeistert begann Barbero, von seiner Druckerei in Neapel zu erzählen. Sein Glas war schon wieder leer und Step schenkte unauffällig nach. Barbero war Besitzer einer kleiner Druckerei gewesen, die mit neuen Sicherheitstechniken experimentiert hatte. Der italienische Staat hatte ihm selbst den Auftrag erteilt, fälschungssichere Dokumente zu drucken, er hatte sehr hohe Beträge in neue Maschinen investiert, alles selbst finanziert. Aber als die Staatsdruckerei der Banca d'Italia erfuhr, dass er ein neues Verfahren entwickelt hatte, wurde seine Druckerei sabotiert. Er hatte seinen Auftrag

verloren, seine Investitionen, sein Unternehmen, ohne einen Pfennig Entschädigung vom Staat.

»Und wenn man dann noch bedenkt«, sagte er bitter, »dass dieselbe Druckerei im Auftrag der Banca d'Italia heute die italienischen Euros drucken darf. Ich kann Ihnen versichern, dass wir das besser…«

In diesem Moment packte jemand Barbero am Arm. Es war der Mann im silbergrauen Anzug. Er zischte dem Drucker etwas zu und wandte sich dann höflich an Step und Oscar. »Es tut mir Leid, wenn dieser Mann Sie belästigt hat. Ich wünsche Ihnen noch einen angenehmen Aufenthalt in Euroville. Kommen Sie, Barbero!«

»*Ciao bella«*, rief Barbero, während der Manager ihn unauffällig in Richtung Ausgang schob.

Erstaunt blickten Oscar und Step den beiden hinterher. Oscar runzelte die Stirn. »Irgendwo habe ich diesen Mann schon mal gesehen, den im Anzug.«

»Er war auch auf dem Eiffelturm heute, ich kann mich an ihn erinnern«, sagte Step.

»Bei dem Gespräch mit dem Golfspieler und seiner Frau saß er, glaube ich, auch in der Nähe. Aber er trug Freizeitkleidung.«

Beunruhigt sahen sie sich an.

36. Entdeckungsreise

Step brachte Belle ins Bett und ging danach zurück zur Bar. Die Happy Hour war vorbei, die Parkmitarbeiter verschwunden. Sogar der Mann mit dem silbergrauen Anzug. Nur noch einige wenige Gäste saßen vor ihren Gläsern. Oscar und Step besprachen, was sie alles erfahren hatten. Die Geldwaschanlage. Die Druckerei im Tower, in der der Euroville-Geld hergestellt wurde.

»Wir sollten die Führung durch den Tower unbedingt mitmachen«, schlug Oscar vor.

Step nickte. »Aber unsere Möglichkeiten, etwas herauszufinden, sind nicht so besonders groß, wenn wir wirklich beschattet werden.«

»Vielleicht bekommen wir trotzdem etwas Wertvolles mit. Siehst du jetzt, was Alkohol alles anrichtet?«

»Was meinst du?«

»Ich meine, dass jemand wie Barbero Leuten, die er noch nie gesehen hat, offen alles Mögliche erzählt.«

»Italiener reden gern. Und er fühlte sich in seiner Berufsehre geschmeichelt.«

»Das ist schon möglich. Aber wenn er nüchtern gewesen wäre, hätte er uns das alles nie erzählt – und ich fürchte, das wird noch ein Nachspiel für ihn haben. Der Mann im Anzug versuchte ihn ja dauernd von uns wegzulotsen.«

»Trinkst du deshalb nicht? Willst du immer die Kontrolle über dich behalten?«

Oscar schwieg. Doch diesmal drängte Step weiter. Sie wollte endlich wissen, was der Grund dafür war, dass Oscar so besessen immer nüchtern bleiben wollte – ob an ihren

Vermutungen, dass etwas in Oscars Vergangenheit dahinter steckte, etwas dran war.

»Hast du nie getrunken?«

»O doch.«

Also doch ein ehemaliger Alkoholiker, dachte Step. »Wann war das? Als du studiert hast?«

»Ja, und später.«

»Auch als du in New York wohntest?«

Oscar schaute sie unbehaglich an. Er strich sich mit seiner Hand durch die Haare, eine Geste, die Step inzwischen bei ihm als Zeichen von Unsicherheit kannte. Sie streichelte ihn über die Wange. »Tut mir leid, ich bin nicht deine Analytikerin«, sagte sie, »aber soweit ich dich kenne, passt diese Enthaltsamkeit überhaupt nicht zu dir.«

Unerwartet fing Oscar an zu erzählen. Von seinem letzten Jahr in New York, von der Scheidung, den Streitigkeiten wegen ihres Sohnes und den vierzehn oder mehr Stunden Arbeit pro Tag in dieser Zeit. Er wohnte damals alleine in einem Appartement, es war eine schreckliche Zeit gewesen. Alle hochgespannten Erwartungen, die er von seiner Ehe und seiner Karriere in New York gehabt hatte, lagen in Scherben. Dann hatte es angefangen. Von einem sozialen Trinker, jemandem, der gerne auf einer Party oder mit seinen Kollegen nach der Arbeit etwas trank, war er allmählich zum Alkoholiker abgerutscht. Sobald er aufstand, begann er zu trinken und hörte den ganzen Tag über nicht auf.

»Es war fürchterlich, Step. Ich hatte mich selbst nicht mehr im Griff.« Oscar erzählte es so gequält, als würde er alles noch einmal erleben.

Step sagte nichts, streichelte ihn nur weiter.

Die Situation wurde im Laufe der Zeit noch schlimmer. Oscar erhielt seine Kündigung von Global Advisors, da er immer häufiger nicht zur Arbeit kam und schließlich nicht

mehr in der Lage war, eine zusammenhängende Kundenpräsentation zu geben. Das Scheidungsverfahren schleppte sich inzwischen immer weiter hin. Dazu kamen die Streitigkeiten wegen des Sorgerechts über ihren Sohn. Oscar unterbrach seine Schilderung. Seine Stimme stockte.

»Und dann hat der Richter Mike deiner Frau zugesprochen?«, ergänzte Step.

»Ja, es war gar keine Rede davon, dass ich das Sorgerecht bekommen würde. Obwohl ich meinen Sohn zehn Jahre lang beinahe alleine erzogen hatte! Aber im letzten Jahr war ich vollkommen am Ende gewesen. Heute kann ich diesem Richter nichts vorwerfen, ich war in dieser Zeit wirklich ein Trinker, aber es war eine schreckliche Demütigung für mich. Und das ist es noch immer. Meine Frau hatte ich verloren, mein Haus, meinen Job und schließlich auch noch meinen Sohn. In jeder Hinsicht hatte ich versagt.« Step merkte, dass Oscar mit den Tränen kämpfte.

»Und danach?«

Danach war Oscar klar geworden, dass er etwas tun müsse, um dieser Pechspirale ein Ende zu setzen. In einer Therapie hatte er zwei Dinge gelernt. Zum einen musste er radikal mit dem Trinken aufhören, zum andern wieder von Neuem beginnen. Einen Schlussstrich unter die Vergangenheit setzen.

»Hast du dich deswegen bei Mercator beworben?«

Oscar nickte. Er hatte in New York seine Alkoholprobleme hinter sich lassen wollen und war deswegen nach Amsterdam gegangen. Eigentlich war es eine Flucht gewesen.

»Hast du das bei Mercator jemandem erzählt?«

»Nein, natürlich nicht. Auf jeden Fall nicht während meines Bewerbungsgesprächs. Später habe ich van Saxenburgh etwas von meinen Problemen in New York geschildert und er hatte großes Verständnis. Er hat mir in den ersten Monaten viel geholfen.«

»Und dein Sohn?«

»Ich habe mir vorgenommen zu zeigen, dass ich für ihn sorgen kann. Deswegen war dieser Skiurlaub auch so wichtig. Zum ersten Mal hätte ich ihn wieder unter meiner Obhut gehabt. Deshalb ist meine Exfrau auch so ausfallend geworden, als ich sie anrief und ihr sagte, dass ich diesen Urlaub verschieben muss.«

»Das klappt schon noch mit deinem Urlaub!«

Oscar wurde wieder ruhiger. »Ja, mit Sicherheit. Ich möchte beweisen, dass ich es kann. Nüchtern sein. Für Michael sorgen. Dinge zum guten Ende bringen. Auch die Affäre mit den Fälschungen.«

»Ich bin froh, dass du mir das alles erzählt hast.«

Etwas später waren sie wieder in ihrem Zimmer und standen sich ganz nah gegenüber, ohne sich zu berühren. Stepps Herz schlug schnell, und sie ahnte, dass es Oscar genauso ging. Im Kinderzimmer hörten sie den tiefen Atem von Belle. Ohne ein Wort zu sagen, zogen sie die Schuhe aus und legten sich aufs Bett. Step schlüpfte aus ihrem Pullover und knöpfte Oscars Hemd auf. Sie arbeiteten sich aus ihren Jeans und entledigten sich immer ungeduldiger ihrer letzten Kleidungstücke. Es war erregend, den Körper des anderen mit den Fingerspitzen zu erkunden.

»Das sieht ja schlimm aus«, sagte Step leise und strich leicht über die schwarz-blauen Flecken, die Oscars Schultern bedeckten und ihn an den Überfall in Frankfurt erinnerten. »Tut’s noch weh?«

»Nein, aber jetzt gerade würde ich es sowieso nicht spüren«, sagte Oscar und ließ seinen Mund über ihre kleinen, festen Brüste wandern.

Fast erwarteten sie beide, dass irgendetwas oder jemand im letzten Moment unterbrechen würde wie schon so oft, doch diesmal konnte sich ihr Begehren ungestört hochschaukeln.

Step saugte sich an Oscars Mund fest und stöhnte genussvoll, als er sich über sie schob und in sie eindrang. Erst langsam, dann immer heftiger bewegten sich ihre Körper im Einklang miteinander.

Nach einer Ewigkeit kamen sie wieder zu sich. Oscar lag erschöpft auf Step; sie streichelte seinen Rücken. Oscar küsste ihr Gesicht mit dem breiten Mund und der kleinen Zahnlücke zwischen den Vorderzähnen und fühlte auf einmal eine große Zärtlichkeit für sie.

»Ich glaube, daran werde ich noch lange denken. Es ist schön, dass wir es endlich getan haben.«

»Hm, ja, wir sollten es auf jeden Fall wiederholen, findest du nicht?« Stepps Hand wanderte nach unten.

»O nein, nicht so schnell«, wehrte Oscar ab, halb gespielt und halb machtlos.

»O doch.« Sie lächelte ihn an.

Oscar nahm die Weinflasche, die Step aus der Bar mitgenommen hatte und schenkte zwei Gläser ein. Sie prosteten sich zu, tranken einen Schluck und hatten es dann eilig, ihre Entdeckungsreise fortzusetzen.

37. Die Kerker des Towers

Als sie am nächsten Morgen den Frühstückssaal betraten, hatten sie beide das Gefühl, dass die anderen Gäste an ihren strahlenden Gesichtern sehen müssten, wie sie in der letzten Nacht die Sterne vom Himmel geholt hatten. Aber niemand beachtete sie.

»Heute gehen wir zum Schloss«, kündigte Step ihrer Tochter an.

Belle blickte nicht sehr begeistert drein. »Ich mag aber keine Schlösser! Da wohnen Geister!«

»In diesem nicht, da wohnen nur Märchenprinzessinnen.«

Das stimmte Belle um. Zu dritt machten sie sich auf dem Weg zum Tower. In der Schlange mit Besuchern, die auf die Führung warteten, sahen sie Duijker. Er nickte ihnen freundlich zu.

Belle fragte, ob sie die Eintrittskarten bezahlen dürfe. Step gab ihr eine Hand voll Euroville-Geld.

»Da sind schöne Bilder drauf«, sagte Belle und schaute die Banknoten an. »Glitzern tun sie auch!«

Step hob Belle hoch, damit sie die Kasse erreichen konnte. Mit den Beinen strampelte Belle in der Luft und winkte mit dem Euroville-Geld.

»Gib mir doch mal einen Geldschein«, sagte Oscar plötzlich. Erstaunt schauten Step und Belle, wie er eine Banknote sorgfältig studierte, betastete und ans Licht hielt.

»Step!«, rief er. »Aber natürlich, was sind wir doch dumm gewesen, dass wir das nicht früher gesehen haben!«

»Was meinst du?«, fragte sie verdutzt und stellte Belle wieder auf den Boden.

»Schau mal, wie dieses Spielgeld aussieht und welche Qualität es hat. Wenn du nicht auf die Abbildungen achtest, kannst du sehen, dass im Papier kleine bunte Schnipsel, die wie Konfetti aussehen, ein Sicherheitsfaden und ein Wasserzeichen eingearbeitet sind! Das sind alles die Sicherheitsmerkmale, die der Euro hat!«

Oscar wurde richtig aufgeregt. »Gestern Mittag hat mir dieser Barbero erzählt, dass er in der Lage sei, hier alles zu drucken. Er druckt natürlich auch das Euroville-Geld! Euroville stellt seine eigenen Banknoten her, die nicht von den echten zu unterscheiden sind!«

»Du meinst, sie benutzen echtes Banknotenpapier?«, fragte Step ungläubig.

»Ja. Wir müssen die Druckerei finden!«, sagte Oscar. »Die Druckerei, in der das Spielgeld gemacht wird!«

Step lachte plötzlich auf. »Weißt du, was wir jetzt machen?«, rief sie Belle zu. »Wir gehen auf Schatzsuche im Schloss. Komm schnell, wer zuerst den Schatz findet!«

Aber zuerst mussten sie an der Führung teilnehmen – und zwar ganz unverdächtig. Zwar hatte Oscar den Mann mit dem lockigen Haar noch nirgendwo entdecken können, aber er ahnte, dass sie trotzdem unter Beobachtung standen. Vielleicht waren hier irgendwo Kameras installiert, sodass sie es für nicht nötig hielten, ihnen jemanden hinterherzuschicken.

Kien Duijker versuchte einige Male, ein Gespräch mit Oscar anzufangen, doch dieser antwortete nur einsilbig – er hatte jetzt auf andere Dinge zu achten.

Der Tower-Komplex mit all seinen Toren und Türmen war eine exakte Nachbildung des historischen Towers in London. Sie stiegen durch das Verrätertor, durch das früher die Gefangenen in den Tower gebracht worden waren. Links und rechts standen antike Kanonen. Danach kamen sie zum quadratischen Blutigen Turm. Step erzählte Belle nicht, dass

hier zwei Prinzen ermordet worden waren. Etwas später gingen sie über die Wiese mit einem Hinrichtungsblock, an dem drei englische Königinnen enthauptet worden waren. Kein Detail hatte man ausgelassen. Sogar einige halb zahme Raben umflatterten den Turm.

Entlang des Weißen Turms kamen sie zur Burg, in der die Kronjuwelen aufbewahrt wurden. Zwei Beefeaters in ihren rot-schwarzen Uniformen hielten Wache.

Sie kamen zu einem Sicherheitstor, durch das man in den Saal mit den Schätzen der britischen Krone gelangen konnte. In Gruppen wurden die Besucher in den abgesicherten Raum gelassen. Dort lagen Kronen, Zepter und Schmuck in gläsernen Vitrinen. Sie funkelten und glänzten, als seien sie echt. Belle stieß einen Schrei des Entzückens aus und drückte sich die Nase am Glas platt. Step erklärte, dass einige dieser Diamanten so berühmt seien, dass sie Namen hätten.

»Hast du auch solche?«, fragte Belle ihre Mutter.

»Nein«, lachte Step, »nicht einmal in tausend Jahren. Ich würde schon gern einen aus der Vitrine mitnehmen. Aber schau, dort steht eine Wühltonne, aus der du dir ein Steinchen nehmen darfst.«

»Souvenir von den Kronjuwelen«, stand dort in eleganten, altenglischen Buchstaben. Belle griff in die Tonne und holte eine Brosche heraus, die aus bunten Halbedelsteinen angefertigt war.

Die Führung ging weiter. Sie stiegen eine Wendeltreppe zu den Kerkerräumen hinab. Hier bestanden die Mauern aus dickem Granit und es war kühler. Ihre Fußschritte und das Geplauder der anderen Touristen hallte in den Gewölben. An den Mauern hatte man künstliche Fackeln angebracht, die einen überraschend echten flackernden Lichtschein verbreiteten. Hier und da standen alte Rüstungen, es gab eine Folterkammer mit Folterinstrumenten und nachgebaute

Gefangenenzellen. Das alles gefiel Belle nicht besonders, sie war still geworden und hielt Stepps Hand umklammert.

Im nächsten Saal konnten die Besucher Gemälde und Fotos über die Geschichte des Towers und dessen erlauchte Bewohner bewundern. Während Step und Belle bei den Porträts stehen blieben, tat Oscar so, als sei er auf der Suche nach einer Toilette, und suchte unaufällig nach einem Zugang zu anderen Räumen. Er entdeckte eine Tür, offensichtlich für Dienstpersonal, doch die Metalltür war fest verschlossen und hatte noch nicht einmal einen Griff. Ein paar Minuten nachdem Oscar zur Gruppe zurückgekehrt war, endete die Führung in einem Museumsladen mit Kaffeebar. Hier entdeckte Oscar auch den Mann wieder, der Barbero von ihrem Tisch weggebracht hatte. Er tat so, als stöbere er in den Souvenirs und suche eine Postkarte aus.

Oscar stieß Step an. »Schau mal, der da drüben. Das ist er, oder?«

Sie nickte. »Er wusste wohl, dass wir auf der Führung nicht viel anrichten konnten, und hat hier auf uns gewartet.«

Oscar und Step setzten sich mit einem Kaffee an eins der kleinen Tischchen und sahen sich niedergeschlagen an. Bis jetzt hatte ihr Besuch noch nicht das gebracht, was sie erhofft hatten.

Auch Belle war enttäuscht. »Ist die Schatzsuche vorbei?«, fragte sie vorwurfsvoll. »Da waren gar keine Prinzessinnen!«

Doch Step machte ihr ein Zeichen, still zu sein. Über den Stimmen der Touristen hörte sie einen Ton, der dem Geräusch schwerer Motoren ähnelte. Danach ging das Geräusch in ein konstantes Brummen über, als ob irgendwo Maschinen liefen.

»Hörst du das?«, fragte sie Oscar. »Ich glaube, unter dem Kerker gibt es noch ein Stockwerk. Den Keller des Towers. Wenn irgendwo die Druckerei ist, dann muss sie dort sein.«

»Ich habe vorhin nachgeschaut. Da war keine Treppe, kein Gang, kein Aufzug. Wahrscheinlich sind die untersten Räume nur von außen erreichbar.«

»Oscar!«, rief Step plötzlich. Sie schaute in die Richtung, aus der sie bei der Führung gekommen waren. Oscar drehte sich überrascht um.

Die große Metalltür öffnete sich. Eine Reinemachefrau in einem schmutzigen weißen Overall stieg nach draußen. Sie hatte zwei Eimer und einen Schrubber bei sich. Sie stellte den Schrubber in die Tür, um zu verhindern, dass diese hinter ihr zufiel. Danach ging sie mit den Eimern zu einer Spüle bei den Toiletten.

Schnell blickte Oscar zu ihrem »Schatten« hinüber. Er hatte ihnen gerade den Rücken zugedreht, um an einer der Kassen etwas zu bezahlen.

»Kommt mit!«, zischte Oscar Step und Belle zu. Er eilte zu der spaltbreit geöffneten Tür. Step griff nach ihrem Rucksack und zog Belle vom Stuhl. Niemand achtete auf sie. Die Putzfrau war nirgendwo zu sehen.

»Schnell, weiter! Los!« Oscar hielt die Tür auf. Belle und Step huschten durch die Tür, Oscar folgte ihnen und ließ die Metalltür wieder gegen den Schrubber fallen.

Hinter der Tür befand sich eine Treppe, die ein Stockwerk tiefer zu einem breiten Gang führte. Die Stufen waren noch nass und unten stand ein Reinigungswagen.

»Es wird noch eine Weile dauern, bis der Mann herausgefunden hat, wohin wir verschwunden sind«, flüsterte Oscar. »Vermutlich wird er dann aber Alarm auslösen. Wir müssen schnell machen.«

Nun standen sie im Betonkeller des Gebäudes. Hier hatte man sich keinerlei Mühe gegeben, die historische Architektur nachzuahmen. Die Mauern waren kahl verputzt, an der Decke liefen Rohre der Klimaanlage und dicke Stromkabel entlang.

Neonlampen spendeten ein kühles Licht. In diesen Räumen waren anscheinend die zentralen Installationen untergebracht. Sie hörten das konstante Summen der Energieversorgung… und das Geräusch, das Step vorher bemerkt hatte. Nur war es jetzt viel lauter. Es war das Brummen eines schweren LKW.

Anscheinend gibt es noch einen anderen Zugang zu diesem unterirdischen Raum, dachte Oscar und zog Step weiter. Nach etwa 50 Metern gabelte sich der Gang. Auf der einen Seite war ein halbdunkler Korridor mit einer Tür am Ende. Auf der anderen Seite ein Gang, der etwas breiter und höher war und wie ein Tunnel aussah. Aus dieser Richtung kam auch das brummende Geräusch. Es wurde lauter. Sie hörten die Warnsirenen, die mit kurzen Zwischenpausen heulten. Ein rückwärts fahrender LKW, wusste Oscar sofort. Er hatte dieses Geräusch in New York unzählige Male gehört.

»Kommt«, rief er. »Wir wollen mal nachsehen!«

Vorsichtig folgten sie dem breiten Gang. Schon bald war das Geräusch wegen des Widerhalls an den Wänden ohrenbetäubend. Der Gang machte eine Kurve, und plötzlich sahen sie Männer in Overalls mit Ohrenschützern. An den Mauern spiegelte sich ein orangefarbenes Blinklicht.

»Schnell, in Deckung!«, schrie Step und zog Oscar und Belle hinter einige Abfallcontainer. Sie sahen am Ende des Gangs das Heck eines dunkelblauen LKW, der langsam rückwärts in den Gang manövrierte. Vier Alarmlichter blinkten, und die Hupe gab weiterhin ohrenbetäubende Signale. Mit seinen doppelten Hinterachsen, seiner rechteckigen Rückseite, den schweren verriegelten Türen und seiner Karosserie aus massivem Stahl sah das Fahrzeug aus wie ein kleiner Panzer.

Oscar stieß Step in die Seite. »Ein Werttransporter!«, zischte er ihr ins Ohr.

Plötzlich wurde es still. Der Motor war abgeschaltet worden und die Hecktüren öffneten sich. Zwei Männer begannen

Rollcontainer abzuladen und kleine Transportwagen aus Metall durch eine Tür zu schieben.

»Sie bringen das Zeug in einen Lagerraum«, flüsterte Oscar. »Vielleicht ist es auch der Tresorraum von Euroville.«

Gebannt schauten sie zu, wie die Ladung Stück für Stück abtransportiert wurde. Danach kehrten die Männer mit Kartons, die sie in den LKW hoben, zurück. Außerdem kamen zwei Männer in blauen Overalls auf einem kleinen Elektroauto mit leerem Anhänger angefahren. Oscar und Step duckten sich schnell, um nicht entdeckt zu werden. Selbst Belle schien zu begreifen, dass etwas Seltsames vorging, und verhielt sich still.

»Kommt mit, versuchen wir doch einmal herauszubekommen, wo sie ihre Sachen herholen«, flüsterte Oscar, sobald die Männer vorbeigegangen waren. In sicherem Abstand folgten sie ihnen durch die Gänge des unterirdischen Labyrinths. Links und rechts waren Türen. Oscar versuchte sie zu öffnen, und nur wenige waren abgeschlossen. Sie gaben Zutritt zu Lagerräumen, einer Werkstatt oder Maschinenräumen.

Belle genoss die unerwartete Wendung, die ihr Besuch am Tower genommen hatte. Ihren Bären hinter sich ziehend tappte sie ans Stepps Hand durch die Gänge. Wenn sie zu plappern begann, sah Step sie streng an. »Schhhh! Du musst ganz still sein. Sonst finden wir den Schatz nicht.«

Den Elektrowagen hatten sie aus dem Auge verloren. Doch dann – sie hatten gerade eine der unzähligen Abzweigungen hinter sich gelassen und sich längst heillos verirrt – sahen sie, wie er sich aus einer breiten Schiebetür herausmanövrierte. Der Anhänger war voll. Verzweifelt sahen sich Oscar und Step nach einem Versteck um. »Verdammt, wenn er hier langfährt, sieht er uns ganz sicher!«

Sie mochten sich nicht vorstellen, was passieren würde, wenn man sie hier entdeckte. Das Argument, dass sie an der Führung

teilgenommen und sich einfach nur verirrt hatten, klang reichlich lahm und würde niemanden auch nur eine Sekunde lang überzeugen. Wahrscheinlich suchte sie ihr Verfolger auch längst und hatte die Parkmitarbeiter alarmiert, nach ihnen Ausschau zu halten.

Es konnte nur noch Sekunden dauern, bis sie in Sichtweite des Elektrowagen-Fahrers sein würden. Oscar erinnerte sich, dass sie an ein paar Putzschränken vorbeigekommen waren. »Schnell, hier entlang!«, rief er.

Sie knäulten sich in den Putzschrank, der kaum Platz für sie alle bot, und hielten die Tür, die nicht mehr ganz schloss, mit den Händen zu. Step fühlte, wie ihr dabei ein paar Fingernägel abbrachen. Heulend fuhr der Wagen draußen vorbei, dem Lärm nach fast zum Berühren nah. Nach ein paar Sekunden wagten sich die drei wieder aus ihrem Versteck hervor. Oscar sah, dass die Tür des Raums, aus der der Schlepper gekommen war, halb geöffnet war. *No Entry* stand an der Tür.

»Was ist, wollen wir es wagen?«, fragte Oscar.

Step zog die Augenbrauen hoch. »Machst du Witze? Jetzt sind wir schon so weit gekommen, da werde ich doch nicht einfach umkehren!«

Sie betraten den Raum vorsichtig, aber als sie merkten, dass niemand hier war, löste sich ihre Anspannung etwas. Die Luft war stickig und roch nach Drucktinte und Papier. An der verputzten Hinterwand standen Papierpacken.

»Barberos Druckerei«, sagte Oscar andächtig. Step nickte. Belle schaute sich neugierig um.

Mitten im Raum stand eine Art Schrank, dessen Funktion auf den ersten Blick nicht deutlich war. Die Vorderseite bestand aus cremefarbenen Elementen mit kleinen Türen und einer Tischplatte, auf der eine Tastatur und ein Computerbildschirm standen. Auf einer Leiste konnte man in zierlichen blauen Buchstaben *Indigo Ultra Stream* lesen. Am meisten ähnelte der

Schrank einem monströs großen Fotokopierer. »Unglaublich«, sagte Step.

Die digitale Offsetpresse summte leise und spuckte bunt bedruckte Papierbögen aus. Gespannt warf Step einen Blick darauf – es waren die Banknoten von Euroville.

Niemand war im Raum zu sehen. Ein paar Sekunden lang betrachteten beide fasziniert die elektronische Druckerei. Dann untersuchten sie den Raum, doch außer einem Arbeitstisch mit Zeichenmaterial, einer Schneidemaschine und einer Maschine, auf der eine schmale Papierrolle angebracht war, gab es nichts Besonderes zu entdecken. Auf dem Arbeitstisch standen zwei Kaffeetassen und eine Thermoskanne.

»Oje, die kommen bestimmt gleich wieder«, sagte Step nervös. »Komm, lass uns schnell wieder verschwinden. Belle, was machst du denn!«

Belle war auf Entdeckungstour gegangen und spielte mit dem bunten Papier. Sie nahm etwas von der Rolle, die auf dem Arbeitstisch stand.

»Nichts anfassen, sonst wissen sie doch sofort, dass jemand da war!«, rief Step, aber Belle hatte bereits etwas in der Hand. Da Step nicht wusste, wo es ursprünglich gelegen hatte, steckte sie es schnell in ihre Jackentasche.

Oscar studierte das Euroville-Geld, das die Maschine in hoher Geschwindigkeit ausspuckte. Banknoten im Wert von 100 Euro mit dem Portrait von Beethoven in Farben, die ineinander übergingen. Perfekt gemachte Pseudo-Banknoten. Er ging zu den Stapeln mit unbedrucktem Papier, die an der Wand standen und nahm einen Bogen, den er sorgfältig betrachtete. Er zeigte ihn Step. Sie nickte zustimmend.

Zu spät hörten sie die Schritte, die sich näherten. Als sie sich umdrehten, betraten Giuliano Barbero und sein Kollege den Raum – und stockten.

Einen Augenblick starrte Barbero sie fassungslos an. Danach sprudelte eine unglaubliche Aneinanderreihung italienischer Beschimpfungen aus seinem Mund. Oscar, der einmal angefangen hatte, die Sprache zu lernen, verstand ab und zu ein Wort. Wie sie es wagen könnten, die Druckerei zu betreten! Sie sollten machen, dass sie wegkämen! Raus hier!

Drohend lief der Mann, der sich vor kurzem noch so freundlich mit ihnen unterhalten hatte, auf sie zu. Erschrocken nahm Step Belle auf ihren Arm und flüchtete in den Gang. Um ihnen einen Vorsprung zu verschaffen, blieb Oscar noch ein paar Sekunden lang stehen. »Barbero, hören Sie, wir haben nur…«

»Verdammter Sohn einer Straßenhure«, schimpfte Barbero. Sein Gesicht war rot angelaufen. Er begann in einem der Schreibtische zu wühlen. Wahrscheinlich suchte er nach einem Telefon oder dem Alarmknopf… oder nach einer Waffe!

»Sie haben doch nichts zu verbergen, oder?«, schrie Oscar und wollte die Flucht ergreifen. Doch er hatte zu lange gewartet. Jemand griff ihn sich von hinten und versuchte ihn in den Schwitzkasten zu nehmen. Barberos junger Assistent! Oscar musste die Zähne zusammenbeißen, als er so unsanft an seine blauen Flecken erinnert wurde. Er wand sich im Griff seines Gegners und ließ sich nach hinten fallen. Sie knallten an die Seitenwand der Druckerei; Oscar hörte den Assistenten vor Schmerz grunzen. Aber er ließ nicht los.

Mit zitternden Fingern öffnete Oscar seine Jacke und schlüpfte heraus. Auf einmal hatte der Drucker nur noch ein Stück Stoff in der Hand. Oscar hörte einen ärgerlichen Aufschrei. Doch der Drucker reagierte schnell, und Oscar fühlte, wie sich eine Hand in seinen Haaren verkrallte und

seinen Kopf nach hinten riss. Mit vor Schmerz verzerrtem Gesicht rammte Oscar dem Mann den Ellenbogen in die Seite und ließ seinen Absatz gleichzeitig auf seine Zehen niedersausen. Diesmal wirkte es, der Griff des Druckers lockerte sich eine Sekunde lang. Oscar konnte sich losreißen.

Er sprintete durch die Tür und den Gang hinunter. Irgendwo vor sich konnte er auch die schnellen Schritte von Step und Belle hören, hinter ihm das Zetern und Fluchen von Barbero und seinem Kollegen. Danach durchschnitt der grelle Ton einer Sirene die Luft. Die Drucker hatten Alarm geschlagen.

Oscar holte Step ein, und sie rannten weiter durch die tiefsten Eingeweide des Towers. Vergeblich versuchte Oscar sich zu orientieren. Aus welcher Richtung waren sie gekommen? Hier unten sahen alle Gänge fast völlig gleich aus! Er fühlte sein Herz hämmern und hörte den gejagten Atem Stepps hinter sich. Sie trug Belle noch immer auf ihrem Arm; die Kleine klammerte sich an ihren Hals.

»Soll ich sie dir abnehmen?«, keuchte Oscar, aber Step schüttelte nur den Kopf.

In der Ferne sahen sie eine Gruppe Männer in Overalls auf sie zukommen. Als sie die drei sahen, begannen sie aufgeregt zu rufen und zu gestikulieren. Eilig bogen Step und Oscar in einen anderen Gang ab. Verflixt, wo war der Ausgang aus diesem Labyrinth?

Die Sirene heulte noch immer und überall hörten sie Schritte, deren Lärm an den Mauern hallte. Es war schwer festzustellen, aus welcher Richtung sie kamen. Oscar hoffte, dass die Verfolger ihre Spur verloren hatten.

Wieder endete der Gang, in dem sie sich jetzt befanden, in einer Abzweigung. Erleichtert erkannte Oscar endlich, wo sie sich befanden. Links war die breite Gasse, durch die der LKW nach unten gefahren war. Rechts befand sich der schmale Gang

mit der Tür am Ende. Dahinter war die Treppe, die sie nach oben brachte.

Keine fünf Minuten später standen sie im Souvenirshop und hasteten an der verdutzten Verkäuferin vorbei nach draußen. Step setzte Belle wieder auf den Boden. »Du bist ganz schön schwer geworden«, sagte sie erschöpft.

»Das war im letzten Moment«, keuchte Oscar. »Ein paar Haarwurzeln habe ich aber trotzdem eingebüßt. Der eine Drucker hatte mich schon gepackt.«

»Oje!«

»Aber ihm wird morgen früh auch einiges wehtun, schätze ich.«

Sie lachten beide, um die Anspannung zu lösen. Während sie zum Hotel zurückgingen, kamen sie allmählich wieder zu Atem.

»Wir müssen schnellstens abreisen«, sagte Oscar. »Hoffentlich lassen sie uns überhaupt noch weg.«

»Mama!«, sagte Belle.

»In aller Öffentlichkeit können sie uns ja nicht verhaften oder so was«, sagte Step. »Was ist los, Belle?«

Belle schaute auf die Spitze ihrer Schuhe. »Mama, du hast doch gesagt, dass ich nichts anfassen darf.«

»Ja?«

»Aber ich habe doch etwas mitgenommen. Ist das schlimm?«

»Aber nein. Das ist überhaupt nicht schlimm.«

Beiles Gesicht heiterte sich auf.

»Lass mal sehen, was du hast«, sagte Oscar – und stellte einen Moment später fest, dass er den Beweis in der Hand hielt, den er gesucht hatte. Die Aufkleber hatten die ovale Form, die Farbe und das Bild der Hologramme, die Sarita Rachman vor zwei Wochen auf den gefälschten 500-Euro-Banknoten entdeckt hatte.

38. Die Teile eines Puzzles

Step holte schnell ihr Gepäck, während Oscar an der Rezeption bezahlte. Niemand versuchte, sie aufzuhalten. Schon eine Viertelstunde später waren sie wieder auf dem Weg nach Amsterdam. Beide waren froh, dass sie van Saxenburgh nicht mehr gesehen hatten; sie wussten nicht, ob er überhaupt noch in Euroville war.

Während Belle auf dem Rücksitz mit den Hologramm-Aufklebern, die sie mitgenommen hatte, spielte, besprachen Oscar und Step die Situation. Oscar versuchte zu rekonstruieren, was sie seit dem Neujahrstag alles herausbekommen hatten. Das waren zwei unglaubliche, dramatische Wochen gewesen! Oscar dachte an Sarita Rachman und ihr schreckliches Schicksal, an den Überfall in Frankfurt, an die Verfolgungsjagd im Keller des Towers.

Was sollte das alles bedeuten? Bloomfield hatte zwar angedeutet, dass eine russische *connection* hinter all dem steckte, aber keine Beweise vorgelegt. Judy Armacost hatte nur enthüllt, dass der Fahrer des weißen Mercedes ein russischer Illegaler mit einer kriminellen Vergangenheit war. Plötzlich fiel Oscar etwas ein. Irgendjemand hatte genau dieselben Worte benutzt. Nicht Judy Armacost, jemand anders. Er konnte sich nicht mehr daran erinnern, wer das gewesen war. In den vergangenen Tagen hatte er einfach mit zu vielen Leuten gesprochen.

Sobald sie in Amsterdam waren, musste er die Polizei aufsuchen und fragen, ob es weitere Informationen zu dem Mercedesfahrer, der Sarita getötet hatte, gebe. Und er musste auch die Polizei in Frankfurt anrufen, vielleicht wusste sie

etwas über die Straßengang. Ob Kagalovski die Schläger wohl beauftragt hatte, um ihn von seiner Untersuchung abzuschrecken? Er hätte doch Anzeige erstatten sollen! Nach dem Überfall war es ihm nicht wichtig erschienen, und Zeit hatte er auch keine gehabt. Nun bereute er, dass er es versäumt hatte.

Aber auch wenn er an die Situation in Amsterdam dachte, gab es viele Unklarheiten. Oscar dachte an die Liste von Fred Crone, aus der hervorging, dass LoDo Boonzaayer am Heiligabend im Tresorraum gewesen war. Boonzaayers Optionenverkauf am Tag nach Neujahr. Crommelins Bemerkung, dass Boonzaayer ein Verhältnis mit Sarita gehabt habe. Die Fahrt des Brinks-Geldtransporters von Euroville zu Mercator. Soledad Milmontes Bestätigung, dass tatsächlich Banknotenpapier und ein Hologrammstempel gestohlen worden waren. Der Tresor und die Druckerei in den Kellerräumen des Towers von Euroville. Dieser merkwürdige italienische Drucker und sein Kollege. Barbero und Salvaretti, diese Namen musste er sich merken.

Ohne langsamer zu fahren, fuhr Oscar über die luxemburgischbelgische Grenze.

»Wenn man alles zusammen betrachtet, wird es klar«, sagte Oscar nachdenklich. »Das Papier und der Stempel sind verschwunden. Sie sind in die Keller von Euroville gekommen. Dort wurden die gefälschten Banknoten gedruckt. Perfekte Fälschungen dank des fachlichen Könnens von *signore* Barbero und Co. Diese Banknoten sind im Tresor von Mercator gelandet und wurden danach auf dem Dam in der Silvesternacht ausgegeben. Wo Sarita Rachman sie entdeckt hat.«

»Vielleicht stimmt deine Argumentation, aber das geht doch nicht alles von selbst«, sagte Step skeptisch. »Deine Geschichte hat noch zu viele Lücken, Oscar. Wer hat das alles

organisiert, wer hat den Auftrag gegeben? Wie sind das Hologramm und das Papier in die Euroville-Druckerei gekommen? Was hat dieser Vergnügungspark damit zu tun – außer dass er als Deckmantel für die Operation fungiert? Und weshalb sind diese Fälschungen vor allem bei Banken der Plejaden-Gruppe aufgetaucht, zu denen Mercator gehört?«

Oscar sagte nichts. Er wusste, dass Step Recht hatte. Sie suchte nach einem Muster, während er nur Elemente aufzählte. Ihm fehlte das vollständige Bild, der Zusammenhang.

Draußen war es dunkel geworden. Oscar blickte auf die leere Autobahn vor ihm. Sein Blick wurde immer wieder zum Horizont abgelenkt. Links und rechts huschten die Schatten der hohen Tannen vorbei, ohne dass Oscar sie sah. Dieser Teil der *Autoroute des Ardennes* war so gerade wie die Rollbahn eines Flughafens. Er hatte das Gefühl, sich in einem schwarzen Tunnel zu bewegen, von dem nur das erste Stück durch die Scheinwerfer seines Volvos erleuchtet wurde. Langsam wurden seine Augen müde, er musste immer öfter blinzeln.

Unwillkürlich musste er daran denken, dass Boonzaayer ihm geraten hatte, seine Nachforschungen abzublasen. Nein, er wollte das, was er begonnen hatte, zu Ende bringen. Jetzt erst recht.

Im Auto war es still. Belle war eingeschlafen. Step saß schweigend neben ihm. Oscar hörte nur das Singen der Autoreifen auf dem Asphalt und das monotone Geräusch des Motors. Hände am Steuer, Fuß auf dem Gaspedal, Blick auf unendlich. Seine Lider wurden schwer und schwerer, er sehnte sich nach Schlaf. Draußen war es stockfinster. Ein Tunnel, dachte er. Ein dunkler, endloser Tunnel wie die Gänge im Tower von Euroville…

Plötzlich veränderte sich das ruhige Geräusch der Reifen zu einem harten Rattern.

»Oscar, pass auf!«, rief Step erschrocken.

Erschrocken riss Oscar die Augen auf und konnte mit einem schnellen Ruck am Lenkrad gerade noch verhindern, dass er vom Randstreifen in die Böschung fuhr.

»Verdammt, Step, es tut mir Leid«, sagte er erschrocken. »Meine Gedanken schweifen immer ab, und ich bin furchtbar müde. Vielleicht solltest du fahren.«

Am nächsten Parkplatz tauschten sie die Plätze. Belle war wach geworden. »Sind wir schon da?«, murmelte sie schläfrig.

»Du vertraust mir doch dein Auto an?«, fragte Step halb ernst, während sie die Spiegel einstellte.

»Wenn du in der wilden Welt der Obligationsmärkte zurechtkommst, kannst du auch meinen Volvo fahren.«

Sie schaute ihn amüsiert an und strich mit der Hand über seine Wange. Dann legte sie den Gang ein und fuhr los. Step fuhr sicher und präzise. Oscar hatte sofort das beruhigende Gefühl, dass er nicht aufzupassen brauchte. Hinten im Auto war Belle schon wieder eingeschlafen.

»Schönes Auto«, bemerkte Step, sobald sie sich eingefahren hatte. »Das möchte ich öfter fahren.« Sie schaute flüchtig nach rechts und nahm Oscars Hand. »Mit dir neben mir.« Einen Augenblick hielten sie ihre Hände ineinander verschränkt. Dann sagte Step: »Du hast noch ein paar Sachen bei deiner Auflistung vergessen: die drohende Übernahme von Mercator und den Transfer von Schwarzgeld. Ich glaube, dass es da auch einen Zusammenhang gibt.«

»Ach ja? Welchen?«

»Das weiß ich nicht. Noch nicht. Wir müssen es eben herausbekommen. Vielleicht habe ich eine Idee, wie wir das anstellen könnten, wenn ich morgen wieder an meinem Computer sitze und Kontakt zu den Märkten habe.«

»Du erwartest wirklich alles von deinen Märkten«, scherzte Oscar.

»Vielleicht schon, ja. Wahrscheinlich, weil ich schon so lange in der Finanzwelt arbeite, denke ich. Märkte sind durchsichtige Einrichtungen. Ja, zu ihnen habe ich großes Vertrauen.«

»Das hört sich wie ein Glaubensbekenntnis an.«

»Das ist es auch«, reagierte Step unerwartet heftig. »Natürlich ist es das. Erstens, weil ich mein ganzes Leben schon in den Märkten arbeite, zweitens, weil sie wirklich funktionieren und drittens, weil ich sage, dass es so ist.« Sie lachte. »Nun ja, was weiß ich. Ich meine ja nur. Das alles gehört einfach zu meinem Leben. Genauso wie Belle.« Zärtlich schaute sie im Spiegel zu ihrer schlafenden Tochter auf dem Rücksitz.

»Okay, *market maker*. Wo sind wir eigentlich?«

»Beinahe in Brüssel.«

Oscar nahm sein Handy aus seiner Tasche und blätterte durch seine Visitenkarten. »Ich will einmal versuchen, ein paar Leute anzurufen. Denn du hast schon Recht mit dem, was du gesagt hast. Wir haben ein paar Puzzleteile entdeckt, nur müssen wir es noch vollständig zusammensetzen.«

»Wen willst du denn an einem Sonntagabend erreichen?«, fragte Step belustigt.

»Erst mal Fred Crone, den Chef des Sicherheitsdienstes von Mercator. Er ist ein prima Bursche. Dann die Frau von der EZB, die sich mit Fälschungen beschäftigt. Auf ihrer Karte hat sie mir ihre Privatnummer gegeben, für den Fall, das ich etwas Neues herausfinden würde«, sagte Oscar und verschwieg galant, dass Soledad ihm die Nummer wahrscheinlich nicht nur aus diesem Grund gegeben hatte. »Außerdem den Journalisten der *Financial Times.* Vielleicht kann er mir dabei helfen, einen Zusammenhang herzustellen.«

»Okay.« Step folgte beim Autobahnring um Brüssel den Schildern Richtung Antwerpen.

Oscar bekam Crone fast sofort ans Telefon. In einigen Worten erklärte er ihm die Lage und fragte ihn, ob er bei Brinks mehr über den Geldtransport aus Euroville am Heiligabend herausbekommen könne. Dann rief er Soledad Milmontes an. Sie klang überrascht, als sie Oscars Stimme hörte. Als sie hörte, was Oscar und Step in der Druckerei von Euroville entdeckt hatten, hörte Oscar sie leise *»Santissima Virgin Maria«* sagen.

»Kannst du prüfen, ob es möglich ist, dass der vermisste Hologrammstempel und das Papier nach gut drei Jahren in den Kellern von Euroville auftauchen können?«

»Natürlich«, versicherte Milmontes ihm. »Sobald ich etwas weiß, werde ich dich darüber informieren. Du hast uns wichtige Anknüpfungspunkte verschafft. Ich werde gleich Europol informieren. Hoffentlich kommen wir noch rechtzeitig, bevor die Gauner alles Beweismaterial beiseite schaffen können.«

Step zog die Augenbrauen hoch, als sie hörte, dass er sich mit der Frau vom EZB duzte, aber sie sagte nichts.

Schließlich tippte Oscar die Nummer des Journalisten der *Financial Times* ein und erzählte zum dritten Mal seine Geschichte. »Interessant«, sagte David Morgan, »sehr interessant!«

»Können Sie mir bei der weiteren Untersuchung nach dem Zusammenhang zwischen den Plejaden-Banken, Euroville, dem verschwundenen Hologrammstempel und dem Papier helfen?«, bat Oscar. »Sie kennen sich in dieser ganzen Sache besser aus als ich!«

Morgan zögerte. »Okay. Aber wenn wir etwas herausfinden, will ich die Geschichte, die komplette Rekonstruktion, für meine Zeitung. Und zwar als Erster.«

»Damit habe ich keine Probleme«, versicherte Oscar und schaltete das Handy aus.

»So«, sagte er zufrieden. »Diese drei Leute arbeiten auf Basis von Gegenseitigkeit. Ich gebe ihnen Informationen im Tausch für ihre Hilfe. Auf deinen Märkten hätte ich das kaufen müssen. Nun bekomme ich es als Freundschaftsdienst.«

»Das denkst auch nur du!«, lachte Step. »Du operierst einfach auf einem Informationsmarkt, indem du dein Wissen gegen anderes Wissen verkaufst. Weshalb? Weil jeder sich davon Vorteile verspricht. Gewinn ist ja nicht immer Geld. Der *Financial-Times*-Korrespondent hofft auf Ruhm, die EZB möchte den guten Ruf des Euros retten. Und du, du willst halt nur Eindruck auf mich machen.«

Oscar musste grinsen. »Du bist unverbesserlich, Step.« Er wollte sie an sich ziehen und sie küssen, aber er überlegte es sich anders. Nicht bei 150 Stundenkilometern.

39. Das Netzwerk

Es war wunderschönes Winterwetter. Zum ersten Mal in diesem Jahr schien über Amsterdam die Sonne, der Himmel war wolkenlos. Doch die Menschen, die sich am Montagmorgen um Viertel vor neun in der Chefetage der Mercator Bank versammelt hatten, konnten sich an diesem Wetterumschwung nicht erfreuen. Trübsinnig konferierten die drei Vorstandsmitglieder und zwei externe juristische Berater über die bevorstehende Übernahme der Bank.

Es war die erste Versammlung mit allen Vorstandsmitgliedern seit ungefähr zwei Wochen. LoDo Boonzaayer war verfrüht aus New York zurückgekommen und direkt vom Flughafen zur Bank gefahren. Er war noch verärgert darüber, dass er eine Oper in der Metropolitan versäumt hatte. Seine Kleidung roch muffig, er hatte zu viel getrunken und zu wenig geschlafen. In seinem Gesicht erkannte man noch deutlich die Spuren des Jetlags.

Tadellos gekleidet wie immer hatte Cees Crommelin seinen festen Platz am Versammlungstisch eingenommen. Am Tag zuvor war er von seiner Reise in die Schweiz, nach Liechtenstein und Frankreich zurückgekommen. Die Zufriedenheit über die erfolgreichen Besuche konnte man deutlich von seinem Gesicht ablesen.

Olivier van Saxenburgh führte den Vorsitz der Versammlung. Der Vorsitzende des Vorstands sah müde, aber gefasst aus.

Neben ihm saßen zwei junge Berater in eleganten Anzügen, die eingeladen worden waren, um ein Urteil über die juristischen Aspekte der Übernahme zu geben. Louise, die Vorstandssekretärin, kümmerte sich um Kaffee und Plätzchen.

Sie ließ die Jalousie nach unten, weil die Sonne so grell war, und zog sich danach zurück. Van Saxenburgh hatte ihr gesagt, dass sie unter keinen Umständen gestört werden wollten.

Unten, vor dem Eingang der Mercator Bank, standen Dutzende Journalisten und warteten. Zeitungen, Radio und Fernsehen – alle waren da und warteten darauf, dass das Übernahmeangebot bekannt gegeben werden würde. Auch Bloomfield hatte sein Team geschickt. Dieses Mal ohne Judy Armacost. Die Starreporterin von Bloomfield hatte es abgelehnt, ein viertes Mal innerhalb von zwei Wochen nach Amsterdam zu müssen. Sie hatte sich einen Tag frei genommen, um ausgiebig im Fitnessstudio zu trainieren.

Aus seinem Fenster konnte Oscar die Journalisten sehen. Aasgeier, dachte er, die auf ihre Beute warten. Er war schon früh in seinem Büro, aber er wusste kaum, was er tun sollte. Seit der peinlichen Begegnung mit van Saxenburgh vor zwei Tagen im Frühstückssaal von Euroville hatte er nicht mehr mit seinem Chef gesprochen. Er erwartete, dass der Vorstand am Ende des Tags Aufschluss über die Übernahme geben würde. Davor wollte er van Saxenburgh über das, was er herausgefunden hatte, informieren. Doch mit ein paar halb garen Vermutungen konnte er nicht ankommen, er musste schlüssig rekonstruieren, was geschehen war. Es war ein Wettlauf gegen die Zeit. Und er hatte keine Ahnung, wo er anfangen sollte.

Oscar lief auf den Flur, um sich einen Becher frischen Kaffee zu holen. Er begrüßte seine Kollegen, die allmählich im Büro eintrafen. Seine Sekretärin sagte, dass Freitagmittag die Polizei angerufen habe, um einen Termin mit ihm auszumachen. Sie würden heute noch einmal anrufen. Oscar bat sie, alle Telefongespräche sofort an ihn weiterzuleiten.

Ohne klares Ziel suchte er im Internet die Website von Euroville. Am Lageplan mit den Quizfragen über die

Bauwerke hatte er kein Interesse. Er surfte weiter, vorbei an den stimmungsvollen Bildern der Attraktionen, dem Veranstaltungskalender, den Informationen über die Golfturniere, dem Hotel mit seinen 120 Luxuszimmern und Erholungsangeboten, bis er den Geschäftsbericht von Euroville fand. Den klickte er an, um ihn auszudrucken. Gerade als er den Bericht aus dem Drucker nehmen wollte, klingelte das Telefon.

»Herr Straver?«

Es war David Morgan aus Frankfurt. Er hatte in der Datenbank der *Financial Times* gesucht und dort überraschende Informationen im Zusammenhang mit dem Bankenkonsortium, das die Obligationsanleihe für Euroville geregelt hatte, gefunden. »Hier treffen alle Namen zusammen«, sagte er. »Und das Ganze steht unter der Leitung von Ihrem Herrn Boonzaayer.«

Etwas enttäuscht sagte Oscar, dass er das schon wusste. »Wir haben hier auch einen Ausdruck von den Vorständen der beteiligten Banken gemacht und…«

»Genau«, fiel ihm Morgan ins Wort. »Das meine ich. Das ist das Netzwerk.«

»Was meinen Sie?«, fragte Oscar, dessen Interesse jetzt doch geweckt war.

»Ich habe den Eindruck, dass diese Leute alle Euro-Gegner sind. Kennen Sie Neumann und Köhler, zurzeit Mitglieder des Vorstands bei der Düsseldorfer beziehungsweise bei der Bayerischen Privatbank?«

Oscar wusste, wer gemeint war. Er hatte Neumann und Köhler ja am letzten Samstagmorgen noch gesehen und sie eine Woche vorher im Zimmer von van Saxenburgh gesprochen.

»Neumann wurde von der Bundesbank im Rahmen einer Neustrukturierung entlassen. Wissen Sie, Anfang 1999 hatte

die Bundesbank noch 16000 Arbeitnehmer und 160 örtliche Niederlassungen in Deutschland, aber sie hatte keine D-Mark mehr, für die sie verantwortlich war. Die Bundesbank musste rationalisieren und Neumann, der immer ein notorischer Euro-Skeptiker und eigensinniger Querulant war, war einer der Ersten, die gehen mussten. Köhler arbeitete bei der EZB und hatte laufend vor der Kriminalität, die mit dem Euro entstehen würde, gewarnt. Aber er hatte sich quer gelegt, weil ihm das neue Organisationsschema der EZB nicht den von ihm begehrten Direktorenposten beschert hatte. Ein halbes Jahr später kündigte er verärgert.«

»Was wollen Sie denn damit sagen?«

»Aus dem Bauch heraus habe ich das Gefühl, dass Neumann und Köhler etwas über das Verschwinden von Papier und Hologramm-Stempel wissen könnten. Zwei fanatische Euro-Gegner, die für die Sicherheit des Euro verantwortlich waren, stellen Sie sich das doch mal vor! Und zwei Jahre später sitzen diese Herren für ihre jeweilige Bank zusammen mit Ihrem Direktor Boonzaayer im Leitungsausschuss für die Euroville-Mega-Anleihe, und in ihren Banken tauchen Euro-Fälschungen auf. Klingt doch alles recht verdächtig, oder? Vielleicht sollten Sie diese Spur mal weiterverfolgen und Ihren Herrn Boonzaayer genauer unter die Lupe nehmen.«

»Klingt alles recht überzeugend«, sagte Oscar. Ihm fiel ein, dass sowohl Neumann als auch Köhler ihn in Euroville gesehen hatten – und kurz darauf war alles, was er und Step im Freizeitpark taten, überwacht worden.

»Übrigens ist *Señora* Milmontes darüber informiert, dass ich Ihnen das berichte. Für sie ist es unmöglich, hierüber zu sprechen, da die Leute, um die es geht, bedeutende Personen in der deutschen Finanzwelt sind. Und auch in der niederländischen, wenn ich Herrn Boonzaayer hier mit einbeziehe. Ohne formelle Anschuldigung kann die EZB

nämlich niemanden einfach so verdächtigen. Ein Journalist hat da größere Freiheit.«

Er ließ ein trockenes Lachen hören und legte auf.

Sobald er das Telefon ausgeschaltet hatte, sprang Oscar auf. Endlich fielen die Puzzlestücke richtig zusammen. Boonzaayer also. Nicht dass es ihn vollkommen überraschte, sicherlich nicht nach diesem sonderbaren Telefongespräch aus New York. Boonzaayer hatte nicht umsonst gedroht, dass diese Sache zu groß für Oscar sei. Wahrscheinlich steckte er hinter den Fälschungen, schließlich wurden diese in Euroville hergestellt und Boonzaayer hatte viel mit dem Park zu tun gehabt. Es hätte Gelegenheit genug gegeben, so etwas zu organisieren. Aber andererseits: Wieso sollte Boonzaayer so etwas riskieren? Der einzige Grund, der Oscar einfiel, war, van Saxenburgh in Misskredit zu bringen, sodass er sich gezwungen sehen würde, sein Amt aufzugeben. Damit konnte Boonzaayer seine Nachfolge antreten. Das würde zu dem ehemaligen Investmentbanker passen, so wie ihn Crommelin beschrieben hatte. Nun verstand er auch, weshalb Boonzaayer seine Optionen verkauft hatte. Er brauchte Bargeld, um bei der Finanzierung der Übernahme zu helfen. Boonzaayer war im Tresorraum von Mercator gewesen. Und nebenbei hatte er vielleicht auch noch die arme Sarita aus dem Weg räumen lassen. Sie hätte ihn erpressen können, hatten sie doch eine flüchtige Beziehung.

Oscar begriff, dass er van Saxenburgh informieren musste. Innerhalb weniger Stunden würde dieser vielleicht seinen Rücktritt bekannt geben. Danach könnte Boonzaayer die Übernahme zusammen mit seinen befreundeten Investmentbankern durchsetzen und sich auf den höchsten Posten setzen lassen.

Nein, er zog zu schnell seine Schlussfolgerungen. Es war noch zu früh. Er hatte nichts anderes als die Theorie eines

Journalisten. Wenn die nicht stimmte, würde er sich lächerlich machen und seine Koffer packen können. Beweise, das war es, was er brauchte! Wie spät war es? Beinahe 12 Uhr.

Fred Crone, der Leiter des Sicherheitsdienstes, rief an. Er klang aufgeregt. »Herr Straver, ich würde Ihnen gerne etwas zeigen. Können Sie sofort kommen?«

»Bin gleich da«, sagte Oscar und eilte Richtung Aufzug.

Crone begrüßte ihn mit einem breiten Grinsen. »Wir haben es doch geschafft, eine Kopie des Videobands von der Tresorüberwachung aufzutreiben. Wie wir gehofft haben, war das Backup nicht gelöscht. Wir haben es zuerst nicht gefunden, weil ein Mitarbeiter es verlegt hatte.«

Brennend vor Neugierde erblickte Oscar die Kassette. Das Datum war der 24. Dezember 2001, der Tag, an dem laut Logbuch LoDo Boonzaayer im Tresorraum gewesen war.

»Die Qualität ist nicht so gut, aber gut genug. Die Bilder werden Sie überraschen«, sagte Crone. Er schob die Kassette in den Videorekorder und schaltete ihn an.

Oscar sah das Bild einer Kamera am Eingang des Tresorraums. Es waren einige Kunden zu sehen. Die Kamera schwenkte weiter, und jetzt erschien in ihrem Blickfeld ein hoch gewachsener Mann: Boonzaayer. Er hielt einen kleinen Koffer in der rechten Hand.

»Holy shit«, sagte Oscar leise.

»Nun passen Sie auf«, sagte Crone.

Boonzaayer stieg durch die Tresortür. Die Kamera verlor ihn aus dem Bild. Beim nächsten Kameraschwenk erschien Boonzaayer erneut, nun von hinten. An seinen dunklen, etwas zu langen Haaren und dem Koffer war er deutlich zu identifizieren.

Das Video übernahm das Bild einer anderen Kamera. »Ich habe die Aufnahmen von einem Mitarbeiter zusammenschneiden lassen«, erklärte Crone. Boonzaayer ging

selbstbewusst zu zwei Metalltüren am Ende des Tresorraums. In seiner freien Hand hielt er einen Schlüssel. Er steckte diesen in eine der Türen und betrat einen Raum. Die Tür fiel hinter ihm zu.

»Sehen Sie, was ich meine?«

Es war die rechte Tür. Boonzaayer betrat den rechten Raum. Fieberhaft versuchte Oscar sich daran zu erinnern, was hinter dieser Tür war. War es nicht der Raum, den Crone den »kleinen Flohmarkt« genannt hatte? In dem Kabinenkoffer, Geigenkästen und Kartons mit wertvollen Sachen lagerten?

Boonzaayer erschien wieder im Bild. Er verließ den rechten Raum. Mit leeren Händen. Er hatte den Koffer irgendwo in diesem Abstellraum zurückgelassen. Ruhig verließ er den Raum.

»Gehen Sie einfach davon aus, dass Boonzaayer sein Tafelsilber oder die Juwelen seiner Frau über die Weihnachtstage in den Tresor gebracht hat«, sagte Crone. »Er hat seinen Koffer übrigens noch nicht abgeholt. Wir haben das heute Morgen kontrolliert, er steht immer noch da.«

»Vielleicht, weil er direkt nach Neujahr nach New York geflogen ist«, meinte Oscar. »Übrigens hat er keine Frau und wahrscheinlich auch keine Juwelen.«

Er blickte Crone ein wenig verwirrt an. Was Boonzaayer auch sonst getan haben mochte, diese Aufnahmen waren keine Bestätigung dafür, dass er im Tresor irgendetwas mit dem Banknotenbestand von Mercator angestellt hatte. Boonzaayer war Heiligabend nicht in dem Raum gewesen, in dem Mercator sein Geld aufbewahrte.

»Und von Brinks, haben Sie da noch etwas erfahren?«, fragte Oscar.

»Ja, das heißt, eigentlich nichts Neues. Brinks hat Fahrer und Beifahrer noch einmal auf den Zahn gefühlt. Die Polizei hat das inzwischen auch getan. Aber sie haben hoch und heilig

versichert, dass während der Fahrt aus Luxemburg nichts Unregelmäßiges geschehen ist. Sie hätten genau wie vorgeschrieben die Kassetten bei Euroville abgeholt und bei Mercator abgegeben, ohne von der Route abzuweichen oder anzuhalten. Der Ausdruck des Fahrtenschreibers hatte das auch bestätigt.«

»Wir wissen ja jetzt, dass die Fälschungen wahrscheinlich in Euroville hergestellt worden sind«, sagte Oscar. »Kann es nicht sein, dass dort nicht nur Euros abgegeben, sondern auch welche an Bord genommen wurden – nämlich die Blüten?«

»So muss es gewesen sein«, sagte Crone und kratzte sich am Kopf. »Aber wie wollen wir das beweisen? Ich werde weiter nachforschen.«

Keine Viertelstunde später summte das Telefon. Wieder war Fred Crone am Apparat. »Bingo«, sagte er. »Mich hat gerade der Beifahrer von Brinks, der russische Flüchtling, angerufen. Er wollte etwas berichten, was ihm noch eingefallen ist. Es gab vielleicht doch etwas Merkwürdiges bei diesem Geldtransport.«

In seinem schlechten Niederländisch hatte der Beifahrer erzählt, dass beim Abtransport und Abliefern der Kassetten immer ein Strichcode verwendet werde, ein bestimmter Transportcode, der eingescannt wurde. Als er ein Bündel Banknoten bei Euroville scannen wollte, griff der Strichcode anfangs nicht. Das geschieht öfter, genau wie an einer Supermarktkasse der Scanner nicht immer sofort den Code lesen kann. Nach einigem Hin- und Herbewegen funktionierte es dann. Das war bei der Euroville-Lieferung auch der Fall gewesen. Also hatte der Beifahrer das nicht beachtet und später auch nicht gemeldet. Als er jetzt aber noch einmal genau darüber nachgedacht hatte, ob etwas Ungewöhnliches geschehen war, hatte er sich daran erinnert.

»Bringt uns das weiter?«, fragte Crone.

»Ich weiß es nicht«, antwortete Oscar. »Es ist ein Puzzleteil mehr.«

40. Übernahmeangebot

Step stand mit Oscar in der Kantine, um schnell ein kleines Mittagessen zu sich zu nehmen. Oscar erzählte ihr von ihren Vermutungen und neusten Erkenntnissen. Doch Step schüttelte heftig den Kopf. »Nein, ich kann unmöglich glauben, dass LoDo zu so etwas Perversem in der Lage war. So kenne ich ihn nicht. Er ist zwar hart und arrogant, er blufft und liebt das Risiko – aber er ist kein Betrüger.«

»Deine Loyalität deinem Chef gegenüber in allen Ehren, aber…«

»Denken wir doch einmal anders«, schlug Step vor. »Wer könnte Interesse daran haben, Boonzaayer zu diskreditieren? Da fällt mir nur Crommelin ein! Alle beide lauern darauf, die Nachfolge von van Saxenburgh anzutreten. Dann macht es schon Sinn, einen Konkurrenten auszuschalten. Und offensichtlich hat Boonzayer ja doch keine Blüten im Tresorraum deponiert.«

»Deswegen kann er trotzdem einer der Köpfe hinter der Operation sein. Man sieht es ja an Crommelin. Ich hätte auch nie gedacht, dass er ein solcher Steuerbetrüger sein könnte.«

Step antwortete nicht. Schweigend nahm er einen Bissen seines vegetarischen Brötchens. Die Kantine wurde schon langsam leer, die Händler eilten zurück zu ihren Bildschirmen, die Wall Street würde bald öffnen. Auch Step musste zurück.

»Mein Gefühl sagt mir, dass wir der Lösung ganz nah sind und doch sind wir noch meilenweit entfernt«, sagte Oscar verzweifelt. »Wir haben beinahe keine Zeit mehr. Wie lange tagen sie schon da oben? Es kann nicht mehr lange dauern und

sie kommen mit einer Erklärung über die bevorstehende Übernahme an die Öffentlichkeit.«

»Wir haben noch ein paar Stunden. Diese Erklärung wird erst nach Börsenschluss kommen. Bevor es soweit ist, werde ich noch etwas herumtelefonieren, hören, ob neue Gerüchte im Umlauf sind, die uns weiterhelfen. Ruf du doch noch mal beim EZB an, vielleicht kann die Spanierin doch etwas mehr sagen.«

Ohne große Illusionen, dass sie rechtzeitig die Lösung ihres Problems finden würden, verabschiedeten sie sich mit einer flüchtigen Berührung und verabredeten sich für diesen Abend.

Wieder in seinem Zimmer versuchte Oscar Soledad Milmontes von der EZB zu erreichen. Sie hatte gerade eine Besprechung. Ihre Sekretärin versprach, Oscars Nachricht weiterzuleiten.

Fieberhaft ließ Oscar seine Gespräche der letzten Woche noch einmal Revue passieren. Vielleicht konnte er *signore* Barbero anrufen und ihn mit der Frage überrumpeln, wie das verschwundene Papier nach Euroville gekommen sei. Wer den Auftrag erteilt habe, nicht nur das Euroville-Geld, sondern auch die Euros auf der elektronischen Presse zu drucken. Einfach bluffen.

Er hatte kein Glück. *Signore* Barbero habe unerwartet Urlaub genommen und sei zu seiner kranken Mutter nach Neapel gefahren, sagte ihm die Telefonistin von Euroville. Verdammt. Sah aus, als wäre er schon dabei, seine Spuren zu verwischen. Die Spuren wurden nicht heißer, sondern eher kälter. Hoffentlich hatte Europol schon zugegriffen. Oscar erinnerte sich an Dorbeck, den Kripo-Beamten. Während ihres Gesprächs hatte Dorbeck den Begriff *data mining* erwähnt. Wenn man herausbekommen könnte, wo Crommelin und Boonzaayer gewesen waren, mit wem sie Kontakt gehabt hatten, dann würde vielleicht ein Muster entstehen, das Klarheit geben könnte. Er musste all ihre Schritte der letzten

Wochen überprüfen lassen. Genau wie es seine Exfrau in New York mit ihm getan hatte…

Oscar wusste nicht, wie solch eine Computerrecherche funktionierte. Geschweige denn, ob sie kurzfristig durchzuführen war. Aber vielleicht konnte Fred Crone ihm helfen. Er wählte seine Nummer und erklärte in einigen Sätzen sein Anliegen.

Crone klang zurückhaltend. »So einfach ist das nicht, Herr Straver. Dazu braucht man eine Genehmigung. Es gibt eine Reihe von Protokollen zum Datenschutz. Sogar eine Richtlinie der Europäischen Union zum Schutz der Privatsphäre. Außerdem befinden sich die Daten bei verschiedenen Behörden. Ich habe bei mir im Büro keine Datenbank, aus der man auf Knopfdruck alles einfach hervorholen kann.«

»Gibt es denn keine leicht zugänglichen Daten – Angaben über Reise- und Aufenthaltskosten, Telefongespräche und so weiter?«, fragte Oscar enttäuscht.

»Ja, natürlich gibt es einige Daten«, antwortete Crone nachdenklich, »die ich suchen könnte, ohne zuerst in sechsfacher Ausfertigung einen Antrag auf Aufhebung der Geheimhaltungspflicht stellen zu müssen. Aber ich kann Ihnen nichts versprechen. Auf jeden Fall nicht so schnell.«

Bevor Oscar antworten konnte, sah er ein rotes Licht auf seinem Telefon blinken.

»Ich habe ein Gespräch auf der anderen Leitung, einen Moment bitte«, sagte er zu Crone.

Er schaltete auf das zweite Gespräch. Es war Step.

»Oscar! Es geschieht etwas Merkwürdiges. Ich muss dich JETZT sprechen. Komm schnell in den Handelssaal!«

Oscar warf den Telefonhörer auf den Schreibtisch und lief los. Seine Sekretärin kam aus ihrem Zimmer, um ihm zu sagen, dass die Polizei schon wieder angerufen habe, um einen Termin mit ihm auszumachen. Sie schaute ihm erstaunt nach,

als er vorbeirannte. Sie wollte einen Witz über den nächsten Marathonlauf machen, aber Oscar war bereits im Aufzug verschwunden.

Etwas später stand er neben Step zwischen den Bildschirmen der Börsenhändler. Sie zog ihn mit in ein Besprechungszimmer, das durch eine Glaswand vom Handelssaal getrennt war.

»Es geschieht etwas Merkwürdiges, etwas sehr Merkwürdiges. Es wird gerade stürmisch mit Mercator Aktien, mit Verkaufsordern gehandelt.« So aufgeregt hatte Oscar sie noch nie erlebt.

»Eine Kollegin aus London von meiner alten Bank hat mich darauf aufmerksam gemacht. Meine Freundin Juliet. Sie erkennt immer als Erste ungewöhnliche Bewegungen auf den Märkten. Sie hat mich gefragt: ›Weißt du, dass jemand MERC verschleudert?‹ Dann habe ich unsere eigenen Leute gefragt, ob sie das bestätigen könnten. Und tatsächlich, irgendjemand verkauft gerade Mercator-Aktien.«

»Und?«

»Kapierst du das nicht? Schau mal. Jeder in der Finanzwelt weiß, dass heute ein Gespräch über eine Übernahme von Mercator stattfindet. Darüber wird direkt über unserem Kopf im siebten Stock verhandelt. Okay? Aber niemand kennt in diesem Augenblick das Angebot und niemand weiß, wer die andere Partei ist.«

»Und das heißt?«

»Und das heißt Folgendes, Oscar. Wenn ein Angebot zur Übernahme über dem Markt schwebt, wird doch niemand verkaufen. Denn eine Übernahme bedeutet immer einen höheren Kurs. Immer. Das Angebot muss höher sein als der Kurs im Augenblick, zu dem die Übernahme angekündigt wird. Sonst hätte ein solches Angebot keinen Sinn, denn dann

würde niemand darauf eingehen. Das kannst du doch verstehen?«

Oscar nickte. Die Erklärung war logisch.

»Was weißt du über den Verkäufer?«, fragte er.

»Nichts. Oder nicht viel. Es ist eine Stiftung in Liechtenstein, die über eine Züricher Bank verkauft. Wer dahinter steht, ist unbekannt.«

Crommelin, dachte Oscar sofort. Lieber Gott! Crommelin war gerade in Liechtenstein und Zürich gewesen. Hatte er angefangen, die finanziellen Konstruktionen, die er dort ins Leben gerufen hatte, zu aktivieren? Das waren natürlich die Absprachen gewesen, die er mit Gerber Glarus getroffen hatte, während Oscar in einem Cafe saß und wartete. Das war der Grund, weshalb er unbedingt noch zu seiner Bank in Vaduz musste. Unter seinen Augen war es geschehen. Was für eine grenzenlose Schamlosigkeit von Crommelin! Endlich schienen die Puzzleteile ein Ganzes zu ergeben.

Bevor er etwas sagen konnte, fuhr Step fort: »Wenn also jetzt jemand verkauft, ist er entweder vollkommen dumm oder…«, Step fing an, langsamer zu reden, »oder er weiß, das es überhaupt keine Übernahme geben wird.«

»Du meinst?« Oscar war mit seinen Gedanken immer noch bei den Aktivitäten von Crommelin.

Stepps Gesicht war angespannt. »Hör mir mal richtig zu! Wenn jemand nun eine Verkaufsorder erteilt, gibt es zwei Möglichkeiten. Entweder ist er nicht bei Sinnen, oder er weiß, dass das mit der Übernahme nichts wird. Wenn man sich den Umfang der Verkaufsorder ansieht, muss man die erste Möglichkeit ausschließen. Möglichkeit zwei also. Dann stellt sich nur die Frage: Wer kann wissen, dass keine Übernahme stattfinden wird? Nur diejenigen, die damit eng etwas zu tun haben.«

Oscar horchte auf.

»Die Person, die weiß, dass kein Angebot kommt, wusste auch, dass es ein Gerücht über ein Angebot geben würde. Natürlich, das ist es!«

Step schlug sich mit ihrer Hand an die Stirn. Oscar konnte ihr inzwischen nicht mehr folgen. »Was ist mit dem Gerücht?«, fragte er.

»Das ist es ja gerade. Jeder redet bereits seit Tagen über eine solche Übernahme. Und weshalb? Weil ein entsprechendes Gerücht im Umlauf ist. Der Einzige, der weiß, dass dieses Gerücht aus der Luft gegriffen ist, ist *Mister X*, derjenige, der das Gerücht als Erster in Umlauf gebracht hat. Er weiß, dass keine Rede von einer Übernahme sein kann. Er ist derjenige, der jetzt seine Aktien verkauft. Denn bald, wenn bekannt wird, dass niemand Mercator übernehmen wird, fällt der Kurs wie ein Backstein. Und bevor das passiert, handelt er. Diese Person muss hier über uns sitzen.«

Step unterbrach sich einen Augenblick. Dann sagte sie kaum hörbar: »*Mister X* ist unser Chef.«

Erschöpft fiel Stephanie Horlick in einen Stuhl. Ihr Gesicht war bleich geworden. Oscar eilte aus dem Raum, um einen Becher Wasser zu holen. Step trank ihn in großen Zügen leer und dankte ihm mit einem Lächeln. »Lieber Gott, Oscar. Ich bin mir sicher, dass es wahr ist! So eine Manipulation wird die Börsenaufsicht gar nicht gerne sehen. Sieht nach Ärger für denjenigen aus, der das alles organisiert hat. Warum geht jemand so ein Risiko ein? Auch dafür muss es einen Grund geben.«

Step hatte wieder ein bisschen Farbe bekommen. Sie lief zu ihrem Arbeitsplatz hinüber. Konzentriert starrte sie auf den Bildschirm, mit der Maus klickte sie durch die Bloomfield-Seiten.

»Hier«, sagte sie, als sie nach einigen Sekunden die gewünschten Informationen gefunden hatte. »Hier hast du den Kurs und die Umsätze von Mercator seit Ende letzten Jahres. Schau dir mal gut an, wie sich Kurs und Umsätze entwickelt haben.«

Oscar konnte es sehen. Die Grafiken auf dem Bildschirm, eine rote Linie für den Kurs und eine gelbe für die Umsätze, hatten einen interessanten Verlauf. Bis zum Jahresende ging die rote Linie stetig nach oben. Nach dem 3. Januar – dem Tag, an dem Bloomfield TV die Entdeckung der falschen Euros bekannt gegeben hatte – brach der Kurs von Mercator zusammen. 10, 15, 20, 25 Prozent nach unten. Als der Kurs seinen Tiefstand erreicht hatte, wurden Aktien gekauft. Das Volumen dieser Ankäufe war enorm. Danach veränderte sich der Kurs bis zum Wochenende kaum. Nach dem Wochenende gab es eine vorsichtige Steigung. Das war nach dem Gerücht über die bevorstehende Übernahme. In diesen Tagen wurde kaum etwas verkauft, jeder behielt seine Aktien, um auf die Höhe des endgültigen Übernahmeangebots zu warten.

Und auf einmal fingen heute, am Montag, dem 14. Januar, die Verkaufsordern an einzulaufen. In wenigen Stunden wurde ein riesengroßes Paket von einer Schweizer Bank, die im Namen einer anonymen Stiftung in Liechtenstein auftrat, abgestoßen.

»Weißt du, was das bedeutet?«, fragte Step, nachdem sie sich davon vergewissert hatte, dass Oscar sich die Daten genau angesehen hatte. Sie zeigte mit einem Stift auf den Bildschirm. »Das zeigt, dass es einen direkten Zusammenhang zwischen dem Bekanntwerden der Euro-Fälschungen, den Umsätzen mit Mercator-Aktien und der so genannten Übernahme gibt. Nur: wie bekommt man Beweise in die Hand?«

Oscar zuckte die Schultern. Doch sein Gefühl der Niedergeschlagenheit dauerte nur kurze Zeit. »Warte einmal«,

bemerkte er aufgeregt. »Ich war gerade dabei, etwas mit Fred Crone zu regeln, als du angerufen hast. *Data mining.* Ich muss ihn zurückrufen. Nun wissen wir, über wen er Daten sammeln muss. Schau du doch inzwischen, wie die Märkte sich weiter entwickeln.«

»Siehst du, die Märkte helfen immer«, lachte Step. Sie hatte ihre gewohnte Sicherheit zurückgewonnen.

Oscar nahm ein Telefon auf Stepps Schreibtisch und tippte Crones Nummer ein. »Ich warte schon die ganze Zeit«, beschwerte sich der Sicherheitsbeauftragte. »Mensch, ich wollte schon gehen.«

Oscar unterbrach ihn. »Gut, dass Sie noch da sind, Herr Crone. Wir brauchen dringend Ihre Hilfe.«

»Prima. Ich habe mir inzwischen etwas ausgedacht, wie Informationen aus den Datenbeständen des Computersystems schnell abgerufen werden können. Ohne dass es bemerkt wird.«

»Fantastisch. Sie müssen alle Informationen sammeln, die Sie finden können. E-Mails, Zahlungen, Handy-Einwahlknoten, Hotelrechnungen, ganz egal. Über den Zeitraum von kurz vor Weihnachten bis zu diesem Wochenende. Und so schnell wie möglich.«

»Ich rufe Sie an, sobald ich etwas habe. Aber von welcher Person, wenn ich fragen darf?«

»Von Olivier van Saxenburgh«, erwiderte Oscar instinktiv.

»Das kann ich nicht machen.« Crone klang entrüstet. »Van Saxenburgh ist mein höchster Chef. Es geht gegen alle meine Prinzipien, die elektronischen Spuren meines Vorgesetzten zu überprüfen, das verstehen Sie doch, oder? Jedenfalls nicht ohne Auftrag einer Person, die dazu befugt ist – und bei allem Respekt, das sind Sie, Herr Straver, nicht.«

41. Data mining

Eine halbe Stunde nach Börsenschluss gab der Vorstand der Mercator Bank eine dreizeilige Erklärung an die Öffentlichkeit, mit dem Inhalt, dass man sich nicht über ein Übernahmeangebot habe einigen können.

Keines der Vorstandsmitglieder war zu einer Stellungnahme bereit. Van Saxenburgh verschwand unbemerkt mit dem Aufzug für Vorstandsmitglieder zur Garage, wo sein Chauffeur auf ihn wartete. Boonzaayer und Crommelin verließen die Bank, ohne ein Wort zu sagen. Sobald die beiden externen Berater die Erklärung abgefasst hatten, machten sie, dass sie in ihren Mietfahrzeugen fortkamen. Die Journalisten, die den ganzen Tag vor dem Eingang der Bank gewartet hatten, mussten unverrichteter Dinge in ihre Redaktionen zurückkehren. Louise, die Vorstandssekretärin, erhielt die Aufgabe, die Erklärung im Versammlungssaal der Bank den Mitarbeitern bekannt zu geben.

Die Bestürzung war groß. Jeder wusste, was dies bedeutete: die Bank blieb zwar selbstständig, aber sobald die Börse eröffnete, würde der Kurs von Mercator zusammenbrechen. Danach würde es zu Kündigungen kommen.

Olivier van Saxenburgh war spurlos verschwunden. Oscar versuchte ihn anzurufen, doch weder auf seinem Handy noch bei ihm zu Hause bekam er Verbindung. Er hinterließ mehrere Nachrichten mit der Bitte, ihn zurückzurufen, auch wenn er sich keine Illusionen machte, dass van Saxenburgh darauf reagieren würde.

Niedergeschlagen blätterte Oscar in seinem Zimmer noch einmal sein gesammeltes Material durch. Wieder einmal

schaute er flüchtig die PR-Unterlagen von Euroville an. Vergnügen, Entspannung, Kasino, Golfbahn, Kinderparadies, Hotel, Sauna und Massage – alles nichts Neues. Die Namen der Führungskräfte des Parks interessierten ihn nicht. Die Namen der Sponsoren dann schon eher, genauso wie die der Europarlamentarier, die die Subvention bewirkt hatten. Doch auf der letzten Seite stutzte er. Er kannte auch diese Seite längst, aber erst diesmal fiel sie ihm auf. *Euroville Investments S.A. Aufsichtsrat: Simone Bourdieu, Jürgen Köhler, Wilhelm Neumann und Olivier van Saxenburgh.*

Moment mal! Hier standen einige der Namen, die der Journalist der *Financial Times*, David Morgan, als Netzwerk bezeichnet hatte. Er hatte das Netzwerk von Kontakten gemeint, das Boonzaayer mit anderen Bankern, die am Konsortium für die Euroville-Obligationsanleihe beteiligt gewesen waren, hergestellt hatte. Es war Morgan entgangen, dass Euroville auch ein anderes Netzwerk zusammengebracht hatte, das Netzwerk von vier Bankern der Plejaden-Gruppe. Die vier Banker, die er Samstagmorgen im Frühstückssaal von Euroville getroffen hatte. Van Saxenburgh, Köhler, Neumann und eine Frau, die – dessen war er sich sicher – Bourdieu hieß! Diese vier mussten im Zentrum des Rätsels stehen.

Oscar starrte noch immer auf die vier Namen, als Crone anrief und ihn bat vorbeizukommen. Zusammen mit Step eilte er zum Zimmer des Leiters des Sicherheitsdienstes.

»Verzeihen Sie mir«, sagte Crone. Er wirkte beunruhigt. »Sie hatten Recht, es scheint wirklich etwas im Argen zu liegen. Diese gescheiterte Übernahme… und es ist schon sehr seltsam, dass van Saxenburgh einfach so verschwunden ist.«

»Sie helfen uns also?«

Crone nickte ernst. »Die Zukunft von Mercator steht auf dem Spiel.« Er grinste. »Ich habe schon mit der Arbeit angefangen.

Allerdings ist das Ergebnis meiner Nachforschungen bisher nicht sonderlich ergiebig…«

Daten über van Saxenburghs Handys, so erzählte er, standen nicht zur Verfügung. Der Telecom-Mitarbeiter war nicht bereit gewesen, diese Daten ohne juristischen Auftrag weiterzugeben. Mit den Angaben über seine Kreditkarte verhielt es sich nicht anders. Die Kreditkartenunternehmen gaben ohne Fahndungsersuchen nichts an die Öffentlichkeit.

»Ich habe versucht, einen meiner ehemaligen Polizeikollegen einzuspannen, aber auch das hat keinen Erfolg gehabt«, berichtete Crone. »Es ist wie verhext! Selbst unsere eigene Buchhaltung kann uns nicht weiterhelfen. Durch die Weihnachtstage und die Zeit zwischen den Jahren sind die Leute dort mit der Eingabe der Daten im Verzug, sie haben die Angaben des letzten Monats noch nicht verarbeitet.«

Oscar stöhnte. Nirgendwo war eine Spur von van Saxenburgh zu finden, jedenfalls nicht innerhalb weniger Stunden!

»Ich habe auch einen Ausdruck der Daten seines Mitarbeiterausweises machen lassen. Das heißt, wir wissen, wann er das Gebäude betreten und verlassen hat.«

»Und?«, fragte Step gespannt.

Crone zuckte die Schultern. »Nichts. Er war nicht zu unüblichen Zeiten in der Bank und ebenso wenig in den Sicherheitszonen. Das Einzige, was wir tun können, ist, in van Saxenburghs Computer nachzusehen. Deshalb habe ich unseren Systemmanager gebeten, uns zu helfen. Er kennt wie kein anderer das Innenleben unseres Computersystems. Das ist unsere letzte Hoffnung.«

Etwas später standen Step, Oscar und Fred Crone um einen Computer im Arbeitszimmer des Systemmanagers Tom Coops. Sie starrten gespannt auf den Bildschirm. Es war fast acht Uhr

abends. Bis auf das Reinigungspersonal und die Mitarbeiter der Sicherheitsabteilung war niemand mehr im Gebäude. Alle anderen Mercator-Angestellten waren verwirrt und desillusioniert nach Hause gegangen.

Coops war ein langer, magerer Mann und der Einzige im ganzen Gebäude, der sich nicht an die Kleiderordnung der Bank anpasste. Er erschien auf der Arbeit immer in einer schwarzen Jacke, schwarzem T-Shirt und schwarzen Jeans. Niemals in Hemd und Krawatte. Seine halb langen Haare band er manchmal zu einem Pferdeschwanz zusammen. Bei Mercator fiel er aus dem Rahmen, aber er lebte auch in einer anderen Welt.

»Schauen wir einmal, welche Internet-Sites van Saxenburgh besucht hat und versuchen wir, seine E-Mails zu öffnen«, sagte Coops fast gelangweilt, als sei diese Art Überprüfungen für ihn die normalste Sache der Welt. Er klickte auf *Benutzerkontrolle* und suchte auf der Namensliste nach van Saxenburgh. Auf dem Bildschirm erschien: *Full Name: van Saxenburgh, O.F. Vorsitzender des Vorstands.*

»Genau, dich brauchen wir«, murmelte Coops. Es störte ihn anscheinend nicht im Geringsten, dass er dabei war, die elektronischen Spuren seines obersten Chefs aufzuspüren. Step, Oscar und Crone schauten gespannt zu.

»Was machen Sie denn gerade?«, fragte Oscar.

»Das ist ein so genannter Systemcomputer. Der Systemmanager besitzt mehr Kompetenzen bei der Arbeit mit Computern als der Standardanwender. Ich kann die Einstellungen für jeden einzelnen Benutzer anpassen und so auch aus der Entfernung Probleme lösen, als säße ich am Computer desjenigen. Das ist ganz normal, wirklich.«

»Es, äh, wäre wohl ziemlich gefährlich, wenn man das missbrauchen würde, oder?«, fragte Step.

Coops winkte ab. »Jeder Systemmanager muss eine Erklärung unterschreiben, dass er nicht einfach so in fremden Dateien herumschnüffelt. Aber wenn es notwendig ist, nun ja… Wenn mir unser lieber Fred die Erlaubnis erteilt, werde ich jetzt das Passwort dieses Benutzers ändern.«

Er drehte sich halb um und grinste Crone an.

Crone nickte schweigend. Er war sich bewusst, dass er seine Kompetenzen gerade stark überschritt.

Der Systemmanager bewegte die Maus auf *Benutzereigenschaften* und klickte noch einmal, sodass auf dem Monitor *Änderung Passwort* erschien.

»Was könnten wir nehmen?«, fragte Tom Coops.

»Plejaden«, schlug Step vor. Sie starrte mit großem Interesse auf den Monitor.

Coops gab ein neues Passwort ein, bestätigte es, drückte auf *Enter* und schloss das Programm ganz. Er startete den Computer wieder und meldete sich diesmal mit »van Saxenburgh«, Passwort »Plejaden« an. Nach ein paar Sekunden erschien auf dem Monitor: *Willkommen, Herr van Saxenburgh.*

»So, das haben wir. Der Computer denkt, dass Olivier sich angemeldet hat. Jetzt haben wir Zugang zu seinen Dateien«, sagte er zufrieden.

»Ich wusste nicht, dass das so einfach ist«, rief Oscar ungläubig.

»Ach«, antwortete Coops bescheiden, »die meisten Anwender wissen das nicht. Und sie wissen auch überhaupt nicht, was für Schätze im tiefsten Speicher des Computers lagern. Sooo…«

Mit der Maus klickte er durch die Computerprogramme. »Jetzt rufen wir mal die gespeicherten Dateien unseres lieben Vorstandsvorsitzenden auf. Wissen Sie, von jeder E-Mail wird im Computer eine Kopie erstellt. Nicht die Nachricht reist

durch die Welt, sondern eine Kopie der Nachricht. Das Verschicken geht übrigens nicht direkt vom Anwender zum Empfänger, sondern durchläuft eine Strecke durch die verschiedenen Computer der Internet-Provider. Auf jedem Computer wird eine neue Kopie erstellt und verschickt. So zirkulieren im Cyberspace unzählige Kopien einer E-Mail.«

»Das ist ja erstaunlich!«, sagte Oscar.

»*Diamonds are forever* und fast genau so ist es mit einer E-Mail«, witzelte Step.

»In der Tat. Wenn eine Nachricht einmal gespeichert und verschickt ist, bekommt man sie nie mehr weg. Auch wenn der Anwender denkt, dass er sie entfernt hat, indem er auf *Entfernen* klickt, ist sie immer noch im Speicher irgendwo verborgen. Man wirft eigentlich nur die Buchstaben weg, nicht die Codes. Die kann man abrufen und mit fortgeschrittenen Programmen lässt sich dann der Text wiederherstellen. Das Gleiche gilt übrigens auch für das Internet. Die Namen der Sites, die ein Anwender besucht hat, lassen sich ohne große Mühe auf der Festplatte wiederfinden.«

Step und Oscar blickten verblüfft auf den Bildschirm. Sie arbeiteten beide schon seit Jahren mit Computern, doch sie hätten niemals gedacht, dass sie solche Spuren hinterließen.

»Und nun wollen wir mal sehen, was unser Chef so alles gemacht hat«, fuhr Coops unbeirrbar fort. Er pfiff entspannt durch seine Zähne. »Sollen wir seine Post lesen oder zuerst schauen, was er im Internet angestellt hat?«, fragte Coops.

»Schauen wir erst einmal ins Internet«, schlug Oscar vor. »Wir wissen jetzt, dass wir an seine Post kommen können.«

Coops ging in den *Explorer*. Olivier van Saxenburgh schien ein aktiver Internetanwender zu sein. Aber sehr wahrscheinlich war er sich der Spuren, die das auf der Festplatte zurückließ, nicht bewusst gewesen. Alle Informationen waren durch einen einfachen Mausklick aufrufbar.

Zuerst schaute der Systemmanager in die *Favoriten*, die van Saxenburgh eingestellt hatte. Es erschien eine Liste mit Finanzdienstleistern, Suchprogrammen, Medien, touristischen Zielen und einige Sites, die sich nicht direkt zuordnen ließen. Danach klickte er auf *Verlauf*. Links am Monitor erschien eine Tages- und Wochenübersicht der Sites, die van Saxenburgh besucht hatte. Coops klickte sie nacheinander an. Oscar, Step und Crone schauten fasziniert, wie die Streifzüge des Vorstandsvorsitzenden der Mercator Bank im Internet sichtbar wurden.

Einige Male hatte van Saxenburgh die Websites der Berater von *off-shore companies* besucht. Sie boten Informationen über Steuerhinterziehung, die Eröffnung von Bankkonten und die Gründung von Stiftungen in Steuerparadiesen und über Tipps zur Emigration wegen steuerlicher Probleme. Auf einer anderen Site hatte van Saxenburgh Kaufangebote für Segeljachten in der Karibik gesucht.

»Was ist das?«, fragte Oscar, er zeigte auf eine Website, die van Saxenburgh zuletzt besucht hatte. *Travel.com.*

»Ich glaube, dort kann man Flüge buchen.«

»Schau mal, was er da gemacht hat«, sagte Oscar aufgeregt.

Coops klickte die Zeile an. Der Monitor füllte sich mit Daten.

»Aha«, murmelte der Systemmanager. »Hier war jemand aktiv!«

Coops klickte weiter. Amsterdam-Cayman Islands. Van Saxenburgh hatte alle möglichen Routen herausgesucht – über New York, Detroit, Atlanta, Miami und Mexiko. Die Cayman Islands waren aus Amsterdam schwer zu erreichen. Schließlich hatte er bei Continental Airlines von Paris über Miami gebucht. Für den Flug von Amsterdam nach Paris hatte er zwei Plätze gebucht – Flug AF 2241, 15. Januar 2002, Abflug 07.50 Uhr.

»Das ist ja schon morgen früh!«, rief Step.

»Allerdings!«, rief Crone triumphierend. Die ganze Zeit hatte er schweigend auf die elektronischen Wunder gestarrt, die der Systemmanager zum Vorschein zauberte. »Er fliegt morgen auf die Caymans. Der Grund ist klar: Wenn er erst einmal dort ist, kann er nicht mehr verfolgt werden. Die Inseln liefern nämlich keine Finanzflüchtlinge aus.«

42. Letzter Aufruf für den Flug AF 2241

Es war Viertel nach sechs, als Oscar und Step am nächsten Morgen auf dem Amsterdamer Flughafen Schiphol ankamen. Step hatte ihre Nachbarin gebeten, Belle heute Morgen zum Kindergarten zu bringen.

Es war nicht schwer, den Check-in-Schalter der Air France zu finden. Aber Personal war nicht in Sicht; an den Informationsständen der anderen Fluggesellschaften und der Reisebüros arbeitete noch niemand. Außer einigen einsamen Fluggästen befanden sich in der Halle nur einige Reinigungskräfte, die mit ihren breiten Mops die Böden wischten.

Sie stellten sich unauffällig hinter eine üppige Pflanze bei einem Informationsstand; von dieser Position aus konnten sie den Air-France-Schalter gut im Auge behalten. Auf dem Bildschirm mit den Abflugzeiten sahen sie, dass Flug AF 2241 mit Ziel Paris Charles De Gaulle pünktlich abfliegen würde.

Um halb sieben öffnete das Bodenpersonal von Air France den Check-in-Schalter und allmählich trafen die Passagiere ein. Auch an anderen Schaltern bildeten sich Schlangen. Schiphol erwachte, und wie an jedem Morgen würde es hier bald sehr hektisch werden.

Olivier van Saxenburgh und seine Frau Geraldine betraten die Abflughalle um 6 Uhr 40. Sie waren sehr pünktlich, denn sie hatten keine Lust gehabt, noch länger zu Hause zu warten. Die Nacht war kurz gewesen und vor ihnen lag ein langer Tag. In bunter Freizeitkleidung und mit einigen Koffern und Taschen blieben sie einen Augenblick stehen, um sich zu orientieren. Olivier blickte suchend um sich, kontrollierte auf

dem Bildschirm die Abflugzeiten und zeigte in Richtung des Air-France-Schalters. Gerade als sie sich anstellen wollten, um einzuchecken, kamen Oscar und Step aus ihrem Versteck.

»Was für eine Überraschung, Olivier, fliegen Sie heute Morgen auch nach Paris?«, sagte Oscar mit gespielter Verwunderung, während er auf ihn zuging. Step blieb schräg hinter ihm stehen.

Olivier van Saxenburgh drehte sich erschrocken um. Als er Oscar erkannte, sah man die Fassungslosigkeit auf seinem Gesicht. Doch er fing sich schnell wieder. »Guten Morgen, Oscar, treffe ich Sie schon wieder an unerwarteter Stelle! Sie sind ja auch ein Frühaufsteher.«

Geraldine stellte ihren Rollenkoffer hin und runzelte fragend die Stirn. Ein Mann, der hinter ihr stand, fragte irritiert, ob sie vorhätte, noch länger den Zugang zum Check-in-Schalter zu blockieren. Darauf verließen sie und van Saxenburgh die Schlange.

»Sie kennen meine Frau?« Van Saxenburgh zog Geraldine an sich. Obwohl Oscar sie in der Silvesternacht auf dem Dam getroffen hatte, stellte van Saxenburgh sie ihm vor. Geraldine nickte Oscar ohne besondere Wärme zu.

»Es war sicher eine große Erleichterung für Sie, dass die Fusion nun doch nicht stattfinden wird«, sagte Oscar und versuchte, die Anspannung in seiner Stimme zu unterdrücken.

»Oja«, antwortete van Saxenburgh eilig, »Sie können sich vorstellen, was für ein unglaublicher Schock diese ganze Übernahme-Geschichte für mich gewesen ist. Deshalb habe ich gestern nichts mehr von mir hören lassen und wir« – er nickte in die Richtung von Geraldine – »haben beschlossen, ein wenig Urlaub zu machen. Wir fliegen nach Paris und dann, äh, fahren wir weiter zu einem Haus von Geraldines Familie auf dem Land. Dort wollen wir uns von dem Durcheinander der letzten Tage erholen.«

Step, die bis zu diesem Augenblick hinter Oscar geblieben war, trat jetzt vor. »Es war überhaupt kein Schock für Sie!«, sagte sie wütend. »Die so genannte Übernahme wurde sorgfältig vorbereitet. Und kein anderer als Sie hat das alles inszeniert!«

Van Saxenburgh blickte bestürzt die Frau an, die neben Oscar aufgetaucht war. Ihr Gesicht kam ihm bekannt vor, aber er konnte sich nicht so schnell erinnern, woher er sie kannte. Er flüsterte Geraldine einige Worte auf Französisch zu und bemerkte dann trocken: »Ich glaube nicht, dass wir uns kennen.«

Nun ergriff Oscar die Initiative. »Dieses Mal möchte ich Sie unter vier Augen sprechen. Ich schlage vor, dass wir irgendwo hingehen«, sagte er mit fester Stimme.

Van Saxenburgh zögerte einen Moment. Dann gab er Geraldine seinen Pass und die Tickets und flüsterte ihr etwas zu. Zusammen mit Oscar nahm er die Rolltreppe zum Zwischenstockwerk, wo gerade eine Kaffeebar aufmachte. Sie bestellten einen Cappuccino und setzten sich an einen der Plastiktische zwischen pastellfarbenen Kunststofflampen. Sie konnten die Check-in-Schalter eine Ebene weiter unten sehen. Dort stand Geraldine mit vier Koffern in der Schlange. Oscar sah, wie Step mit schnellen Schritten in eine andere Richtung davonging, und nickte zufrieden. »Wer ist diese Frau?«, schnaubte van Saxenburgh, sobald sie Platz genommen hatten.

»Stephanie Horlick«, antwortete Oscar. »Sie arbeitet bei Mercator im Handelssaal. Ist sie Ihnen am Samstagmorgen im Frühstückssaal von Euroville nicht aufgefallen?«

»Wie kam sie zu dieser unsinnigen Anschuldigung?« Van Saxenburgh versuchte seine selbstsichere Haltung wiederzugewinnen, aber es gelang ihm nicht ganz.

Das war der Augenblick, über den Oscar in der vergangenen Nacht mit Step sehr lange geredet hatte. Er musste Olivier van

Saxenburgh – seinen Chef, der ihn eingestellt, ihn bei seiner Arbeit motiviert, ihm vertraut und ihm den Auftrag gegeben hatte, die Euro-Fälschungen aufzuklären – beschuldigen, dass er ein Betrüger und Fälscher war. Oscar musste dem Mann, den er bewundert hatte, die Wahrheit direkt ins Gesicht sagen.

Die Zeit war knapp und Step hatte ihm ans Herz gelegt, ohne Umwege zur Sache zu kommen. Das war die einzige Möglichkeit. Oscar war nervös wie selten zuvor. Er strich sich immer wieder mit seiner Hand durch die Haare.

»Hören Sie, Olivier, Sie müssen in einer Dreiviertelstunde weg. Ich möchte also sofort klarstellen, wie die Situation aussieht. Wir wissen, was geschehen ist. Alles. Die Fälschungen. Euroville. Das Übernahmegerücht. Der Aktienverkauf. Ihre Tickets, mit denen Sie fliehen wollen. Alles.«

Van Saxenburgh blickte ihn fassungslos an. Er wurde bleich, und seine Hände lagen bewegungslos auf dem Tisch. Schließlich stieß er mit verzerrter Stimme hervor: »Was für lächerliche Anschuldigungen. Haben Sie wirklich gedacht, dass ich meinem Lebenswerk, der Mercator Bank, einen solchen Schaden zufügen würde? Von Ihnen habe ich mehr erwartet, Oscar. Was Sie behaupten, enttäuscht mich zutiefst. So kopflos kenne ich Sie ja gar nicht. Wie kommen Sie dazu, sich von dieser Frau aus dem Handelssaal so in die Irre führen zu lassen?«

»Es tut mir leid, Olivier, und Sie können mir glauben, dass das jetzt für mich ein schrecklich unangenehmer Augenblick ist. Sie wissen, wie viel Respekt ich immer vor Ihnen gehabt habe. Aber das ist vorbei. Die Realität hat uns eingeholt.«

»Hören Sie doch auf, Oscar! Die Realität nennen Sie das? Fantasie meinen Sie wohl! Was Sie behaupten, ist völlig verrückt. Trinken Sie in Ruhe Ihren Kaffee, ich muss jetzt gehen. Geraldine wartet unten, mein Flug geht gleich.«

Van Saxenburgh machte Anstalten, sich zu erheben, den Cappuccino hatte er nicht angerührt. Oscar drückte ihn wieder in den Stuhl zurück.

»Einen Moment. Bevor Sie verschwinden, möchte ich Klarheit haben«, sagte er scharf. »Ich möchte jetzt von Ihnen genau hören, wie alles geschehen ist. Und um Sie davon zu überzeugen, dass ich nicht nur irgendeinen Unsinn rede« – er suchte etwas in seiner Jackentasche –, »schauen Sie sich das einmal an. Das hat die vierjährige Tochter von Stephanie vorgestern in der Euroville-Druckerei gefunden.«

Auf Oscars Handfläche lag ein Streifen mit silberfarben schimmernden ovalen Hologrammen.

»Noch etwas habe ich mitgenommen. Einen Euroville-Geldschein.« Er legte eine Banknote aus dem Vergnügungspark auf den Tisch. Danach holte er aus seiner Jacke einen 500-Euro-Schein, den er in der Silvesternacht behalten hatte. Seine Nervosität hatte sich gelegt. »Die gefälschten 500-Euro-Scheine sind mit demselben Papier und mit diesem ovalen Hologramm hergestellt worden.«

Olivier van Saxenburgh war noch blasser geworden. »Ein vierjähriges Mädchen«, flüsterte er.

Oscar nickte. Jetzt knickt er ein, dachte er.

Aber der Chef der Mercator Bank gab noch nicht auf. »Und was habe ich damit zu tun?«, rief van Saxenburgh wütend. »Auch wenn Sie Recht hätten mit dem Kinderkram hier, warum soll ich etwas damit zu tun haben? Nein, Oscar, Sie lassen sich durch meine Gegner missbrauchen.«

Unten in der Abflughalle wurde es voller. Im Hintergrund hörte man das Stimmengewirr der Passagiere und aus den Lautsprechern erklangen Informationen über eintreffende und abfliegende Maschinen. Am Tisch neben Oscar und Olivier hatte sich eine laute Gruppe Jugendlicher niedergelassen.

»Was Sie damit zu tun haben, ist das Euroville-Netzwerk. Ihr Netzwerk mit Simone Bourdieu, Jürgen Köhler und Wilhelm Neumann.

Und diese Personen haben…« Oscar konnte seinen Satz nicht beenden. Olivier van Saxenburgh schlug die Hände vor das Gesicht, sein Körper zuckte.

Die Jugendlichen am Nachbartisch glotzten.

»Es tut mir leid, Oscar«, sagte van Saxenburgh und versuchte vergeblich, seine Fassung wiederzugewinnen. Sein Gesicht war tränennass. »Es tut mir leid, was ich Ihnen angetan habe. Sie bedeuten mir viel, wissen Sie.«

Oscar blickte ihn schweigend an. Wie er ihm jetzt gegenübersaß, machte van Saxenburgh einen erbärmlichen Eindruck.

»Lassen Sie mich nicht im Stich«, bat van Saxenburgh. »Erinnern Sie sich noch an unsere Treffen? Ich habe sie immer sehr genossen. Wir waren ein Team. Wir waren Freunde.«

»Erzählen Sie besser, was geschehen ist«, antwortete Oscar kühl. Er wusste, dass sie nicht mehr viel Zeit hatten.

»Ach, Oscar. Sie sollten wissen, wie leid mir das tut. Ich hätte niemals damit anfangen sollen.«

Olivier van Saxenburgh begann zu erzählen, zuerst langsam, abgehackt, aber dann immer schneller und zusammenhängender.

Im Jahr 1998 hatte alles angefangen. Olivier van Saxenburgh war durch die Fusion seiner Bank erbarmungslos aus dem Unternehmen entfernt worden und wollte etwas Neues beginnen. Anfang 1999 reiste er durch Europa, auf der Suche nach neuen Herausforderungen. So kam er in Deutschland in Kontakt mit Jürgen Köhler und Wilhelm Neumann und in Frankreich mit Simone Bourdieu. Köhler kam von der EZB

und hatte gerade zu einer Münchner Bank gewechselt, Neumann hatte vorher bei der Bundesbank gearbeitet und war heute Vorstandsmitglied einer Bank in Düsseldorf. Frau Bourdieu arbeitete für eine Bank in Lyon.

Gestärkt durch die Ermutigungen, die er von ihnen erhalten hatte, gründete van Saxenburgh die Mercator Bank. Gemeinsam mit den Banken von Köhler, Neumann, Bourdieu und einigen weiteren kleinen Banken in Italien, Finnland und Spanien bildete er eine Kooperation, die Plejaden-Gruppe.

An einem Sommerabend im Jahre 1999 saßen sie zu viert in einem Münchner Gartenlokal bei einer Flasche Spätlese und redeten über ihren gemeinsamen Widerwillen gegen den Euro. Alle vier hatten einen persönlichen Grund für diese Haltung: Neumann mit seiner Nostalgie für die D-Mark war vehement gegen den Euro, Köhler war verbittert, da man seine Warnungen über die Kriminalität, die der Euro anziehen würde, nicht ernst genommen hatte und Bourdieu hasste die neue Währung, seit sie mit dem von ihr organisierten Wettbewerb für die Gestaltung des Euros erfolglos geblieben war. Van Saxenburgh wiederum machte den Euro für den Fusionsprozess der Banken, dessen Opfer er war, verantwortlich.

Und Euroland, wie das Gebiet der Länder, die den Euro eingeführt hatten, genannt wurde – das war doch lächerlich. Eine Währungsunion mit einem Namen wie Disneyland, Land der Schlümpfe oder Legoland! Nach der fünften Flasche Wein hatten sie einen trotzigen Plan entworfen. Sie wollten einen Vergnügungspark mit Europa als Thema aufmachen. Dort sollte man dann mit Pseudo-Euros bezahlen. So entstand die Idee für den Freizeitpark Euroland.

Zuerst war es ein Scherz, ein Schabernack, bei dem reichlich Alkohol im Spiel gewesen war. Es war ihre Art, Spott mit der künstlichen Währung Europas zu treiben.

Aber war die Idee denn so abwegig? Je mehr sie darüber nachdachten, umso klarer wurde ihnen, dass ein solches Projekt ein kommerzieller Erfolg werden könnte: Warum sollte es keinen europäischen Themenpark geben, gelegen in Luxemburg, leicht erreichbar von Frankreich, Deutschland und den Benelux-Staaten? In Japan waren Themenparks Kassenfüller. Sie dachten sich einen besseren Namen aus – *Euroville* – und beschlossen eine Investmentgesellschaft zu gründen, Euroville Investments S.A. Zu viert würden sie den Vorstand bilden.

Es war alles ganz einfach gegangen. Regierungen und Unternehmen unterstützten sie, das Europäische Parlament gab eine Startsubvention. Der Bau wurde durch die Ausgabe einer Obligationsanleihe finanziert. LoDo Boonzaayer übernahm für Mercator die Leitung über das Ausgabe-Konsortium, da er mit seinem Hintergrund bei Morgan Stanley die besten Kontakte in der Londoner City und der Wall Street hatte. Mit seinem Verkäuferteam brachte er eine Anleihe von einer Milliarde Euro für den Vergnügungspark auf den Markt. Im Sommer 2001 eröffnete Euroville feierlich in Anwesenheit führender Persönlichkeiten aus der europäischen Politik und Finanzwelt.

Die Initiatoren hatten gedacht, dass der Park seine eigene Währung haben müsste, genauso wie die Muscheln in den Feriendörfern des Club Med. Madame Bourdieu sah ihre Chance, die aus ihrem Wettbewerb als Sieger hervorgegangenen Euro-Entwürfe doch noch drucken zu lassen. So erschienen die Köpfe der europäischen Kulturgeschichte auf dem Euroville-Geld: Erasmus, Voltaire, Beethoven, Cervantes, Galilei, Shakespeare und Mozart.

An diesem Punkt entwickelten die Verschwörer einen anderen Plan, der ihnen nach anfänglichem Zögern immer besser gefiel. Alle wussten, dass Neumann und Köhler, als sie noch bei der Bundesbank und bei der EZB arbeiteten, zwei

unsaubere Aktionen geleitet hatten. Ziel dieser Aktionen war, die verhasste neue Währung in Schwierigkeiten zu bringen und das Vertrauen in den Euro zu untergraben. Die beiden Banker hatten einen Hologrammstempel und Banknotenpapier stehlen lassen. Es war nicht einfach gewesen, den Stempel auf einem Flug von Paris nach München verschwinden zu lassen. Für den Diebstahl des Papiers waren die Voraussetzungen günstiger gewesen. Neumann hatte den Auftrag gehabt, einen Test mit dem ausgemusterten Banknotenpapier durchzuführen, um zu untersuchen, ob man es zu Kompost verarbeiten könne. Er sorgte dafür, dass der LKW, der die Papierfabrik in einer regnerischen Novembernacht verließ, nach einigen Kilometern auf einer schmalen bayrischen Landstraße blockiert und leer geräumt wurde. Die polizeilichen Ermittlungen führten zu keinem Ergebnis.

Mit den Diebstählen wollten Köhler und Neumann in der Öffentlichkeit den Eindruck erwecken, dass die Sicherheitsbedingungen bei der Produktion des Euro-Geldes ungenügend seien. Pech für sie, dass die Diebstähle kein großes Aufsehen erregten. Niemand war in dieser Zeit an einem peinlichen Skandal interessiert, der dem Ruf der EZB schaden oder die Fälschungssicherheit des Euros in Misskredit bringen könnte. Man wollte keine Affäre und deshalb wurden beide Zwischenfälle unter den Tisch gekehrt.

Doch Köhler und Neumann hatten noch einen weiteren Grund für ihre Diebstähle. Sie planten, mit dem Banknotenpapier eine geringe Menge falscher Euros herzustellen. Das Falschgeld sollte möglichst bald nach der Einführung des Euro-Geldes entdeckt werden. Dadurch, so hofften sie, ließe sich eine Stimmung gegen den Euro aufbauen. Ihr Problem war nur, dass sie viel mehr Papier hatten, als sie für ihre Fälschung benötigten.

Da kam der Runde der Verschwörer die Idee: Warum nicht das Euroville-Geld auf dem gestohlenen Papier drucken? Und warum nicht die Druckerei des Parks für die Fälschung der Euros nutzen? Auf diese Weise wurden die vorhandenen Mittel bestmöglich genutzt und das verschwundene Banknotenpapier auf elegante Weise entsorgt. Allen gefiel auch der Gedanke, dass das im Park verwendete Geld echt aussehen würde und nicht wie billiges Spielgeld. Bald waren sie begeistert von diesem Plan.

Nach langen Diskussionen beschlossen sie, für die Fälschungen den Original-Hologrammstempel doch nicht zu verwenden. Die Blüten durften auch nicht zu perfekt sein, sonst wurden sie womöglich gar nicht als solche erkannt. Als geeigneten Drucker hatten die vier Banker Barbero ausgewählt, von dem sie wussten, dass er noch eine Rechnung mit der Banca d'Italia, die die italienischen Euros druckte, zu begleichen hatte. Aber Barbero weigerte sich mitzuarbeiten. Er war ein Drucker mit Berufsehre; mit Fälschungen wollte er nichts zu tun haben. Sein Kollege, Massimo Salvarretti, hatte weniger Skrupel. Gegen gutes Geld war er in seiner freien Zeit zu einigen Überstunden zu bewegen. Salvarretti hatte auch noch einen guten Bekannten bei der Sicherheitsabteilung von Euroville, der die notwendigen logistischen Hilfsarbeiten übernehmen konnte. Alles war bereit, die Blüten herzustellen.

Die Gestaltung von eigenem Euroville-Geld und die Planung der Bauwerke in diesem Freizeitpark waren jedoch noch nicht das Ende des kreativen Denkprozesses, an dem die vier Personen teilnahmen. Da sie Luxemburg als Standort gewählt hatten, sprach man bereits in einem frühen Stadium von den Möglichkeiten, die ein Kasino für Geldwäsche zur Verfügung stellte und damit verbunden dem Umtausch nationaler Währungen in Euros. Die vier Banker wussten nur zu gut, dass ihre Banken in Luxemburg alle etwas mit steuerlich nicht

gemeldetem Geld zu tun hatten, und es war ihnen klar, dass der Austausch der alten Währungen in den Euro hier besondere Möglichkeiten bot. Ihre Kunden mussten ihr Schwarzgeld umtauschen. Und warum sollten die Plejaden-Banken, die Euroville gegründet hatten, hier nicht eine Lösung anbieten? So entstand die Idee des *Service magique* für die Sonderkunden der Plejaden-Banken. Und als Erste würden sie davon profitieren. Noch bevor der Euro in Umlauf kam, brachten sie beträchtliche Privatsummen an steuerlich nicht gemeldetem Geld zum Freizeitpark, um es später sicher umtauschen zu können.

Van Saxenburgh übernahm die Verteilung der falschen Euros. Sie sollten geschickt nach und nach in Umlauf gebracht werden, sodass nicht mehr nachzuweisen war, durch welche Hände sie gegangen waren. Schließlich sollten die Plejaden-Banken durch die ganze Sache keinen Schaden haben. Er gab seinen Kollegen kleine Mengen an Banknoten mit, die sie lancieren sollten. Doch dann passierte die Panne. Schuld daran war die Habgier von Massimo Salvaretti. Als Mitte Dezember die Verteilung der Euro-Banknoten begann, druckte er ein ganzes Päckchen 500-Euro-Banknoten mehr, als er sollte und verpackte es sorgfältig. Dann versah er es mit einem Strichcode, den er von einem Paket mit Guldennoten, das in die Niederlande zurückgebracht werden sollte, entfernt hatte. Seine Chefs, dachte er, würden schon nichts davon merken. Brinks sollte die Euros auf einer regulären Fahrt bei Euroville abholen und bei Mercator abliefern. Salvaretti war überzeugt davon, dass niemand merken würde, dass die Sendung nicht aus zurückzugeleitenden Banknoten, wie auf dem Frachtbrief angegeben, bestand, sondern aus gefälschten Euros. Die Gulden blieben in Euroville, der Drucker wollte sie später umtauschen und damit auf einen Porsche hinsparen. Alles schien unglaublich einfach.

Währenddessen wiegten sich die Verschwörer in Sicherheit. Sie konnten einander nicht gefährlich werden. Van Saxenburgh wusste über die verschwunden Materialien, an denen Köhler und Neumann beteiligt gewesen waren, Bescheid. Seinen Kollegen waren wiederum die Privatkonten van Saxenburghs bekannt, denn der Chef der Mercator Bank hatte sein Schäfchen längst im Trockenen. Eifrig nutzte er die finanziellen Schleichwege, die er vor einem Jahr auf Anraten von Cees Crommelin in Liechtenstein aufgebaut hatte, um seine privaten Finanzen durch eine Vermögensstiftung dem Zugriff seiner Exfrau und des Fiskus zu entziehen. Die vier Plejaden-Banker waren dazu gezwungen zusammenzuhalten, sie waren Komplizen, gefangen in ihren gegenseitigen Verstrickungen, jederzeit von den anderen erpressbar.

Trotz des gefährlichen Pakets mit 500-Euro-Scheinen hätte die Verteilung glatt gehen können. Doch der Eifer der Schalterangestellten Sarita Rachman ließ den Plan vorzeitig auffliegen und lenkte die Aufmerksamkeit auf die Mercator Bank, noch bevor die falschen Euros sicher an viele Stellen hatten verteilt werden können. Am Neujahrstag musste van Saxenburgh die Flucht nach vorne antreten. Es gab keine Zeit mehr, ruhig seine Transaktionen in Euroville abzuwickeln, wie er es geplant hatte. Die Kanone war nach hinten losgegangen, die Verschwörer hatten dem Euro zwar geschadet, aber auch sich selbst. Mercator war am Ende. Er musste so schnell es ging verschwinden – natürlich mit seinem Vermögen. Sehr schnell fiel van Saxenburgh eine lukrative Notlösung ein.

Als erfahrener Banker wusste er, dass der Börsenkurs von Mercator in den Keller gehen würde, sobald der Skandal an die Öffentlichkeit kam. Sein anderer Direktor, LoDo Boonzaayer, hatte ihn gewarnt, dass Mercator die Zielscheibe einer Übernahme werden könne. Wenn er nach dem Kursfall in großem Maßstab Aktien kaufte, danach ein Übernahmegerücht

in die Welt setzte und schließlich sein Aktienpaket abstieß, kurz bevor bekannt wurde, dass es überhaupt keine Übernahme gab, könnte er einen spektakulären Kursgewinn kassieren.

Mit diesem Geld würde er sich ein neues Leben mit Geraldine in einem tropischen Steuerparadies leisten können, inklusiver nagelneuer Hochseejacht. Bis die Börsenaufsicht ihm auf die Schliche kam, war er längst weg.

Es war eine Frage des Timings. Kaltblütig wie immer musste van Saxenburgh im richtigen Moment kaufen, verkaufen und flüchten. Seine Mercator-Optionen benutzte er als Sicherheit, um das Zehnfache an Aktien zu kaufen. Er kaufte, als der Markt an seinem Tiefpunkt war. Dank der Kurserholung nach dem Bekanntwerden des von ihm verbreiteten Übernahmegerüchts erzielte er einen Kursgewinn von 25 Prozent.

Van Saxenburgh schwieg. Er hatte seine Geschichte in einem Atemzug erzählt, wie einen therapeutischen Monolog. Er schien erleichtert und erschöpft zugleich.

»Das war es, Oscar. Ich habe Ihnen alles im Vertrauen erzählt und ich weiß, das Sie mich nicht im Stich lassen werden. Nun muss ich wirklich fort, mein Flug geht in einer halben Stunde.«

Er machte Anstalten fortzugehen.

»Moment mal«, sagte Oscar steif. »Ich lasse Sie gleich gehen, aber ich möchte doch noch etwas wissen. Was war mit dem Überfall in Frankfurt? Haben Sie und Ihre Freunde den auch organisiert?«

Verwirrt blickte van Saxenburgh ihn an. »Nein, nein. Das schwöre ich!«

»Okay, vielleicht war das Pech. Was ist mit Sarita Rachman? Haben Sie sie aus dem Weg räumen lassen?«

Van Saxenburgh schüttelte bewegt seinen Kopf. »Damit habe ich nichts zu tun. Ich war genauso geschockt wie Sie. Es war ein Unglück mit einem russischen illegalen Kriminellen. Und jetzt muss ich wirklich gehen. Geraldine wird sich schon Gedanken machen, wo ich bin.«

Und plötzlich wusste Oscar es. Das war der Satz, der ihn schon seit Tagen verfolgte. Ein russischer Illegaler mit einer kriminellen Vergangenheit! Bloomfield hatte das gemeldet und einen Tag vorher hatte van Saxenburgh genau dieselben Worte benutzt, als er ihn in Frankfurt anrief. Natürlich!

»Sie haben Bloomfield einen Tipp über den vermutlichen Täter…«

Van Saxenburgh winkte ab. »Bloomfield hat behauptet, dass die Russen hinter den Fälschungen stehen, und das schien mir eine perfekte Spur zu sein«, sagte er. »So konnte man von Mercator ablenken. Als ich Kagalovski sprach, habe ich ihm von Sarita Rachman erzählt, sie war am Abend vorher verunglückt. Darauf schlug Kagalovski vor: ›Dann gib doch an die Presse, dass ein russischer Krimineller sie totgefahren hat!‹ Daraufhin habe ich Bloomfield angerufen und sie sind sofort darauf eingegangen.«

»Was sind Sie doch für ein unglaublicher Schurke, den Tod dieser armen Frau so auszunutzen!«, schrie Oscar ihn an. Er konnte seine Gefühle kaum noch beherrschen, fühlte sich durcheinander, enttäuscht und verraten. Aber zur gleichen Zeit fühlte er sich auch stärker als jemals zuvor. Diesmal hatte er bis zum Ende durchgehalten, hatte die Sache, die ihm aufgetragen worden war, zu Ende geführt. Er hatte nicht aufgegeben – und war nicht in den Alkohol geflüchtet.

»This is the final call for flight AF 2241 to Paris. Passengers please check in now«, ertönte eine Lautsprecherdurchsage.

»Gehen Sie nur«, sagte Oscar.

Van Saxenburgh wischte mit der Rückseite der Hand das Gesicht trocken. Er wirkte betäubt und fahrig wie ein Mann, der gerade einen schweren Verkehrsunfall überlebt hat. Ohne ein weiteres Wort lief er die Treppe zur Abflughalle herunter. Am Air-France-Schalter stand Geraldine und winkte nervös mit den Bordkarten.

»Beeile dich, Olivier, wir sind die letzten Passagiere«, rief sie.

Oscar schaute van Saxenburgh voller Mitleid hinterher. Er wusste, was seinen ehemaligen Chef erwartete.

Step, die an einem Informationsschalter gewartet hatte, rannte auf Oscar zu und ergriff seine Hand. Gemeinsam sahen sie zu, wie van Saxenburgh hinter den Türen des D-Flugsteigs verschwand.

»Und?«, fragte Step.

»Alles. Er hat alles erzählt. Er ist vollständig zerbrochen. Hoffentlich hat das Tonband alles aufgezeichnet.«

Oscars Stimme zitterte vor unterdrückten Gefühlen. Step verstand sofort. Sie nahm ihren Freund in den Arm und hielt ihn fest.

Epilog

Olivier van Saxenburgh wurde von der niederländischen Grenzpolizei auf Schiphol festgenommen, als er das Flugzeug nach Paris betreten wollte. Geraldine wusste nicht, wie sie reagieren sollte. Olivier hatte ihr einen Segelurlaub in der Karibik versprochen – und nun endete der Urlaub plötzlich in Handschellen. Gleichzeitig wurden Neumann, Köhler und Bourdieu in ihren Banken verhaftet.

Am Mittwochnachmittag präsentierte Judy Armacost die Wirtschaftsnachrichten für Bloomfield Television. Sie befand sich in Euroville. Vor dem Hintergrund der Attraktionen des Freizeitparks kam die Starreporterin sehr gut zur Geltung. Ihre Haare waren jetzt kastanienfarben, sodass sie der winterlichen Umgebung des Parks entsprachen. Wie immer traf sie bei ihrer Reportage genau den richtigen Ton.

Allerdings hatte sie die Geschichte nicht exklusiv.

Als Erster hatte David Morgen von der *Financial Times* alles über den Fälschungsskandal und den spektakulären Niedergang von Olivier van Saxenburgh geschrieben. Mit der anonymen Hilfe von Oscar Straver und Soledad Milmontes hatte er die Ereignisse rekonstruiert, die im Mai 1998 begonnen und im persönlichen Drama des Olivier van Saxenburgh im Januar 2002 geendet hatten. Er bekam dafür einen renommierten journalistischen Preis.

LoDo Boonzaayer und Cees Crommelin wurden aus dem Vorstand der Mercator Bank entlassen. Boonzaayer, da er mit

Insiderwissen über den Fälschungsskandal seine Aktienoptionen am 2. Januar verkauft hatte, Crommelin, weil er aktiv steuerliche Schleichwege für die Kunden der Bank aufgebaut hatte. Über die Mercator Bank wurde das Vergleichsverfahren eröffnet, und man wartete auf das Übernahmeangebot seitens einer renommierten europäischen Bank.

Geraldine, Olivier van Saxenburghs Frau, dachte daran, sich scheiden zu lassen. Sie kehrte desillusioniert nach Paris zurück und arbeitete wieder in der Redaktion von *Les Echos.*

Kien und Pauline Duijker bekamen Besuch von der niederländischen Steuerfahndung. Sie erhielten einen hohen Steuerbescheid und eine Geldbuße für ihr nicht gemeldetes Vermögen. Pauline sah von einer Scheidung ab, da sie dann ihre finanzielle Bewegungsfreiheit verloren hätte, und entschied sich für eine Beziehung mit ihrem Golflehrer.

Die *Ultra-Stream-Druckpresse* von Euroville hatte alle Benutzerdaten elektronisch gespeichert. Ermittlungen ergaben, dass eines Nachts in der Woche vor Weihnachten jemand das Motiv der 500-Euro-Banknote gespeichert hatte. Dieses Motiv wurde danach in zwei Serien ausgedruckt. Massimo Salvaretti wurde in Italien festgenommen. Sein Name befand sich im Computer von Europol, da er einige Jahre zuvor wegen Passfälschung verurteilt worden war. Gegen ihn wurde Anklage wegen Verletzung des Copyrights der EZB für die Gestaltung der Euro-Banknoten erhoben; wobei Italien für dieses Verbrechen die geringste Strafe in Europa hatte.

Giuliano Barbero wurde nicht verfolgt; er blieb in Neapel, um sich um seine kranke Mutter zu kümmern. Um die Öffentlichkeit zu beruhigen, veröffentlichte die Europäische Zentralbank eine Erklärung, dass die Fälschungssicherheit der

Euro-Banknoten in jedem Fall und unter Anwendung der modernsten technischen Mittel gewährleistet sei. Das sei durch die jüngsten Ereignisse eindrucksvoll demonstriert worden. Soledad Milmontes machte Karriere und wurde zur Generaldirektorin ernannt.

Die Polizei von Frankfurt berichtete von der Festnahme einer Bande russischer Straßenräuber, die die Innenstadt schon seit Monaten unsicher gemacht hatten.

In Düsseldorf und München wurden Wilhelm Neumann und Jürgen Köhler wegen des verschwundenen Papiers und Hologrammstempels vernommen.

Die Staatsanwaltschaft in Amsterdam gab bekannt, dass ein niederländischer Drogenabhängiger den Verkehrsunfall verursacht hatte, bei dem Sarita Rachman ums Leben gekommen war. Er wurde wegen Totschlags verurteilt.

Der Themenpark Euroville wurde für unbestimmte Zeit geschlossen und zum Verkauf angeboten. Ein amerikanischer Vergnügungskonzern zeigte Interesse.

Am Abend nach den Enthüllungen sahen sich Stephanie Horlick und Oscar Straver eine Fernsehreportage über den Euro-Skandal an. Belle saß am Tisch und klebte eine Collage der Hologramme auf das Euro-Malbild, das sie im Supermarkt bekommen hatte. Die *Financial Times lag* offen auf dem Boden und neben dem Sofa stand eine halb volle Flasche chilenischer Chardonnay mit zwei Gläsern. Step zog ihre Knie aufs Sofa und rückte näher zu Oscar. Als die Sendung vorbei war, legte sie eine neue CD von Dave Matthews auf und fragte, ob Oscar immer noch Pläne für Wintersport habe.

»Wie würdest du es finden«, schlug sie vor, »wenn wir zusammen fahren? Du lässt deinen Sohn aus New York kommen und ich nehme Belle mit.«

»Das ist ein fantastischer Plan! Mike wird es toll finden!«

»Also, wo soll es hingehen? Nach Liechtenstein?«

»Hast du da etwa ein Bankkonto?«

»Nein, aber mit dir gehe ich überall hin.«

»Fahren wir doch in den Schnee, irgendwo in ein Land, wo wir ohne Sorgen mit Euros bezahlen können.«